<36636482200016

<36636482200016

Bayer. Staatsbibliothek

I. F. Volcart sc.

Omnibus incutiens blandum per pectora amorem

Lucret. L. 1.

Handbuch der Naturgeschichte

oder

Vorstellung

der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes

in

den Werken der Natur.

Erster Band,

welcher den Menschen und die vierfüßigen Thiere

enthält.

Aus dem Französischen übersezt.

Mit Churfürstl. Sächsischer allergnädigster Freiheit.

Nürnberg,

verlegts Christian Gotthold Hauffe, 1773.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Summarischer Innhalt.

Erster Band.

Erste Abtheilung.

Einleitung in die Naturgeschichte der Thiere Seite 1
Naturgeschichte des Menschen 29
Von der Geburt und dem ersten Alter 37
Von der Mannbarkeit oder den Jünglingsiahren 62
Von dem männlichen Alter 78
Von dem Alter und dem Tod 95
Von den Sinnen 115
Von dem Gesicht 122
Von dem Gehör 134
Von dem Geruche 140
Von dem Geschmack 146
Von dem Gefühle 151
Von der thierischen Oekonomie 158
Von dem Stand der Krankheit 179
Die Verschiedenheit der menschlichen Gattung 188
Die alte Welt 191
Die nordischen Völker 191
Die Völker des Orients 191
Die Völker gegen Mittag 193
Die Völker des Occidents 197
Die neue Welt 209
Der wilde Mensch, und der Seemensch 210
Von den Thieren überhaupt 222
Eintheiluug der vierfüßigen Thiere 238
Von den Hausthieren 241
Das Pferd, le Cheval 247
Beschreibung des Pferdes 250
Erziehung des Pferdes 259
Von dem Aufenthalt der Pferde 264
Von dem Futter der Pferde 269
Wie man die Pferde zahm machen soll 270
Von den Stutereien 275
Der Esel, l'Ane 281
Der Maulesel und der Jumart, le Mulet et le Jumart ou Gemmart 287

)(Zweyte

Zweite Abtheilung.

Der Ochs le Boeuf Seite 3
Von der Fütterung des Ochsen 5
Wie man die iungen Ochsen zahm machen soll 7
Von der Mästung der Ochsen 17
Die Kuh la Vache 25
Das Schaaf le Mouton - 35
Die Ziege la Chévre 46
Das Schwein le Cochon 52
Der Hund le Chien 62
Die Kaze le Chat 79
Die wilden Thiere 85
Der Hirsch le Cerf, Cervus 87
Der Damhirsch le Daim. Dama 103
Das Rehe le Chevrevil. Capreolus 107
Der Haas le Lievre. Lepus 112
Das Kaninichen le Lapin. Cuniculus, Lepus Hispanicus 119
Die Fleischfräßigen Thiere 132
Der Wolf le Loup. Lupus 134
Der Fuchs le Renard. Vulpes 142
Der Dachs le Blaireau, Meles, Melis, Taxus 148
Der Raton, der Coati, und der Agouti 151
Der Fischotter la Loutre. Lutra, Lytra, Lutris, Lutrix 152
Der Hausmarder la Fouine, Foyna, Gainus, Schismus 157
Der Feldmarder la Marté, Martes, Marta, Marterus 159
Der Iltis le Putois. Putorius 161
Das wilde Wiesel le Furet. Viverra, Furo, Furunculus 163
Das gemeine Wiesel la Belette, Mustela 165
Das Hermelin l'Hermine, Hermellanus 168
Das Eichhorn l'Ecureuil, Sciurus 169
Die Raze le Rat. Mus, Ratus 172
Die Maus la Souris, Musculus, Mus minor, Sorex 178
Die grose Feldmaus oder der Hamster le Mulot, mus agrestis und die Campagnol 179
Die Wassermaus le Rat d'Eau. Mus aquaticus 181
Das Meerschweinchen le Cochon d'Inde. Cuniculus Indus 182
Der Igel le Hérisson, Erinaceus 183
Die Spizmaus la Musaraigne. Mus araneus, und die Wasserspizmaus la Musaraigne d'Eau 189
Der Maulwurf la Taupe. Talpa 190

Die

Summarischer Innhalt.

Die Fledermaus la Chauve Souris. Vespertilio. Seite 191
Der Siebenschläfer le Loir. Glis. Die grose Haselmaus le Lerot, Mus, und die kleine Haselmaus le Muscardin, Mus avellanarum minor 195
Das Murmelthier la Marmotte. Mus Alpinus 196
Der Bär l'Ours, Ursus 199
Der Bieber le Castor, Fiber 202
Der Löwe le Lion, Leo 207
Der Tieger le Tigre, Tigris, und die andern Thiere von diesem Geschlecht 212
Die Zibethkaze la Civette, das Zibeththier le Zibet, Felis Zibethi oder Animal Zibethi, und die Genistkaze la Genette, Geneta, Gineta 222
Der Ondatra, der Desmann und der Pilori 224
Die Mouffetts oder Stinkthiere Mouffettes 226
Der Elephant l'Elephant, Elephas 227
Das Naschorn le Rhinoceros, Rhinoceros 239
Der Tapir, oder Anta 245
Das Kameel le Chameau, Camelus, und der Dromedar le Dromadaire, Camelus Dromas 246
Der Büffel le Buffle. Buffelus, und der Bubal le Bubal, Bubalus 255
Der Mouflon und die übrigen Schaafe 258
Der Axis Axis 265
Das Zebra Zebre, Zebra 266
Das Flußpferd l'Hippotame, Hippototamus 268
Das Elendthier l'Elan, Alce und das Rennthier le Renne. Tarandus Rangifer 270
Der Steinbock le Bouquetin, Ibex und die Gems le Chamois, Rupicapra 277
Das Thier Saiga 279
Die Gazellen les Gozelles, Dorcades 280
Der Condoma, Candoma, das Thier Gib le Guib, die grimmische Ziege la Grimme. Der Zwerghirsch le Chevrotin, Tragulus der Cudus le Coudous, und das Biesamthier le Musc, Moschi capreolus 286
Die Mazamen Mazames 291
Der Babirusse Babiroussa, Aper Orientalis und der Cabiai Sus Palustris 292
Das Stachelschwein le Porc Epic, Hystrix, der Coendu, der Urson, der Tanrec, und der Tendrac 293
Der Kameelpardel Giraffe, Camelopardalis 296

Der

Der Lama und der Paco Seite 298
Der Unau und der Ay Tardigravus ignavus 302
Der Surikate, der Tarser, der Phalanger und der Coquallin 304
Die Gerboisen les Gerboises 306
Der grose Ameisenfreßer le Tamanoir der mittlere Ameisenfreßer le Tamendua und der kleine Ameisenfresser Fourmillier 307
Der Pangolin und der Phatagin 308
Die Tatus 309
Der Paca 310
Der Sarige oder Opposum 311
Die Marmose und der Cajapollin 312
Die Manguste, Mangouste, Ivnechmon oder Lutra Ægypti, die Fossane, und der Vansire Mustela Javanica 313
Die Makis 314
Der Loris 315
Der Affe le Singe, Simia 316
Die Meerkälber les Phoques. Die Seekühe les Morses, und die Seehunde les Lamentins 327

Nachricht an den Buchbinder.

Diejenigen Kupfer wo die Pagina beigestochen ist, werden an ihren gehörigen Ort gebunden. Die übrigen neun Kupfertafel, kommen zu Ende dieses ersten Bandes nach der angezeigten Nummer, so, daß man sie heraus schlagen kann.

Vorbericht
des Uebersezers.

Keine natürliche Wissenschaft führet uns näher auf unsern Ursprung zuruck, als die Naturkunde, keine lehret uns die erhabenen Eigenschaften des anbetungswürdigen Urhebers der Natur besser kennen, als sie, und durch keine können wir uns so gut die so nöthige Kenntniß unser selbst erwerben, als durch sie. Nur der kann ein wahrer Weiser genennet werden, der das grosse Buch der Natur entweder ganz oder in seinen Theilen studiret, nur dadurch kann er den grossen und über alle andere erhabenen Titel erlangen, ein Lehrer des menschlichen Geschlechtes zu seyn.

Wir können uns glücklich preisen, daß unser Jahrhundert in diesem Stücke vor vielen verflossenen einen Vorzug hat; denn erst in unsern Zeiten hat man angefangen, die Naturgeschichte und die

mit ihr verwandten Wissenschaften gemeinnüziger zu machen; und auch solche Leute können richtige Begriffe von der Natur erlangen, welche keine Gelehrte von Profession sind. Demohngeachtet hat es uns bisher noch immer an einem brauchbaren Handbuche gefehlet, das man auch iungen Leuten von allen Ständen hätte in die Hände geben können. Schon der seel. Gellert hat in seinen Vorlesungen über die Moral (S. 245) „einen „Naturcatechismus für die Welt gewünschet, „das ist, einen kurzen Inbegrif der Wunder der „Natur, und eine Anleitung, wie ieder vernünf„tiger Zuschauer der Natur mit seinen eigenen „Augen ihrer Weisheit, Ordnung, Schönheit „und Pracht nachspühren, und sich von dem ge„wöhnlichen Fehler der Unempfindlichkeit, in den „wir bei dem täglichen Anblicke der Wunder „des Himmels und der Erde zu gerathen pflegen, „befreien könne. Des Pluche Schauplaz der Natur „ist vielleicht schon der grosse Catechismus, wenig„stens ists doch ein Werk von acht Bänden. Ich „wünschte lieber einen kleinern, mit dem lebhaf„ten Geiste eines Fontenelle, und dem gottseligen „Herzen eines Derhams geschrieben.„

Wir freuen uns, daß wir dem Publicum in dieser Uebersezung eines ungenannten Franzosen ohngefähr einen solchen Catechismus ankündigen können. Seine Sprache ist fliessend und öfters hinreissend, aus der Fülle seines Herzens streuet er hier und da moralische Reflexionen ein; und bei nahe könnte man sagen zu viele, wenn man das Buch blos wissenschaftlich betrachten wollte. Aber

da es ein Buch für die Welt ist, so kann der Verfasser von dieser Seite nicht getadelt werden, denn hier war es Pflicht, das Trockene der Wissenschaft zuweilen durch ein Gemählde, oder durch eine Reflexion, durch eine Maxime, durch eine frappante Erzehlung ꝛc. angenehmer zu machen, damit der unstudirte Leser, der nicht blos der Wissenschaft nachspühret, für seine Mühe schadlos gehalten und angereizt werde, weiter zu lesen. Der Verfasser hat die besten französischen Werke in diesem Fache genüzet, die er in der Vorrede selbst anzeiget. Wem seine Aussprüche nicht allezeit richtig scheinen sollten, der muß bedenken, daß selbst die grösten Naturforscher in vielen Stücken noch nicht einig sind.

Die Kupfer machen zwar dieses Werk etwas kostbarer, aber auch um so viel brauchbarer, denn da es ein Handbuch für die Welt, ein Catechismus für iunge Leute seyn soll, so würde es in manchen Stücken unmöglich gewesen seyn, eine anschauende Erkenntniß zu geben, wenn man nicht durch sinnliche Vorstellungen dieser Unbequemlichkeit abgeholfen hätte. Und in diesem Stücke unterscheidet sich dieses Werk sehr vortheilhaft von dem Auszuge aus des Plüche Schauplaze der Natur, der erst vor kurzem erschienen ist, und erhält einen grossen Vorzug vor diesem; absonderlich wenn man das Buch für iunge Leute oder auch für Kinder gebrauchen will, welche ohne diese sinnlichen Vorstellungen nicht wol fortkommen können. Freilich wäre es besser, wenn man die Natur allezeit ohne diese Hülfsmittel sehen könnte, aber dieß ist, besonders in grossen Städten, bei nahe unmöglich.

Man muß zufrieden seyn, wenn man den Kindern nur die gemeinsten Thiere im Leben zeigen kann, und bei den meisten muß man sich mit Kupfern behelfen.

Wenn der Leser zuweilen einen Unterschied im Ausdrucke oder eine Unbiegsamkeit in der Sprache bemerken sollte, so kann sich der Uebersezer damit entschuldigen, daß man wegen einiger im Anfang vorgefallener Hinderniße mit diesem Bande zu sehr hat eilen müssen; die folgenden Bände sollen mit genauerer Sorgfalt ausgearbeitet werden.

Der Uebersezer wünschet zur Ehre seiner Nation, daß dieses Werk in Teutschland mit eben dem Beifall aufgenommen werden möge, den es in Frankreich erhalten hat.

Vorrede
des Verfassers.

Ich habe, um dieß Werk nüzlicher zu machen, und nichts vorbei zu lassen, was in meinen Lesern ein Verlangen, die Natur zu sehen und sie zu studiren, erwecken könnte, die Werke der berühmtesten neuen Schriftsteller in diesem Fache zu Rathe gezogen; man kann unser Jahrhundert ein erleuchtetes Jahrhundert nennen, und besonders nähern sich die Physik und die Naturgeschichte mehr, als eine iede andere Wissenschaft, der Vollkommenheit. **Die Collection der Academie zu Dijon, die allgemeine Historie der Reisen, &c. und die Schriften des erhabenen Geschichtschreibers der Natur** sind die Hauptquellen, woraus ich geschöpfet habe. Ich habe allezeit die Gewährleistung von den Factis angeführet, und wo ich ihre eigenen Worte anführen muste, weil ich keine andern finden konnte, welche die Sachen so gut ausgedruckt hätten, als sie es gesagt haben, da hab ich gemeiniglich die Citationen mit Sternchen angezeiget. Diese Handlung der Rechtschaffenheit und

Redlichkeit ist zugleich ein Tribut der Erkenntlichkeit, den ein rechtschaffener Mann allezeit gerne entrichtet. — — Aristides, der seine Gärten für das Atheniensische Volck offen ließ, wollte, daß ein ieder Baum- und Hülsenfrüchte daraus nehmen sollte, ohne ihm einmal dafür Dank zu sagen. Ein ieder Gelehrter soll ein Aristides seyn, wer aber diese Woltha- ten nützet, ohne einem solchen Manne zu danken, ohne ihm einige Ehrerbietung zu bezeugen, der ist ein Undankbarer.

Ich habe es auch nicht für unschicklich gehalten, einige frostige aber nothwendige Erklärungen durch die Reize der Poesie angenehmer zu machen, und habe von dem Lucrez, Virgil, Vaniere, &c. einige Züge genommen, wo ich sie geschickt anwenden konnte. Die Fabeln des Fontaine, die man auswendig lernen und die man überall mit Vergnügen treffen sollte, werden auch eine Zierde dieses Werkes seyn.

Mit geringern Talenten, als Hr. Pluche, war es mir ein leichtes, auf dem Wege, den er gegangen ist, weiter zu gehen. Er ist seit einiger Zeit so helle, so schön, so ausgebreitet geworden! — —

Der Mensch allein wird den grösten Theil dieses ersten Abschnitts einnehmen; der Mensch ist ein kurzer Inbegrif der Welt, er ist der Herr der ganzen Erde, der Mitarbeiter der Natur, und öfters auch ihr Zerstörer. *) Ihn im kleinen unter allen möglichen Gesichtspuncten zu betrachten, wäre eine unermeßliche

*) Eigentlich zu reden kann nichts zerstöret werden, die Zerstörung bestehet nur darin, wenn sich die Gestalten der Materie anderst modificiren, oder sich zu häufig und zu schnell verändern, Veränderungen, welche, wenn sie zu rechter Zeit und mit einer guten Wahl geschehen, vieles zur Verschönerung der Natur und zur Glückseligkeit der empfindsamen Wesen beitragen können.

che Arbeit; man müste mit der physischen Beschreibung des Menschen einen Abriß von der bürgerlichen Geschichte aller Jahrhunderte verbinden, welche in der That nichts anders als die Geschichte der Entwicklung der Vervollkommnung des Herzens und des Geistes ist.

Nach dem Menschen werde ich die vierfüssigen Thiere, die Vögel, die Fische und die Insecten auf die Scene bringen. Wenn meine Arbeit geneigt aufgenommen wird, so werden bald die kriechenden Thiere und die Muscheln nachfolgen, und so würde ich die ganze Zoologie abgehandelt haben, (die Kenntniß der Thiere oder der ganzen lebenden Natur.) Ich werde darnach die Pflanzen und die Mineralien durchgehen, und dann wird dieses Werk einen Abriß der wichtigsten Begebenheiten in der Natur enthalten.

Das Wort Natur bedeutet bald Gott, der ausser derselbigen würket, bald das erste würkende Wesen, oder das erste von den grossen Rädern in dem ganzen Weltgebäude. Wenn man die Natur für Gott selbst annimmt, so kann man sagen, daß sie die unendliche Verschiedenheit der Gestalten auf einmal hervorgebracht hat; ich sage Gestalten, denn der Stof ist in einem ieden Wesen eben derselbige. Also ist zeugen und zerstören eben so viel, als wenn man aus einem Stücke Thon eine Kugel, darnach eine Pyramide, ferner einen Cubus, ꝛc. formirte, wie könnte aber dieß geschehen, wenn alle Wesen dem Ohngefähr überlassen wären? Wenn das Gleichgewicht, das unter ihnen herrschen soll, aufgehoben, und die schwächern von den stärkern verschlungen würden, so würde dieses alle Gestalten auf eine einzige bringen, und die Erde in eine Masse von einer rauhen, stillen und todten Materie verwandeln. Gott wollte, daß die väterliche und unsichtbare Würkung, vermög welcher er alles, was er erschaffen hat, regieret und erhält, so zu sagen

unter einer sichtbaren Würkung eines materielen und mit Verstand begabten Wesens verborgen wäre, und daß dieses Wesen seine Glückseligkeit nur in der Sorgfalt für die Erhaltung des allgemeinen Gleichgewichts finden könnte. Welche Creatur, ausser dem Menschen, war einer so wichtigen und erhabenen Beschäftigung fähig? Je besser er sie ausübet, desto glücklicher ist er. — — Er kann diese Pflicht nicht besser erfüllen, als wenn er die Ordnung unter den Thieren, unter den Pflanzen und selbst unter den Mineralien immer wieder herstellet, als wenn er in den drei grossen Abtheilungen der Natur neue Verbindungen machet, wenn er auf der einen Seite zusezet, auf der andern wegnimmt, und die Erde verschönert und angenehmer machet; alles dieses können die Menschen nicht anderst thun, als wenn sie sich in zahlreiche Gesellschaften vertheilen, und sich die Feldarbeit angelegen seyn lassen. Der Mensch kann also nur auf dem Lande vollkommen glücklich seyn. — — Könnte doch ein ieder von dieser Schlußfolge überzeugt werden!

Den Personen also, die sich mit ländlichen Arbeiten beschäftigen, eigne ich dieses Werk zu, ihnen suche ich absonderlich zu gefallen, denn sie können mich am ersten mit Nuzen lesen. Meine ordentliche Sprache, die wenigstens wegen ihrer Simplicität, die Sprache der Natur ist, kann ihnen nicht fremd seyn, aber sie ist es den meisten Einwohnern in den Städten; meine Leser mögen sich aber in der Stadt oder auf dem Land aufhalten, so können sie sich mit diesem Werke Vergnügen und Nuzen schaffen. Der mehr oder weniger lebhafte Eindruck, den folgendes Gemählde auf seine Seele machen wird, kann ihn bestimmen, weiter zu lesen, oder aufzuhören.

Was muß die Erde und der Himmel für denienigen für ein Schauspiel seyn, der es zu geniessen weiß,

nem-

nemlich für einen Menschen, welchen nüzliche Unglücksfälle oder eine gute Erziehung geschickt gemacht haben, sich selbst zu geniessen. Der Bewohner einer Gegend, die über diejenige erhaben ist, wo sich Wolken und Ungewitter zusammen ziehen, bringt fern von der grossen Welt ruhige Nächte und glückliche Tage hin; alle Morgen scheinet ihm die Aurora Nachricht zu geben, daß sie izt den Schleier der Nacht zerreisse, und sein Erwachen erwarte, um die Thore des Morgens zu öfnen. Die ersten Strahlen des Lichts stossen sanft an seine Augen; auf die Gegenstände um ihn her wirft er schon lachende obgleich noch verwirrte Blicke; er eilet das neue Leben der Natur und sein eigenes zu geniessen. Wenn der Himmel schon azurblau ist, wenn das Gestirn, welches uns erleuchtet, majestätisch über unsern Gesichtskreis herauf steigt, und anfängt über die Ebenen lange Schatten von den Hügeln zu verbreiten, und ihr goldnes Licht mit dem glänzenden Grün der Blätter, die noch mit den Dünsten der Nacht bedecket sind, zu vermischen; so betrachtet und bewundert er dieses prächtige Gemähld, er vergisset, daß er es erst gestern gesehen hat. Um den Schauplaz noch grösser zu machen, steiget er auf den nahen Berg, hier stellen sich seinen Augen nach und nach und fast zu gleicher Zeit tausend neue Gegenstände dar. Er siehet unter sich einen Wald, dessen Bäume die Aeste ineinander schlingen, und einige gegen den Himmel erheben, um seinen fruchtbaren Einfluß zu empfangen, andere wie eine Laube gegen die Erde neigen, um eine angenehme Kühle zu unterhalten; er siehet an dem Fusse des Berges einen Bach, der einen Theil desselbigen einschliesset, sich durch eine grosse Krümmung entfernet, und durch eine andere wieder nähert, sich durch eine Ebene schlängelt, und sich bald verbirget, bald wieder zum Vorschein kömmt. Hier ist sein lauffender Cristall nur mit Sand und einer schwarzen Erden umgeben, in einer etwas weitern Entfernung breitet

tet er sich in einer Wiese aus, in einer mit Blumen geschmelzten Weide, die er fruchtbar machet und schmücket, und die ihm auch wieder einen neuen Glanz verschaffen. Hügel, Gebüsche, Dörfer, eine weit entlegene Stadt, alles dieses bezaubert ihn, erhebet seine Seele und erfüllet sie mit Heiterkeit und reinem Vergnügen, welches sich über alle Augenblicke dieses Tages verbreitet, der den folgenden Morgen aus eben derselbigen Ursache wieder hervor kommen wird.

Er steigt von dem Berge herunter, besorget sein Haus, seinen Garten, und die kleinen Arbeiten, unter welchen sein Leben in Unschuld und Glückseligkeit dahin fliesset. Ist nicht der Bach, den er eben bewundert hat, ein Sinnbild davon?

Alles hält ihn auf seinem Wege auf, alles zeigt ihm neue Wunder und neue Vergnügen. Eine Pflanze, eine Blume, ein Insect, ein Sandkorn, alles gibt ihm zu besondern Bemerkungen Gelegenheit, angenehme Gegenstände zum Nachdenken, es ist nichts, das ihn nicht zu Gott leitete: er beschauet ihn, er betet ihn an, er kömmt endlich wieder auf sich selbst, und dieß thut er allezeit mit Vergnügen, er hat nicht Ursache sich vor sich selbst zu verbergen, sein Herz ist rein.

Das furchtsame Wild, das er vor sich fliehen sieht, erwecket kein Verlangen in ihm, er hat sein Vergnügen an einer unschuldigern Jagd; ein Schmetterling, dem die kühle Nacht seine Flügel benezet, und die Sonne noch nicht getrocknet hat, flattert mühsam herum, er verfolget ihn, holt ihn ein, haschet ihn ganz gelinde, um den kostbaren Staub, womit seine Flügel übersäet sind, nicht abzustreiffen, und trägt ihn nach Hause. Ein Künstler komme und zeige ihm die schönen Stoffe, die er bereitet, er zeigt ihm einen Schmetterling und machet ihn schamroth.

Den übrigen Tag ist er theils mit seiner Hände Arbeit, theils mit Lesung ergözender und nüzlicher Bücher beschäftiget; die Bücher, welche ihn auf den Schauplaz der Natur führen, machen ihm das meiste Vergnügen; auf seinen Spaziergang hat er einen schönen Winkel der Erde gesehen, aber er hat nur einen gesehen, seine Bücher haben die ganze Welt vor seinen Augen vorüber geführet.

Sein Lustwandeln ist des Abends eben so schön, als des Morgens, er gehet in den Wald, den er des Morgens unter seinen Füssen gesehen hat; der Schatten, die Kühle, die feierliche Stille laden ihn zu ernstlichen Betrachtungen ein; seine Verwunderung ist nur stumm, aber sie ist deswegen nicht weniger lebhaft. Wenn er diese angenehme und prächtige Sicherheit, die reine Luft, welche er athmet, die zärtlichen Töne der Nachtigall, welche die Echo aus Furcht sie zu schwächen, nicht zu wiederholen waget, wenn er alles dieß mit der Finsterniß, mit den warmen und dicken Dünsten, die man in den Versammlungen der Stadt angenehm findet, vergleichet, so wird er so selten dahin gehen, als ihm möglich ist.

Dann gehe er aus dem Walde heraus und folge dem Bache, und gehe durch die Thäler, die ihn einschliessen, durch das Blöcken der Heerden herbei gezogen sehe er sie unter ihr Dach gehen, er sehe die Lämmer hinter ihren Müttern her hüpfen, er sehe die Menschen und die Thiere vergnügt von der nüzlichen Arbeit des Feldbaus in die Arme des Vergnügens und der Ruhe eilen: so wird er die Vorsicht preisen, daß sie alles so weislich geordnet hat; und wie er sein Glück darin findet, daß er der allgemeinen Ordnung folget, die er niemals umkehret, so wird er auch wieder nach seiner niedrigen und stillen Wohnung gehen, und da-

rin eine ruhige Nacht hinbringen, und den folgenden Morgen wieder einen glücklichen Tag anfangen.

Aber ich habe ein getreues Gemählde versprochen, wir wollen also nichts vorbei lassen. Morgen wird vielleicht ein finsterer, ein trauriger Tag seyn, für den Weisen gibt es keine solche Tage, er glaubt, daß der Regen für die Pflanzen und für ihn gemacht sey; alle Zeiten sind ihm ebenfalls gleich: er liebet die Spaziergänge im Winter, weil sie auch ihre Reize für einen Menschen haben, den die Weichlichkeit gegen die Eindrücke der Luft nicht zu empfindlich gemacht haben. Seine Einbildungskraft, welche durch nichts beunruhiget, durch nichts in eine heftige Bewegung gesezt wird, zeigt ihm die Blumen unter dem Schnee, der sie bedecket. Die Heiterkeit seiner Seele ersezet die Schönheit der Natur; ein Liebhaber kann seine Blicke nicht von dem kalten und entseelten Leichnam eines geliebten Mädchens abwenden, sollte der Liebhaber der Natur weniger empfindlich seyn, da er versichert ist, daß sie bald wieder mit aller Anmuth und mit allen Reizen der Jugend aufleben werde?

Einleitung
in die Naturgeschichte der Thiere.

Eines der schönsten Gemählde in der neuerschaffenen Welt ist ohnstreitig der erste Mensch, der über sein Daseyn erstaunt und vergnügt ist, der alles, was seine Sinnen und sein Herz fassen können, für so viel Theile von sich selbst hält; und das ist die ganze Natur. Aber der Hauptgegenstand seines angenehmen Erstaunens ist die lebende Natur. Alle lebendige Geschöpfe stellen sich ihm dar. Einige kommen kriechend, ihm die Füsse zu küssen, andere hüpfen, laufen, und machen ihre Bewegungen mit der angenehmsten Leichtigkeit, noch andere versuchen ihre Flügel, und vereinigen mit dieser sanften Bewegung die lieblichsten Töne. Auch selbst die Fische spielen vor ihm auf der Oberfläche des Wassers. Alle beeifern sich um die Ehre, ihn zu vergnügen und ihm zu gefallen. Sie haben ein Vergnügen, sich einem Herrn zu unterwerfen, der ihnen so erhaben und göttlich scheinet.

Seine Seele kann das Vergnügen nicht aushalten, das sie empfindet, er siehet, daß er der Gegenstand einer allgemeinen Freude ist, und dieses schmeichelt ihm um so vielmehr, da ein ieder von seinen Bewunderern selbst verdienet, bewundert zu werden. Glücklich sind die starken und empfindsamen Seelen, welche die Natur noch sehen können, wie er sie gesehen hat! Sie allein werden in ihr Heiligthum gelassen und betrachten ihre unendlichen Wunder ohne Hinderniße.

Man kann die Welt als ein Ganzes betrachten, oder als ein einziges Wesen, das aus zwei Elementen zusammen gesetzet ist, nemlich aus einer lebenden und aus einer todten Materie. Die verschiedene Vereinigung dieser beeden Materien bringet alle mögliche Wesen hervor, und alle sind folglich nichts anders als Individua, welche zu dem grossen und einigen Geschlecht, nemlich zu dem allgemeinen Wesen gehören. Die lebende Materie ist in unendliche beinahe unempfindbare Theilchen getheilet, die aber in beständiger Bewegung sind, und die wir organische Theile nennen. Diese Theilchen drängen sich beständig zwischen die kleinen Körper von verschiedenen Gestalten, aus deren Vereinigung die ganze Masse der todten Materie gebildet wird.

Wenn wir dieses System annehmen, welches mit der beständigen Veränderung, die wir an allen sichtbaren Wesen sehen, überein zu kommen scheinet, so können wir uns die drei Reiche, oder Familien der Natur unter dem Sinnbild einer Pyramide vorstellen, deren Fuß aus Mineralien, die Mitte aus Pflanzen und die Spitze aus Thieren bestehet. Diese leztern haben von dem Schöpfer einen Geist des Lebens empfangen, der

sich

sich, aber immer in einem geringern Maase, auf die Pflanzen, ia auch auf die Mineralien erstrecket.

Der Urheber der Natur hat die Individua der drei Reiche so organisirt und gebauet, daß die Thiere viele organische Theilchen, die einen solchen Lebensgeist in sich haben, annehmen können, da die Pflanzen nur einen geringen Theil und die Mineralien fast gar nichts davon fassen. *)

Wir wollen zu dem grossen Werk der Schöpfung hinaufsteigen: wir wollen es wagen ehrerbiethig, aber mit einer gewissen Kühnheit dahin zu schauen. Wir dürfen uns nicht fürchten, daß wir in die Geheimniße der Gottheit dringen wollen; wir wollen Kinder seyn voll Liebe und Erkenntlichkeit, die sich ihrem Vater nähern wollen, da er sie so zärtlich einladet.

Gott ist die Weißheit, die Allmacht, die Ordnung. Da er die Weißheit ist, so hat der Plan, oder das innere Model von dem, was er hervor bringen sollte, so einfach seyn müssen, als möglich war, die Weißheit vermeidet alle Verwirrungen, die Mehrheit der Ursachen und der Würkungen: als die Allmacht hat er seine Werke auf die möglichste einfache Art ausführen müssen, man gebraucht nicht gerne viele Werkzeuge, wenn man alles mit einem einzigen verrichten kann: als die Ordnung muste er die einfachste Verbindung und Verhältniße unter seinen Werken machen: wenn er es nicht gethan hätte, so würde es ihm entweder an Weißheit, oder an Macht gefehlet haben. — „Die Wer-

*) Wenn ich sage, daß Gott die Thiere organisirt, gebauet hat, rc. so darf man nicht glauben, daß es seiner Weißheit oder seiner Allmacht eine Anstrengung gekostet habe, alles das war eben so leicht gemacht, als der Gork auf dem Wasser schwimmt und das Blei zu Boden fällt.

„ ke der Natur, sagt Hr. Bonnet, sind nicht verschie-
„ dene Züge eines Rißes; es sind nur verschiedene
„ Puncte eines einzigen Zuges, der durch seine unendlich
„ abwechslenden Verwicklungen vor den Augen des er-
„ staunten Cherubims die Gestalten, das Ebenmaas und
„ die Verkettung aller irdischen Wesen zeichnet. Die-
„ ser einzige Zug macht den Umriß von allen Welten;
„ selbst der Cherubim ist nur ein Punct davon; und die
„ anbetenswürdige Hand, die diesen Zug machte, weiß
„ allein die Art, ihn zu beschreiben." *)

Aus diesen Gründen, die wir fest gesezt haben, erhellet, daß alle Wesen eine gewisse allgemeine Gleichheit unter einander haben müssen, welche die Einheit des Entwurfs und der Handlung anzeiget; und daß sie zugleich unendlich in ihren Gestalten abwechseln müssen, weil die Weißheit und die Allmacht sehr einfach, sehr reich und sehr prächtig in ihren Werken seyn muß. Es folgt auch aus den nemlichen Gründen, daß die Verbindung und Verhältnisse unter allen Wesen aus ihrem Ganzen, nemlich aus der ganzen Welt eine unendliche Kette formiren, die beständig in Bewegung ist, aber deren Glieder sich niemals in einander verwickeln oder durchkreuzen, dieses ist die Hauptsache der Ordnung, dieses bringt die Harmonie in dem ganzen Weltgebäude hervor.

Aus der erhabenen und unveränderlichen Simplicität, nach welcher bei der Schöpfung alles angeordnet wurde, folget, daß ein iedes einzelnes Wesen ohngefähr eben so gebildet und zusammen gesezt seyn müsse, als der ganze Weltbau: so sehen wir daß die Geseze der Würkung und Gegenwürkung, des Gleichgewichtes, der bewegenden Kräfte rc. in den kleinsten Thei-

lell

*) Contemplation de la Nature, Th. VIII. Cap. 17.

len eines ieden Wesens eben so unveränderlich beobachtet werden, wie bei den ungeheuern Kugeln, welche die Glieder des unbegränzten, unendlichen *) Körpers sind, den wir das Weltgebäude nennen; daher kömmt es, daß ein iedes Individuum aus den dreien Reichen mehr oder weniger deutlich die Trägheit der Mineralien, die langsame Bewegung der Pflanzen und die lebhafte Bewegung der Thiere in sich begreifet, sie sind ordentlicher Weise ohngefähr eben so bei einem ieden vereiniget, wie bei der allegorischen Pyramide, von der wir oben geredet haben. In der That verhalten sich die leichtesten und geschicktesten Bewegungen der Füsse und anderer Theile der thierischen Körper, gegen den Kopf hinauf, zu der Bewegung der Nerven, die ihren Ursprung im Gehirne haben, eben so, wie das Mineral- und Pflanzenreich zu dem Thierreiche. So verhält sich auch die langsame und kriechende Bewegung der Wurzeln bei den Pflanzen zu der angenehmen und leichten Bewegung der Zweige an ihren Gipfeln. Wenn man alle Mineralien, die ganze todte Materie, die nur eine einzige Masse, eine dicke Rinde ausmachet, betrachtet, so wird man finden, daß die Oberfläche der Erde, in Ansehung der Abwechslung, der Bewegung, der beständigen Veränderung der Gestalten eben das gegen den Mittelpunct ist, was die Thiere gegen die Mineralien sind. — Wollet ihr euch mit euern Augen davon überzeugen? Gehet in die tiefen Hölen der Er-

*) Das Unendliche ist nur in Gott und sonst nirgends, aber es ist ein Wort, um der Schwachheit unsers Geistes und unserer Einbildungskraft aufzuhelfen, die wenn sie durch Eigenliebe geleitet werden, sich leicht bereden, daß die Dinge, wovon sie die beiden Extremitäten nicht einsehen können, in der That weder Anfang noch Ende haben.

de, steiget in ihre Abgründe hinunter; da herrscht eine beständige Finsterniß und Ruhe, alles ist todt; wenn das Stillschweigen manchmal unterbrochen wird, so geschiehet es durch das furchtbare Geräusch eines Wasser- und Feuerstroms, wenn die Finsterniß manchmal einen Augenblick erhellet wird, so geschiehet es durch den flüchtigen Schein eines entzündeten Harzes; wenn ihr in diesen Hölen, in diesen Abgründen, ein lebendiges Wesen antreffet, so ist es fast allezeit ein abscheuliches und kriechendes Ungeheuer, das, wenn ich mich so ausdrücken darf, wider Wissen und Willen der Natur entstanden ist. Manchmal werdet ihr zwar Grotten von einer erstaunlichen Weite finden, deren hohes Gewölbe mit Eis überzogen ist, und wie ein diamantener Himmel auf goldenen Pfeilern zu ruhen scheinet; dieses sind glänzende und sterile Materien, welche nicht bestimmt sind, die Erde zu zieren, sondern sie zu unterstützen. Ferner werdet ihr Bänke von Stein und Kreide finden, die oft durch Felsen unterbrochen werden, entsetzliche Trümmer von der ursprünglichen Structur unsers Erdballs: alles dieß ist auf gut Glück hingeworfen und formiret ein prächtiges Schauspiel, welches seine Unregelmäßigkeit noch ansehnlicher machet. — Dieses kann man nur bei dem blassen Schein einer Fackel oder eines unterirdischen Feuers sehen; aber überall ist auch Nacht, überall ein düsteres Schaudern, eine tödtende Kälte. — Steiget wieder zu der Oberfläche der Erde heraus, alles fängt an, helle zu werden und sich zu schmücken, ie näher man herauf kömmt, und ihr werdet endlich ihren Schoos mit reitzenden, belebten und ins Unendliche abwechselnden Werken bedeckt finden.

Ich hatte also Grund zu behaupten, daß der Mittelpunct der Erde gegen ihre Oberfläche das ist, was

die

die Mineralien gegen die Thiere sind, und daß die Natur hierin, wie in allen ihren Werken, der einfachen und unveränderlichen Ordnung folget, die ich unter dem Bild einer Pyramide vorgestellet habe. Dieses ist also eines von den ersten Gesezen der Natur, daß in allen Wesen zusammen, und in einem ieden ins besondere, die mehr oder weniger rohe Materie, als der Grundstof, eine gewisse Menge von mehr belebter Materie enthält, als diese oder iene; eine andere ist noch besser organisirt und hat noch mehr Leben.

Man muß aber dem ohngeachtet nicht glauben, daß diese Ordnung allezeit so genau beobachtet wird, daß nemlich die erste und untere Schichte unter der andern sey, und diese unter der dritten; man darf sich folglich auch nicht vorstellen, daß die Kraft der Bewegung von unten auf stuffenweis in die Höhe gehe. Denn in dem menschlichen Körper kann man z. E. die Beine als die rohe und mineralische Natur ansehen; das Fleisch, die Nägel, die Haare rc. als die vegetabilische; das Blut, die Nerven, die Muskeln rc. als die belebte. — Uebrigens hebt diese Bemerkung dieienige, welche ich oben gemacht habe, nicht auf, daß in einem ieden Wesen die Kraft der Bewegung und des Lebens *) von dem Grund bis zu dem Gipfel beständig wächset; denn die drei Materien können in die allgemeine Verbindung der meisten Körper verwebt seyn, aber sie sind es auf eine solche Art, daß die lebendige Materie allezeit in einem grössern Maase in der obern Extremität, als in der untern ist.

Wenn es Euthusiasmus, und ich darf auch sagen, Fanatismus ist, der die Seele in der That erhebet, so

 ist

*) Ich verstehe hier durch die lebende Kraft oder lebendige Eigenschaft den Grund der Bewegung und der Handlung.

ist es gewiß der, den die Natur, unter grossen Aussichten betrachtet, einflösset. — Ja, der Bewunderer, der Liebhaber der Natur, wird auch allezeit durch eine nothwendige Folge ein Liebhaber und Bewunderer der Wahrheit und der Tugend seyn. Wir sind nur deswegen niedriger als die himmlischen Wesen, weil wir die Natur und ihren Urheber nicht so brünstig und so heftig lieben, wie sie.

Nachdem wir die drei Reiche, oder Familien der Natur aus einem einzigen Gesichtspunct betrachtet haben, so kommen wir wieder auf das Thierreich, welches der Gegenstand dieses Werkes ist.

Die freiwillige Bewegung, die Gabe zu fühlen und zu handeln, mit einem Wort, die Seele ist ein beständiger Ausfluß der Gottheit, ein Hauch Gottes; dieser Hauch hat das erste Leben in die ersten Wesen verbreitet, und das Leben hat niemals aufgehöret, und wird niemals aufhören auf diejenigen Wesen fortgepflanzet zu werden, die in der Folge seyn werden.

Diese Seele, von welcher ich iezt reden werde, ist den Thieren ja so gar auch den Pflanzen, bis auf einen gewissen Punct, gemein; nemlich das Vermögen, sich zu bewegen, zu empfinden, zu leben, ꝛc.

Aber die Seele des Menschen ist von einem weit höhern Range, sie leitet in uns den Instinct eben so unumschränkt, als Gott die Welt regieret. Sie giebt diesem Instinct *) Licht und Kräfte, den wir mit den Thieren gemein haben: sie lehret uns, die Körper zu beob-

*) Man könnte in uns unterscheiden die irdische Seele, oder den Instinct und die himmlische Seele, oder das Vermögen zu denken: diese übet öfters über die andere eine tyrannische Herrschaft aus, sie sollte sich nur mit erhabenen Betrachtungen beschäftigen,

beobachten, die uns umgeben, und zu verhindern, daß sie uns nicht schaden, ja, daß sie selbst zu unserm Vortheil dienen müssen; dieses hat der Kanzler Bacon mit folgenden Worten sehr nachdrücklich gesagt: insolentias materiae coercet. Aber es geschiehet öfters, daß sie, durch unglückliche *) Leidenschaften verblendet und gequälet, sich vergisset, oder gleichsam verschwindet, und uns nicht nur dem Instinct überlässet, sondern auch den heftigsten Gemüthsbewegungen blos stellet, die uns und alles, was um uns ist, in den Abgrund stürzen. — Kostbares Geschenk, das in uns denket, die Welt erkennt, zergliedert und beinahe beherrschet, warest du uns denn zu einem so unglücklichen Endzwecke gegeben!

Im Anfang dieser Einleitung haben wir bereits bemerket, daß es zwischen den Thieren und Pflanzen mehr empfindbare Verhältniße gebe, als zwischen diesen beeden und den Mineralien, ob schon diese drei Reiche einander berühren, und die Grenzen, die sie von einander scheiden, — absonderlich die zwei erstern — fast unbemerkbar sind.

Das Vorbild oder Model der Schöpfung muste sehr einfach seyn, weil es die Weisheit und Ordnung also haben wollen; und die Allmacht muste die Gestalten der Wesen ins unendliche abändern, ohne sich in der Hauptsache von dem einzigen Model zu entfernen. Hieraus

gen, mit der Hoheit Gottes, mit den Schönheiten der Natur und mit den leichtesten Mitteln dasjenige ohne Ausschweifung und Verwirrung zu vervielfältigen, was zum Glücke einzelner Menschen und auch zugleich der ganzen Gesellschaft etwas beitragen kann.

*) Nur der Keim zu diesen Leidenschaften liegt in der Natur, ihren Wachsthum haben sie den Vorurtheilen und Irrthümern einer übel angeordneten oder schlecht verwalteten Gesellschaft zu danken.

aus folgt, daß zwischen den Thieren und Pflanzen kein wesentlicher Unterschied statt finde; und wir wollen beweisen, daß würklich keiner da ist. Wenn man das Thier- und Pflanzenreich durch viele Kennzeichen von dem Mineralreich unterscheiden kann, so geschiehet es daher, weil dieses der erste Stof zu den zwei andern ist, und weil die ohngefähre Vereinigung dieser Materie nichts hervorbringen kann, das eine genaue äusserliche Gestalt hätte, noch viel weniger den organischen Bau eines Thieres oder einer Pflanze; und doch erwartet ein ieder Theil von eben dieser Materie nur, bis er von einem lebenden Theilchen in Bewegung gesezt werde, um sich mit ihm zu vereinigen und ein Thier oder eine Pflanze zu bilden.

Wir können also nur zwischen den Thieren und Pflanzen eine Parallele ziehen. Nun beweißt man aber, daß zwischen beeden kein wesentlicher Unterschied sey, daß sie die Natur durch fast unbemerkbare Schattirungen mit einander verbunden habe. Wenn man z. B. die Auster, oder sonst eine Thierpflanze (Zoophyte) als das lezte und am wenigsten organisirte Thier ansehen wollte, und die Sensitiva als die erste und am besten organisirte Pflanze, so wird man sehen, daß die Auster einer Pflanze und die Sensitiva einem Thiere nahe komme, und daß folglich die Extremitäten dieser zwei Reiche einander berühren.

Wenn man diese Wahrheit einsiehet, so hat man schon ein sehr deutliches Verhältniß zwischen den Thieren und Pflanzen gefunden. Nun wollen wir die vornehmsten Unterscheidungszeichen, die man zwischen ihnen zu seyn glaubt, aus dem Wege räumen, und uns vollends überzeugen, wie sie sich einander nähern, ia wol gleichartig sind.

Hr.

Hr. von Buffon und Hr. Bonnet haben vieles Licht über diese Materie verbreitet, und dieses sind Worte des leztern: „Man kann nicht genau bestimmen, wo das Pflanzenreich aufhört und das Thierreich anfängt.“ Dieses ist eine Folge von der stuffenweisen Fortschreitung, die der Urheber der Natur in allen seinen Werken beobachtet hat.

Weder das mehr oder weniger Einfache in dem organischen Baue, noch die Art zu entstehen, sich zu erhalten, zu wachsen und sich zu vermehren, noch die Kraft, sich von der Stelle zu bewegen *) geben hinlängliche Merkmale an die Hand, diese zwo Reihen von Wesen genau von einander zu unterscheiden. Es giebt Thiere dessen Bau eben so einfach zu seyn scheinet, als der Bau der Pflanzen.

Was das Korn und der Keim bei der Pflanze sind, das sind das Ei und der Embryo bei dem Thiere.

So wol die Pflanze als das Thier wachsen durch eine unmerkbare Entwickelung, welche die Nahrung ver-verursachet.

Die Materien, welche durch den Nahrungssaft so wol in die Pflanze als in das Thier kommen, werden darin auf eine gleichförmige Art zubereitet. Ein Theil erhält die Natur dieser Dinge, das übrige wird durch die ordentlichen Gänge ausgeführet.

Es ist bei den Pflanzen, wie bei den Thieren ein Unterschied des Geschlechts, und dieser Unterschied hat bei den erstern eben die wesentlichen Würkungen, als bei den leztern.

Einige

*) Das ist, die fortschreitende Bewegung, oder das Vermögen zu gehen, welches in der That nicht allen Thieren gegeben ist, als der Auster, dem Polyp ꝛc.

Einige Arten von Thieren vermehren sich durch Ableger und Nebensprossen. Man kennet endlich auch einige, welche, wie die Pflanzen, ihre ganze Lebenszeit auf einem Platze befestiget hinbringen.

Ein Kennzeichen, welches dem Thiere ganz eigen zu seyn scheinen möchte, könnten die Nerven seyn. Allein dieser Character mag noch so unterscheidend seyn, so wird man doch nicht ohne Verwegenheit behaupten können, daß er keine Ausnahme leide.

Man könnte beweisen, daß die Pflanzen eine Art von Empfindungsvermögen haben, wie die Thiere von der untersten Classe, und daß sie also in ihrer Organisation etwas haben, das den Nerven gleich kömmt, wo dieses Vermögen in den Thieren seinen Siz hat. Ohne hier von der Sensitiva zu reden, die man furchtsam und modest heissen kann; scheinen nicht alle Blumen das Angenehme der Wollust zu empfinden, dessen Sinnbild sie sind? Betrachtet sie frühe bei dem Aufgang der Morgenröthe, sie sind frisch, lachend, ia man könnte sagen, sie verlangen, sie ruffen die ersten Strahlen der Sonne: bald schwingen sich diese über den azurnen Vorhang herauf, der sie verbarg, die Blumen öfnen sich, um sie einzunehmen, und sich von ihnen durchdringen zu lassen. Die Hitze nimmt, ohngeachtet der Zephyre, die sie mäßigen, nach und nach zu. Dann erst überlassen sich die Blumen einer schmachtenden Wollust; sie können ihre Blätter nicht mehr aufrecht halten, sie übergeben sich einem ausschweifenden Vergnügen. Wenn sich endlich die Sonne unvermerkt entfernet, so werden sie nach und nach wieder frisch und bekommen ihre Stärke wieder, um sie des folgenden Tages eben so angenehm wieder zu verlieren. — Wenn dieß

alles

alles keine Empfindung ist, so kommt es ihr doch sehr nahe.

Ich will mich nicht bey den übrigen Verhältnißen, die sich zwischen den Thieren und Pflanzen befinden, aufhalten, ich will hier nur bemerken, daß diese, als die weniger vollkommenen, den erstern untergeordnet, und vielleicht nur zu ihren Gebrauch bestimmet sind. *) Es giebt vielmehr Thiere, als Pflanzen, ob sich gleich diese leichter und in grössern Ueberfluß vermehren, als jene. Gott hat ohne Zweifel gewollt, daß das eigentliche Leben, die Kraft zu handeln immer keimen und sich fortpflanzen soll: in dieser Absicht hat er auch gewollt, daß nicht mehr Pflanzen da seyn sollen, als zum Gebrauch der Thiere nöthig sind; und damit die Pflanzen nicht in so grosser Menge nöthig wären, so musten viele unter den Thieren fleischfressend seyn, welches man vor allen an den Fischen sehen kann. Für diese ist dieses aber auch am nöthigsten, weil es schwehrer ist, daß sich die Pflanzen auf dem Boden des Wassers vermehren, als auf der Oberfläche der Erde; den Fischen würde es also an Nahrung fehlen, wenn sie keine andere, als von dem Pflanzenreich hätten.

Alles in der Welt ist harmonisch, denn alles ist in derselbigen die Würkung der ewigen Ordnung, die Gott selbst ist. Man könnte diese Harmonie, wiewol nur sehr schwach also vorstellen: wenn man die Pyramide, von welcher ich geredet habe, in horizontale Schichten

*) Wenn ich sage, daß sie zum Gebrauch der Thiere bestimmet sind, so muß man das nur von einer bedingnisweisen Bestimmung verstehen. So ist eine Kornähre, eine Kohlstaude, ein Apfel anfänglich bestimmt zu seyn, einen Augenblick auf dem Schauplaz der Natur zu erscheinen, und dann, wenn es nöthig ist einem hungrigen Thiere zur Nahrung zu dienen.

ten nach den natürlichen Absätzen der sieben Grundfarben theilte. Dieses würde ein Versuch einer optischen Harmonie seyn: der P. Castel, ein Jesuite, hat einige Versuche in dieser Art gemacht, die ihm nicht völlig geglücket, aber vielleicht auch nicht so unvernünftig sind, als einige geglaubt haben. — Ich werde in der Geschichte des Menschen, unter dem Artickel vom Geschmack, eine musicalische Eintheilung des Geschmacks und Geruchs anführen, die sich der Verfasser von der Chymie des Geschmacks und des Geruchs eingebildet hat. — Was die Alten von der Harmonie unsers Planetensystems*) geglaubt haben, war auch eine so grundlose Einbildung. Sie haben sich ohne Zweifel wegen des vermeinten Concertes der Planeten betrogen, aber die musicalische Harmonie ist nicht die einzige, es gibt noch andere von einer weit höhern Art. Die ungeheure und maiestätische Bewegung der Welten, der allezeit ruhige Zustand einer grossen Seele sind Accorde einer stillen aber erhabenen Harmonie. Als etwas sehr harmonisches muß man auch ansehen die schöne Simplicität und das richtige Ebenmaas, welche das gröste Verdienst der besten Kunstwerke sind.

Wir haben die Verhältnisse, welche die Pflanzen und Thiere gegen einander haben erwogen. Wir wollen izt nur flüchtig betrachten, auf welche Art und Weise sie wachsen, und sich fortpflanzen.

Als ein sinnliches aber sehr unvollkommenes Beispiel der Nahrung und Entwicklung der Thiere könnte man die Schwehre von den groben Theilen der Pflanzen ansehen, die aus kleinen runden und concentrischen Gefässen zusammen gesetzet sind. Das kleinste von diesen

*) S. in den Pensées de Ciceron des Hrn. Abt d'Ollivet den Traum des Scipio.

sen Gefässen fügt sich in ein anders etwas grösseres, dieses in ein drittes, und so fort bis auf das lezte, uud alle mit einander machen nur eines aus. So sind ohngefähr die kleinen Cubus bei einem Salz- oder Sandkorn in einander geschlossen, oder die Cirkel in einem Baum, wenn er horizontal entzwei geschnitten wird, welche wenigstens ohngefähr, den iährlichen Wuchs anzeigen. Allein dieß alles ist nur, wie ich bald zeigen werde, eine grobe und nicht hinlängliche Erklärung von der Entwicklung der belebten Körper.

Eine geheime, unbekannte und unbegreifliche Kraft, wovon aber der Grund in der innerlichen Wärme ist, macht, daß der gröste Theil von den Nahrungsmitteln, die wir essen und verdauen, durch die Transspiration und durch andere Reinigungswege aus dem Körper hinaus gestossen wird, indem die übrige organische und lebende Materie in unser Wesen übergehet, sich in alle Theile, daraus es zusammengesezt ist, gleich ausbreitet, eines ieden Natur annimmt und ihn ausdehnet, ohne ihn merklich zu vergrössern.

So bald ein Thier sein bestimmtes Wachsthum*) erreicht hat, welches das männliche Alter genennet wird, so

*) Hr. von Buffon bemerket, daß das Leben eines ieden Thieres ohngefähr siebenmal so lange dauert, als es Zeit zum wachsen gebraucht hat. Das Wachsthum, die Entwicklung des Menschen geschiehet gemeiniglich in 14 Jahren, also soll er wenigstens 90 bis 100 Jahre leben, und wenn er sie nicht erreicht, so ist es fast allezeit sein Fehler. Die Entwicklung des Menschen sage ich, ist mit dem 14ten Jahre geendiget, das ist, seine Glieder haben die nöthige Festigkeit erhalten, um ein Mensch zu seyn; er wird zwar nach diesem Alter noch grösser und stärker, aber dieß beweiset nur, daß er noch vegetirt. So ist eine aufgeblühte Rose eine Rose, deren Entwicklung vollendet ist, eine vollkommene Rose, sie wird keine neuen Blätter mehr bekommen, aber die Blätter, welche sie schon hat, werden sich noch mehr öfnen und grösser werden, ehe sie abfallen.

so bekömmt es ein Verlangen sich fortzupflanzen. Dieß ist das Hauptwerk der Weißheit, der Allmacht, der Ordnung. Es muste alles fortdauern, alles beständig seine Gestalt verändern, und die lebende und todte Materie muste unaufhörlich vereint und getrennt seyn. Dieses beständige Wunder muste sich ohne Schwierigkeit, ohne Verwirrung, ohne Anstrengung selbst würken; die immer sich verneuerte Ursache der Erhaltung, der Fortdauer der Welt muste ein Bedürfnis und ein Vergnügen für alle Wesen seyn; ein iedes Individuum muste es für sein gröstes Glück halten, den unschäzbaren Schaz des Lebens, den er von seinen Vätern empfangen hat, einer zahlreichen Nachkommenschaft zu überliefern.

Dieses so einfache, so schöne Mittel das Leben fortzupflanzen, verdienet mit einigen Umständen untersucht zu werden. Nichts kann uns alles dasienige, was wir der Natur zu danken haben, mehr fühlen lassen, als eine solche Untersuchung; nichts ist mehr geschickt, uns Empfindungen einzuflössen, welche die Bewunderung, die Ehrfurcht und die Erkenntlichkeit in schönen Seelen hervorbringen können. Ich sage, in schönen Seelen, denn das heilige Geheimniß, welches ich aufdecken will, ist nicht für verderbte Seelen, die sich nur wilden Vergnügungen überlassen. Um würdig zu seyn, auch nur die Oberfläche der Erde und die gewölbten Himmel zu betrachten, um sich von ihren Reizen durchdringen zu lassen, muß man einen ruhigen Geist und ein rechtschaffenes Herz haben; aber hauptsächlich muß man dieses haben, um den innern organischen Bau der lebenden Körper und den Mechanismus ihrer Fortpflanzung zu beobachten. „Man muß seine Seele ganz blos „den Strahlen der Wahrheit darstellen. Vergebens

„bemüht man sich, dem Heiligthum der Natur nahe zu „kommen, wenn man sich nicht als eine furchtsame Jung„frau bezeiget, mit einer reinen Seele, keuschen Augen „und schamhaften Stirne„ (Disc. sur l' étude de l' Hist. Nat. des Hrn. von M. ...)

O ihr Vätter und Erzieher *) der Jugend, saget keck zu einem ieden von euern Kindern, wenn ihr die Zeit ihrer vollen Mannbarkeit herbei kommen sehet, und wenn das Verlangen, die Unruhe, das Bedürfniß sich fortzupflanzen anfängt, ihre Sinnen in Bewegung zu sezen. Mein Sohn, du bist izt an dem kostbaren Augenblicke, wo die Natur will, daß du auch wieder **) Vater werdest; dieses ist zugleich der Augenblick, wo deine Leidenschaften, deine Begierden von ieder Gattung, in ihrer grösten Gährung sind. Glaube nicht, was dir die geschmacklosen und thörichten Bücher sagen, die man Romane nennet, oder die schwachen Leute, welche man Verliebte heisset: diese Bücher ver-

*) Ich möchte diese zwo Eigenschaften nicht gerne von einander trennen: man muß seufzen, wenn man bedenket, daß es Väter gibt, unter deren Händen die Erziehung schlecht besorgt ist; man muß seufzen, wenn man siehet, daß Leute, welche an ihre Stelle gesezt sind, kein väterliches Herz für ihre Eleven haben.

**) Montagne eifert in seinem vortreflichen Capitel von dem Unterrichte der Kinder (das 14te des 1ten B.) muthig wider die falsche Zärtlichkeit, daß man einem iungen Menschen von 12 bis 15 Jahren nicht wolle wissen lassen, was die Zeugung sey, und absonderlich, daß man ihnen die Uebel verschweiget, die aus verschiedenen Arten der Ausschweiffungen entstehen, „man lehret uns zu leben, sagt er, wenn das Leben vorbei ist. Hundert Schüler haben die V. K. bekommen, ehe sie in ihrem „Aristoteles die Lection von der Mässigkeit studiret haben.

verderben drei Viertheil des menschlichen Geschlechtes, und diese Menschen opfern sich der Eifersucht, der Trägheit, der Verzweiflung und allen Uebeln auf.

Die lebhafte, die feine, die rasende Liebe, welche die ramanen Helden und ihre Nacheiferer ausser sich bringt, ist nichts als ein Hirngespinst, von einer übertriebenen Einbildungskraft erzeuget; aber fürchte sie, du kannst sie nicht genug fürchten; ein Gespenst ist furchtbarer, als ein Ungeheuer, dieses bestreitet man mit Stärke und Muth, aber bei dem andern ist nur ein Mittel, es zu überwinden; man muß sich nicht die Mühe geben, mit ihm zu streiten, man muß sich überzeugen, daß es nicht ist. Das Licht der Vernunft allein kann dich von dem Nichtseyn des Gespenstes überzeugen, ich will dir dieses Licht vortragen.

Die Liebe ist für die Menschen und alles, was Odem hat, das angenehme Bedürfniß etwas zur Fortpflanzung seines gleichen beizutragen; die Höflichkeit, die gesellschaftlichen Tugenden, die wir uns erworben, haben uns auf verschiedene Mittel geführt, die Vergnügungen der Sinnen zu vermehren und vollkommner zu machen. Wir haben dem empfindlichsten, dem lebhaftesten Vergnügen, welches die Liebe ist, alle mögliche Zusäze gegeben, und wir haben ihm mehr gegeben, als nöthig war; wir wollen wieder zur Natur zuruck kehren, von der wir zu weit abgewichen sind; glaube mir, mein Sohn, behandle die Liebe als ein reines, angenehmes und vollkommnes Vergnügen, aber betrachte sie nicht als eine freie Gebietherin über dein Glück oder Unglück.

Da die Spartanische Politik, welche unter den Bürgern eine Gemeinschaft fest sezte, bei uns nicht

mehr

mehr statt findet, so verbinde dich mit einem eigenen Weibe, wähle eine kluge, ehrbare, arbeitsame und haußhälterische; liebe sie, mache ihr keinen Verdruß, lasse dich zu ihren Schwachheiten herab, ohne dich zu sehr der Gefahr auszusezen, ein Opfer ihres Eigensinnes zu werden, wenn sie einen hat: aber hüte dich wol, eifersüchtig zu seyn, und deine Ruhe von einer Sache abhangen zu lassen, die man niemals gewiß wissen kann. Behandle deine Frau so, daß sie dir, ohne eine offenbare Ungerechtigkeit zu begehen, nicht untreu werden kann; sey arbeitsam, aufmerksam, mäßig; sey beständig um sie, trage alle mögliche Sorge für die Erziehung deiner Kinder, und bekümmere dich weiter um nichts.

Wenn ihr euerm Eleven diese moralische Lection vorläufig gegeben habt, so erkläret ihm ohne Umschweife die wunderbaren Mittel, welche die Natur zur Zeugung der Thiere und absonderlich des Menschen anwendet; in allen diesen ist nichts ungeziemendes, nichts unehrbares, wenn wir nur darauf sehen, daß sie sich nicht selbst durch verderbte Sitten beflecken.

„Da der organische Bau des Menschen und der „Thiere, wie Buffon*) sagt, der vollkommenste und „am meisten zusammengesezte ist, so ist auch ihre „Fortpflanzung die schwehrste und am wenigsten zahlreich; denn ich nehme hier von der Classe der Thiere dieienigen aus, welche sich, wie die Polype**) in „dem süssen Wasser, die Würmer, ꝛc. durch ihre eigenen abgesonderten Theile fortpflanzen; wie sich die „Bäume durch Ableger fortpflanzen, oder die Kräuter durch ihre zerrissenen Wurzeln und kleinen Zwie-

 „beln.

*) S. seine Naturgeschichte.

**) Von diesem sonderbaren Thiere wird in der Geschichte der Insecten geredet werden.

„ beln. Ich nehme auch davon aus die Baum- und „ Blumenläuse, und andere Gattungen, die man noch „ finden könnte, welche sich ohne Vermischung ver- „ mehren.„

Der Mensch (und so ist es auch mit den übrigen Thieren, ausgenommen dieienigen, welche sich ohne Vermischung, ohne Begattung vermehren) der Mensch, wenn er einmal das männliche Alter erreicht hat, nemlich das Alter, da sein Wachsthum aufhöret, so theilet sich die Substanz, welche er durch die Nahrung zu sich nimmt auf eine andere Art aus, und diese einzige Veränderung bringet in seinem ganzen Wesen, die grösten Würkungen, eine allgemeine Revolution hervor. *)

Wenn sich ein iunger Mensch völlig entwickelt hat, und die organischen Theilchen, welche ihm die Nahrung gibt, in keinem Theil seines Körpers, wo sie bisher Plaz gefunden, mehr Raum haben, so werden sie zurück getrieben; und es geschiehet alsdann durch eine so wunderbare als unbekannte Kraft, wie ich bereits gesagt habe, daß diese organischen Theilchen gleichsam wieder umkehren, und sich in einem kleinen Behältniße, welches man Testikeln nennet, vereinigen, woraus sie in den Leib des Weibes übergehen werden, mit dem sich der iunge Mensch verbinden wird, und werden daselbst einen Embrio oder ein Kind formiren.

Ich werde mich in keine weitläufige Zergliederung des Mechanismus bei der Zeugung einlaßen; denn dieses würde eine Reihe von Vernunftschlüßen und Beweisen

*) S. in der Geschichte des Menschen den Artikel von der Mannbarkeit.

weisen erfordern, die so wol für mich, als für den meisten Theil meiner Leser zu hoch seyn würde; ich will nur einige Bemerkungen anführen, die über den Saamen, *) und über die verschiedenen Arten, verschiedene Gattungen von Thieren zu zeugen, gemacht worden sind.

Ein Tropfen Saamen, welchen Herr von Buffon aus den Testikeln eines Menschen nehmen ließ, der eines gewaltsamen Todes gestorben war, **) schien ihm durch ein gutes Vergrösserungsglaß eine Menge kleiner lebendiger Dinge zu enthalten, die sich vollkommen bewegten, welche Bewegung einige Tage fortdauerte. Diese kleinen Wesen sind organische Theilchen, wenn sie endlich zu verlöschen und zu sterben schienen, da die Feuchtigkeit vertrocknete, und sie die Luft an sich zog, weil kein Widerstand mehr da war, so vereinigten sie sich wieder mit dem ersten Thiere oder Pflanze, worauf sie durch die Luft oder durch eine andere Ursache gebracht wurden.

Die Erfahrung, von der ich rede, und die so oft ist wiederholet worden, hat allezeit den nemlichen Erfolg

*) So nennet man die Feuchtigkeit, worinn die organischen Theilchen schwimmen, die den Embrio formiren sollen. Diese Feuchtigkeit ist in dem Behältniße, wovon ich geredet habe. Man nennet sie Saamen, weil sie den Grund enthält, daß Thiere hervor kommen, die denen ähnlich sind, in welchen sie sich bilden. Wir können auch hier die Weisheit Gottes bewundern, welche, um die Wesen ohne weitere Ausdehnung des Raums zu vermehren, gewollt hat, daß die Weibchen bei den Thieren das seyn sollten, was die Erde bei den Pflanzen ist.

**) Wenn er an einer Krankheit gestorben wäre, so würde sein Saame verderbt und beinahe vertroknet seyn, er hätte also nicht zu der Erfahrung dienen können, die Buffon anstellen wollte.

folg gewähret: man findet auch (und das muß seyn, denn die Natur würket nur auf eine Art) man findet in dem Saamensaft der Thiere, so wol weiblichen als männlichen Geschlechts, organische Theilchen, wie in dem Saamen eines Mannes oder eines Weibes.

Berühmte Naturkündiger, als Bonnet, Haller ꝛc. haben nicht einerlei Meinung mit dem Hrn. von Buffon über die Art, wie sich der thierische Keim formiret und entwickelt; welches man in ihren Werken auseinander gesezt finden kann.

Obschon die Zeugung der Thiere im Grunde nicht verschieden seyn kann, das ist, ob sie gleich alle aus Saamen entstehen, wie die Pflanzen, so ist doch in den Behältnißen dieses Saamens, und in der Art seiner Entwicklung eine bewunderswürdige Verschiedenheit.

Man bemerket überhaupt, daß die grossen Thiere weniger fruchtbar sind, als die kleinen; das folgt daraus, weil sie häuffige und grobe Nahrungsmittel zu sich nehmen, in welchen nach Proportion viel weniger organische Theile sind, als man in einer feinern und besser organisirten Materie von gleicher Quantität antrift. *) Da ihnen nun in Ansehung ihrer eigenen Massa, und in Ansehung ihrer Nahrungsmittel eine geringere Quantität von organischen Theilen, als den kleinen Thieren bleibet, so müssen sie also weniger Saamen haben, weniger fruchtbar seyn; übrigens will es auch die Ordnung der Welt also haben. Und in der Thaf,

*) Es gibt unendlich mehr organische Theilchen in den Blumen und Körnern, wovon sich die Vögel und Insecten nähren, als in dem Heu, welches der Ochs verzehret und in dem Fleisch, welches der Mensch isset.

That, alles was die Erde hervor bringt, würde bald verzehret seyn, wenn die Vermehrung der grossen Thiere, welcher sich die andern nicht widersezen können, so leicht und in so grossem Ueberflusse wäre, als die ihrige; oder wenn die grossen Thiere, wenn sie sich auch nicht häuffiger vermehrten, als würklich geschiehet, von Blumen und Körnern, oder vom Blut, Milch 2c. lebeten.

Die Thiere, welche aus Eiern entstehen, sind überhaupt viel kleiner, als die, welche lebendig gebohren werden, und vermehren sich auch häuffiger.

Die Thiere von diesen zwo Classen, welche sich sehr vermehren, fangen auch bald an zu zeugen. Sie vermehren sich häuffig, weil sie in ihrer Nahrung viele organische Theilchen bekommen. Aus eben diesem Grunde haben sie deren viele, die sie nicht zu ihrer Unterhaltung und zu ihrem Wachsthume nöthig haben, und das übrige geht in die Zeugunsglieder, welches sie auch alsdann zur Fortpflanzung tüchtig machet, wenn sie erst die Hälfte oder das Vierthel ihres Wachsthums erreicht haben. Der Hahn, das Caninchen, das Indianische Schwein 2c. können zum Beispiele dienen. Es gibt absonderlich viele Arten von Fischen, welche sich schon im ersten oder andern Jahre fortpflanzen, ob sie gleich hundert und funfzig Jahre, und drüber leben sollen. *) Man siehet in den Gräben der Schlösser zu Fontainebleau und Chantilly 2c. hundertiährige Karpfen, die sich noch fortpflanzen.

*) Sie sind nicht unsterblich, wie Leuwenhök haben will, aber sie leben sehr lange, weil sie nicht, wie andere Thiere auf der Erden, den Abwechslungen und Widerwärtigkeiten der Luft ausgesezet sind. (S. des Canzlers Bacon Tractat von Leben und Tod.

Die vierfüssige Thiere, welche Haare haben, bringen ihre Jungen lebendig zur Welt, und zeugen also weniger, als die, welche mit Schaalen bedeckt sind, denn diese legen Eier, und wir haben schon bemerket, daß die Eierlegenden die fruchtbarsten sind. Die Ottern und die Salamander legen zugleich Eier und werfen Junge, welches auch bei andern Thieren geschiehet.

Die Männchen unter den Fischen bespringen ihre Weibchen nicht, aber wenn diese ihre Eier gelegt haben, so befruchten sie iene durch ihre Milch ausser der Mutter Leibe.

In den Schnecken sind die zwei Geschlechter vereinigt, die Baumläuse haben gar keines, die Polypen und die Würmer der Erde vermehren sich, entweder durch Saamen, wie die andern Thiere, oder durch Theile von ihnen.

„ Fast alle Thiere, ausgenommen der Mensch, *) „ haben alle Jahre ihre bestimmte Zeit zur Zeugung. „ Der Frühling ist für die Vögel die Zeit ihrer Liebe. „ Die Laichzeit der Karpfen und vieler anderer Fische „ ist in der grösten Hize des Jahrs. Die Kazen be„ gatten sich im Monat Jäner, im Monat Mai und „ im Monat September, die Rehe im Monat Decem„ ber, die Wölfe und Füchse im Jäner, die Pferde „ im Sommer, die Hirschen im Monat September „ und October, fast alle Insecten begatten sich im „ Herbste.

Auch die Zeit, wie lang die Weibchen ihre Jungen tragen, ist nach den Gattungen verschieden. Eine Stute trägt ihre Jungen zehn bis zwölf Monate. Die Weiber, die Kühe, die Hirschkühe neun Monate, die

Wölfin

*) Naturgeschichte des Hrn. von Buffon.

Wölfin fünf Monate, die Hündin neun Wochen, die Kazen sechs; die Caninchen dreissig Tage. Die meisten Vögel kommen mit dem ein und zwanzigsten Tag aus ihren Eiern, die Zeisige und noch andere aber mit dreizehn oder vierzehn Tagen.

Man siehet aus diesem Register, daß die grösten, die stärksten Thiere ihre Jungen am längsten tragen, und zwar aus eben der Ursache, weswegen sie wenige zeugen; weil ihnen nemlich von ihrer Nahrung keine hinlängliche Menge organischer Theilchen bleibet, daß das Männchen mehr Junge zeugen, und das Weibchen die Entwicklung derienigen beschleunigen könnte, die es trägt.

Die Zeugung der Saamenthierchen ist eben so abwechselnd, eben so wunderbar als der übrigen Thiere, aber viel schwehrer zu erforschen und zu beobachten, wie man zu Ende der Insectengeschichte sehen wird.

Wenn man die Naturgeschichte mit so viel Einsicht abhandelt, wie Hr. von Buffon gethan hat, so kann man mit der Erklärung der Materie und Gestalt der Erde anfangen. Man kann nemlich zeigen, welches das Wesentliche ihrer Theile ist, woraus sie zusammen gesezet worden, wie sie sich zusammen gefügt haben, was für eine Ordnung unter ihnen herrschet, und wie sie die Kugel, welche wir bewohnen, haben bilden können. Aber diese grosse Gegenstände, welche nur ein grosses Genie begreifen kann, gehören in kein Werk für Anfänger, wie dieses ist; ich würde mich auch vergebens bemühen, mich so hoch zu schwingen. Wir wollen also den innern mechanischen Bau des Schauplazes nicht untersuchen, sondern uns nur bei den Spielern aufhalten, und uns bemühen, allen

möglichen Nuzen daraus zu ziehen, und die Lehren der Weisheit, die uns ein ieder von ihnen nach seiner Art gibt zu unserm Vortheil anzuwenden.

Um einigermassen eine Methode in die Einleitung der Geschichte der Thiere zu bringen, musten wir einige Gründe festsezen, wie sich die drei Reiche der Natur gegen einander verhalten. Wir musten reden von dem organischen Bau der Thiere, *) von ihrer Nahrung oder Entwiklung, und von ihrer Fortpflanzung. Ich habe einen ieden von diesen Artikeln so deutlich abgehandelt, als ich konnte. Izt will ich zu der Geschichte des Menschen fortgehen, dieses wunderbaren Wesens, dessen Oberherrschaft über alle Thiere dadurch allein unwidersprechlich ist, daß sich sein Geschlecht auf der ganzen Erde ohne Hindernuß vermehret, wo alle andere Thiere nur einen kleinen Zwischenraum, ein Punct einnehmen, der ihnen am Tage der Schöpfung angewiesen worden.

Wenn wir einen andern Beweis von der Oberherrschaft und einer gewißen Allmacht des Menschen nöthig hätten, so würde man ihn in folgendem Gemählde finden. Es ist das Werk eines Mahlers, **) der sich manchmal zu sehr seiner Einbildungskraft überläßt, aber der selbst in seinen Abweichungen große Züge zeichnet, und sie wol hinaus führet.

„Ihr

*) Die animalische oder vegetabilische Oekonomie, die man auch Organisation oder organisches System nennet, ist der Bau, die Austheilung, der Mechanismus, und die verschiedene Verhältniße, welche die Theile gegen einander haben, die ein iedes Thier oder Pflanze ausmachen. Ich habe in dieser Abhandlung nur überhaupt davon geredet, aber man wird nach der Geschichte des Menschen einen besondern Artikel über die animalische Oekonomie finden.

**) Der P. Castel, ein Jesuite.

„Ihr fraget mich, (sagt er, indem er von dem „Einfluße des Menschen auf die Natur redet,) ob ich „im Ernste glaube, daß die Menschen Regen und „schöne Zeit machen? Ich will nicht sagen, daß die „Menschen dieses alles machen, aber ich glaube, daß „sie die Natur sehr darzu veranlassen. — —„

„Ich sehe nicht, wie man zweifeln kann, daß „die freien Handlungen der Menschen keinen großen „Einfluß auf tausend und zwar sehr beträchtliche Be„gebenheiten haben sollten. „

„Der einzige Canal zu Languedoc, und abson„derlich seine große Behältniße haben die ganze Nach„barschaft umher Ungewittern und Reiffen ausgesezet, „die vorher in diesem Lande unbekannt waren. Die „Menschen halten kein Register über alles das Son„derbare, was sie in der Natur einführen. Kann „man wol zweifeln, daß die Maschine zu Marly und „alle Schönheiten zu Versailles die Heiterkeit des „Himmelsstriches nur ein wenig verderbet hat? Oefters „empfindet man erst mit der Zeit und in entfernten „Himmelsgegenden den Einfluß unsers Eigensinnes. „Eine neue Quelle, womit Frankreich bereichert wird, „kann eine alte in China austrocknen, woran wir „nicht einmal denken; dieses ist, wie die Verände„rung, welche die Aderläße und das Schröpfen in „Leibsflüssen und Catarrhen verursachen.„

Hier gibt der P. Castel seinem Genie den höchsten Flug. Er erweitert diese schöne Vorstellung von einer Quelle, die in Frankreich zu fliessen anfängt, und zwar vielleicht auf Kosten einer andern, die in China vertrocknet. Er sagt: wenn die Aethiopier oder Abyssinier sehr grosse Behältniße, wie der See Möris,

aus-

ausgrüben, um die Wasser, welche zu der Zeit, wenn der Schnee schmelzt, von ihren Bergen herab laufen, aufzufangen, daß die Wasser den Nilfluß nicht mehr aufschwelleten, so würde man die Clima von Aethiopien und Egypten völlig verändert sehen: „und die neuen „Winde, die daher entstehen, werden, sezt er hinzu, „(als ob dieses alles schon geschehen wäre,) vielleicht „mit der Zeit grosse Veränderungen bis in das Herz „von Europa, Asien und in die südlichen Länder „bringen.„

Könnte man nicht in den Bemühungen der Menschen die Ursache der Nordwinde finden, welche im Monat Merz, April und manchmal bis in die Mitte des Mai's in den Französischen Provinzen, welche diesen Winden am meisten ausgesezt sind, nemlich Flandern, Artois, Picardie, ein Theil von der Normandie und Isle de France, der Baumblüthe so schädlich sind? — Niedergehauene Wälder oder abgetragene Berge an den Ufern des mitternächtlichen Meers, haben vielleicht diesen Winden, welche die Blüthen verderben und dieses Land zu bald austrocknen, einen Weg geöfnet.

So ist die Macht und Gewalt des Menschen bei nahe uneingeschränkt, eine Macht, die er manchmal wider sich selbst anwendet, wie wir es hier sehen. Die Folgen seiner Geschicklichkeit und seiner sinnreichen Würksamkeit sind nicht weniger erstaunend, als die von seiner Stärke, und sind ihm öfters eben so schädlich; was kann nicht seine Geschicklichkeit und sein unermüdeter Fleiß ausrichten?

Wenn man die Körper mit einander vermischet, so bringt man unendlich neue Gestalten hervor; und wenn man das Gleichgewicht, welches beständig unter

ihnen

ihnen herrschet, zerstöret. Dieses Gleichgewicht, welches sich allezeit selbst wieder herstellet, ist die Ursache von unendlichen neuen Bewegungen, welche die Veränderung der Gestalten erleichtern, wovon ich eben geredet habe. Aus diesen beeden Gründen schliesset der P. Castel, daß der Mensch alles in der Natur verändere, denn alles, was er thut, zielet nur darauf ab, daß er die Körper vermische, und das Gleichgewicht unter ihnen aufhebe. „Das Porcelaine aus China „zerschlägt sich an einem silbernen Löffel aus Peru, „und der Thee aus Asien schwimmt in Europäischen „Wasser mit Americanischen Zucker vermenget.

Naturgeschichte des Menschen.

Der Mensch ist der König der Thiere, und der Mitarbeiter in der Natur. Er soll also am ersten auf dem grossen und prächtigen Schauplaz erscheinen, wo die Natur mit allen ihren Wundern, die sie hervor gebracht hat, pranget. Der menschliche Körper kann absonderlich in seiner innern Verfassung, als das Model angesehen werden, wornach sich die Natur bei der Formirung der andern Thiere gerichtet hat; also ist das, was ich von seinem machanischen Bau, von seinen Sinnen und seinen andern Theilen sagen werde, eine nothwendige Einleitung in die Geschichte der andern Thiere, einige Modificationen und Abänderungen ausgenommen, wie ich bereits oben gesagt habe.

Wenn man die Zusammensezung, den organischen Bau des Menschen wol betrachtet und studiret hat, so kennet man ihn auch überhaupt von allen Thieren, man darf nur von dem grössern auf das geringere

re herab gehen. — — Aber dieß ist nur der physische Mensch; nun ist aber der moralisch vollkommene oder verderbte Mensch (zwei Sachen, die zum Unglück bei einander seyn können) derienige, den wir vor allen kennen sollten und den wir so wenig kennen.

Die Ursache, warum wir den moralischen Menschen so wenig kennen, ist, weil wir zu wenig nachdenken, weil wir kein Vergnügen haben, mit uns selbst zu seyn: die meisten Menschen fliehen vor ihnen selbst, sie schäzen sich geringer, nicht nur als ein Landgut oder Amt, sondern auch als ein Kleid, als ein Nichts: und indem sich viele Menschen geringer schäzen als diese Kleinigkeiten, schäzen sie doch ihren wahren Werth, denn die Hochachtung dieser geringen Sachen beweiset, daß sie schlecht urtheilen, überal falsch rechnen, ausgenommen in dem sehr geringen Werth, den sie sich selbst zueignen. Wer aber seine Vernunft nicht braucht und falsch rechnet, absonderlich in der Kunst glücklich zu seyn, in der Kunst, da die Rechnungen so einfach, so leicht sind, der sezet sich selbst herab, er erniedriget sich und fällt von der höchsten Stuffe unter die schlechteste Gattung von Thieren herunter. *)

Man

*) Nichts in der Natur ist, eigentlich zu reden, verächtlich, denn alles ist in seiner Stelle, und so, wie es seyn soll; die geringste Pflanze ist so vollkommen, so schäzbar an und für sich, als eine Ceder oder eine Eiche, eine Baumlaus ist als eine solche betrachtet in ihrer Art eben so gut, als ein Dromedarius in seiner Art. Nur die Vergleichung macht, daß wir eine Sache höher schäzen, als die andere, daß wir z. B. einen Baum einem Grashalm und ein Kameel einer Baumlaus vorziehen. Die Fertigkeit im Vergleichen macht, daß wir eine Eiche oder ein Kameel verächtlich finden, welche, wenn sie im Stande ihrer Grösse und Stärke bleiben könnten, sich so weit erniedrigten, daß iene ein Kraut und dieses ein Insect werden wollte.

Man weiß das Glück nicht zu berechnen, wenn man, wie die meisten Menschen, nicht weiß, daß sich die Vergnügungen des Stolzes und des Müssigganges gegen das Vergnügen der Arbeit, des Landlebens, der Ruhe der Leidenschaften (mit denen iene nicht bestehen können) verhalten, wie eins zu tausend; man kann das Glück nicht berechnen, wenn man nicht weiß, daß es besser ist, ruhig und ohne Krankheiten ein ganzes Jahrhundert zu leben, als nach einem unruhigen und mit Bitterkeit erfülltem Leben von vierzig Jahren zu sterben. Folglich kann man seine Gesundheit, seine Glücksumstände nicht zu sehr schonen, absonderlich kann man seine Tugenden nicht zu sehr vervielfältigen, die allein das Leben angenehm machen können; und eben dadurch, daß sie es angenehm machen, verlängern sie es.

Die vornehmsten Gegenstände, die ich in dieser kurzen Geschichte des Menschen abhandeln will, sind 1) die vier Lebensalter, 2) die Sinnen, 3) die abwechslenden Gattungen der Menschen in verschiedenen Himmelsstrichen, 4) die animalische Oekonomie, oder das System der Organisation, 5) der Mensch in der Krankheit, 6) der wilde Mensch und der Seemensch.

In dem Menschen sind zwo Substanzen vereiniget, eine materielle, die andern zusammengesezten Wesen völlig gleich ist; eine geistige, einfache, untheilbare, und das ist die Seele. Der innerliche Sinn, welchen man das Licht der Seele nennen kann, dienet uns, dasienige zu beobachten, was in uns selbst vorgehet, und

wollte. In diesem Verstande hab ich auch gesagt, daß der Mensch, der seiner Vernunft entsaget, sich unter die schlechtesten Thiere erniedriget, und nur in diesem Verstande kann ein Thier geringer seyn, als das andere.

und in unsern Gedanken und Begierden die nemliche Ordnung zu halten, die Gott in den ganzen Weltbau gelegt hat. Unsere Seele, die die ganze Welt in einem Augenblick durchlauft und durchzudenken scheinet, ist selbst eine Welt, die sie beinahe nach ihrem Gefallen beherrschet: ich sage, bei nahe, denn sie läßt sich manchmal durch heftige Leidenschaften hinreissen, daß sie sich mit vieler Mühe wieder in Ordnung bringen muß.

Warum hab ich nicht den Verstand und die Beredsamkeit der berühmtesten Männer, die von der Seele und von dem innerlichen Sinne geredet haben? Ich würde mich unterstehen nach ihnen davon zu reden, ich würde meine Urtheile und meine Muthmassungen unter die ihrigen mischen! Aber ich fühle mich unfähig zu einem solchen Unternehmen; ich will also diesen grossen Gegenstaud nur obenhin berühren. — Könnte ich nur so viel davon sagen, um meinen, absonderlich iungen Lesern ein Verlangen einzuflösen, sich mit gründlichen Sachen zu beschäftigen.

Die Seele ist eine vom Körper unterschiedene Substanz, sie hat nur eine Modification, nemlich das denken; man könnte auch noch von einer zweiten reden, von der Empfindung, aber sie entsteht aus der nemlichen Quelle, wie die erste. Die Seele ist einfach, untheilbar, wir sind von ihrem Daseyn mehr überzeugt, als von dem Daseyn des Körpers, und dieses ist leicht zu beweisen. Unsere Sinnen betrügen uns oft, man könnte so gar zweifeln, ob sie uns nicht allezeit betrügen; was wir zu sehen, zu berühren glauben 2c. ist vielleicht nichts als ein beständiger Traum, und nur ein wenig zusammenhängender, als bei der Nacht. Aber wir sind gewiß, daß wir denken; denn gesezt, daß

alles,

alles, was da zu seyn scheinet, auch so gar unser Körper, nur die Würkung eines Traumes wäre, so muß man doch, um diesen Traum zu träumen, ein Vermögen zu denken haben, das ist, eine Seele. Das Vermögen zu denken kann daher als der vollkommenste Beweis von unserm Daseyn angesehen werden.

Ob wir gleich von dem Daseyn unserer Seele besser überzeugt sind, als von allen dem, was uns umgibt, so können wir doch auch nicht mehr an diesem zweifeln. Wir machen durch Beobachtungen, durch Versuche und wiederholte Erfahrungen die Irrthümer unserer Sinnen wieder gut; und wenn wir nicht voraussezen, daß wir sie durch neue Irrthümer verbessern, und diese wieder durch neue 2c. welches gar nicht wahrscheinlich ist, so müssen wir gestehen, daß wir von den Sachen gewiß sind, die uns unsere Sinnen beständig auf einerlei Art vorstellen, wenn nur das Zeugniß der Vernunft damit übereinstimmet, oder sie verbessert. Wir wollen diesen Grundsaz auf einige Beispiele anwenden. Ich habe öfters erfahren, daß mir Bäume oder andere Gegenstände, welche mir in der Ferne ganz klein vorkamen, in der Nähe sehr groß schienen, und ich habe gute Gründe zu glauben, daß ich mich in dem andern Falle weniger irren konnte, als in dem ersten: so oft ich also einen Gegenstand sehr entfernt sehen werde, so kann ich allezeit versichert seyn, daß er viel grösser ist, als er mir scheinet.

Ein Baum, ein Haus 2c. welches nahe an einem Wasser ist, bildet sich darinnen umgekehrt, so daß das Bild und der würkliche Gegenstand einen rechten Winkel ausmachen. Wenn mich also eine Mauer oder sonst etwas hindert einen Baum oder ein Haus zu sehen,

wovon ich aber doch das Bild im Wasser sehe, so zweifle ich nicht, daß dieses Haus oder dieser Baum nicht aufrecht stehen, ob sie mir gleich umgekehrt erscheinen. „Wenn ein Stock, sagt la Fontaine, im Wasser „krumm wird, so macht ihn meine Vernunft wieder „gerade, sie entscheidet unumschränkt; vermög dieser „Hülfe betrügen mich meine Augen niemals, wenn „sie mir auch allezeit lügen.

Wenn ich von einem ieden Sinne insbesonder handeln werde, so will ich die verschiedenen Stuffen der Wahrscheinlichkeit und Gewisheit weitläuftiger auseinander sezen, die uns ein ieder von ihnen über die Dinge, die ausser uns sind, gewähren kann.

Ich werde nichts mehr zu dem, was ich eben von der Natur der Seele gesagt habe, hinzusezen, aber ich muß noch für meine Leser anmerken, daß nur dieienigen grossen Männer im Stande sind, die Seele zu studiren und zu erkennen, welche in Friede und Ruhe der Leidenschaften leben, von dem Getümmel der Welt entfernt, in der Mitte einer nicht zahlreichen, rechtschaffenen Gesellschaft, die eine Feindin des Müssiggangs ist, wo man nur stille Vergnügen kennet. — **Wehe dem Menschen, der einsam lebet!** sagt Salomon, und in der That ist der Zustand eines völlig verlassenen Menschen sehr traurig, und der Natur ganz zuwider; aber wenn das, was wir heut zu Tag die Welt nennen, zu den Zeiten Salomons bekannt gewesen wäre, so würde er gesagt haben: **unglücklich ist der Mensch, der allein lebet, und noch unglücklicher derjenige, der in den kleinen und bösen Gesellschaften der Welt lebet!** Glücklich ist der, der sich von dem eiteln und unruhigen Leben entfernet halten kann! Glücklich ist der,

welcher

welcher die Natur und sich selbst studiret, und sein Feld bauet! Glücklich wären die Menschen zu den Zeiten Salomons und Homers gewesen, wenn sie unsere feinen und angenehmen Sitten mit ihren schönen und einfachen verbunden hätten. - — In diesen ersten Zeiten war ein ieder ein Schäfer, oder ein Bauer. Die Paläste waren Meyereien, und die Fürstinnen machten sich eine Ehre daraus, sie zu regieren.

Der innere Sinn ist das Licht, welches die Seele erleuchtet, und der Rath, welcher sie leitet; sie kann ihn nicht genug hören, beobachten und ihm folgen. Wenn sie dieses Licht zu nüzen weiß, so lenket sie alle Handlungen des Körpers mit einer gewissen Annehmlichkeit auf sein und anderer lebendiger Wesen Wol, mit denen er eine Gemeinschaft haben kann; aber wenn sie sich stark in Bewegung sezet, oder sich zu sehr zerstreuet, oder, welches nicht besser ist, wenn sie sich zu sehr in sich selbst vertiefet, so kann sie weder in dem einen noch im andern Falle von dem Lichte Vortheil haben, das ihr angebotten wird; sie gehet nur auf gerathe wol, macht lauter Fehltritte, und stürzt sich alle Augenblick in einen neuen Abgrund.

Die Seele mag nun aber einen Gebrauch von dem Lichte oder andern Hülfsmitteln des innern Sinnes machen, oder nicht, so befiehlt sie dem Körper als eine unumschränkte Beherrscherin: so bald sie will, so sezt sich die ganze Maschine in Bewegung, oder hält stille. Die animalischen Geister, welches die kleinsten und würksamsten Theile der lebendigen Materie sind, erwarten beständig die Befehle der Seele. Diese Geister bringen die Befehle in einem Wink in diese oder iene Nerven, in diese oder iene Muskeln, in diese

oder jene Triebfedern, die sie in Bewegung sezen wollen. Alles, was möglich ist, kann sie ausrichten, aber wenn sie unvernünftige und unmögliche Sachen will, (dieses geschiehet nur, wenn sie von der Ordnung abweichet, nach welcher sie sich allezeit richten muß) so wird sie durch einen nothwendigen und unüberwindlichen Widerstand bestraft, den sie von Seiten des Körpers erfahren muß.

Nachdem wir in der Kürze, aber mit Verwunderung und Ehrerbiethung den metaphysischen Menschen, oder von der Seite der Seele betrachtet, gesehen haben, so kommen wir wieder auf den physischen Menschen, oder wie er aus Vereinigung des Leibes und der Seele gebildet ist.

Wenn ich den physischen Menschen nach seinen ganzen Umfang beschreiben wollte, so müste ich von seiner Zeugung, von der Bildung des Embrio, oder von der Entwicklung des Keimes anfangen, ich müste zeigen, wie er sich mit heftigen Schmerzen aus seiner Mutter Leibe losreißt, wenn er zu einer solchen Grösse gekommen ist, daß er nicht mehr darin bleiben kann; und dieß ist auch der Augenblick, wo er Stärke genug hat, seine Bande zu zerreissen. Dieses Gemählde wäre wol ehrbar und nicht ungeziemend, aber es muß einer geschicktern Hand aufbehalten werden; ausserdem sezt es anatomische Kenntniße voraus, die man zum Unglük sehr selten bei Leuten von der grossen Welt antrift, für welche dieses Werk hauptsächlich bestimmt ist.

Anstatt gelehrter Untersuchungen, worzu hier der Ort wäre, will ich eine wichtige moralische Bemerkung hersezen; daß man nemlich einem schwangern Weibe, wenn sie auch von der niedersten Gattung der

Menschen

Menschen ist, alle mögliche Achtung schuldig sey. Man beobachtet sie in China auf das genauste, aber in Europa nicht, — — Der gröste Mann ist vielleicht noch nicht gebohren worden, weil man seiner Mutter, die ihn trug, schlecht begegnet ist! — — Wenn man mich fragte, welches die Ehrwürdigsten unter dem menschlichen Geschlechte wären, so würde ich keck antworten: ein Weiser, er mag nun eine Krone tragen, oder nicht, und eine schwangere Frau. *)

Von der Geburth und dem ersten Alter.

Die ersten Zeichen des Lebens, daß ein Kind auf der Erde ist gebohren worden, sind Schreien und Winseln, wodurch es alles, was um ihn ist, um Hülfe und Erbarmung anflehet. Es kann seine zarten und feinen Glieder noch nicht anwenden, seine Füsse wollen es noch nicht tragen, seine Hände suchen noch nichts zu haschen, alle Sinnen sind stumpf, und alle Empfindungen sind todt, ausgenommen der Schmerz.

*) Zu Paris, wo die Natur, der Wachsamkeit der Geseze ohngeachtet, täglich beschimpfet wird, trägt ein schwangeres Weib, das nahe an ihrer Niederkunft ist, Wasser in die Küche, sie muß einen Wassereimer auf ihrem Bauch tragen, den sie mit aller Mühe kaum ausgiessen kann; unterdessen sehen ihr die grossen und unnüzen Bedienten zu, und helfen ihr nicht. Man sollte ein Gesez wider diese Art von Verbrechen haben, wenn die Geseze ohne die Sitten etwas ausrichten könnten. Es ist ein sehr weises Gesez, ich erinnere mich nicht mehr in welchem Lande, vermög dessen verordnet ist, daß eine jede Mannsperson, die einer schwangern Frau begegnet, ihr die Begleitung anbiethen und alle gefällige Dienste leisten muß.

Vor seiner Geburth war das Kind in einer ruhigen und flüssigen Materie, wo eine gemässigte und beständig gleiche Wärme herrschte. Von da kömmt es in ein sehr lebhaftes Element, das alle Augenblick empfindlichen Veränderungen unterworfen ist, welches auf die Geruchnerven und die Organen des Athemholens würket, und eine Erschütterung eine Art des Niesens hervorbringt, vermög dessen sich dieses neue Element, die Luft, einen Eingang in die Lunge verschaffet.

Wenn man das Kind gleich nach der Niederkunft einer Frauen in ein laues Wasser legte, so würde es sich in einer flüssigen Materie befinden, das ohngefähr der Materie in seiner Mutter Leib *) gleich wäre, es würde darin schwimmen und vergnügt seyn, es würde vielleicht wie vorher ohne Hülfe der Luft leben. Wenn man es in dem Wasser liesse, und nach und nach an die Luft gewöhnte, so würde es ein vortreflicher Taucher und eine Art von Amphibion werden. Wenigstens scheint dieses eine Erfahrung zu versprechen, die Herr von Buffon mit einigen Hunden gemacht hat.

Als etwas von andern Thieren unterschiedenes ist, daß der Mensch, als ein Herr derselben, seine Augen öfnet, so bald er gebohren wird, aber er kann sie noch auf nichts heften, er siehet die Gegenstände nur verwirrt. Seine übrigen Sinnen sind eben so unvollkommen, als sein Gesicht; es sind Instrumente, deren er sich nach und nach zu bedienen lernen muß. Was er am

*) Der Verfasser braucht hier das Wort sein, als ein Wort, dem die Franzosen aus übertriebener Bescheidenheit diese Bedeutung gegeben haben, er wird in der Folge diesen Theil matrice (Bährmutter) heissen, ein Sack, der von der Natur bestimmt ist, das Kind oder die Frucht einzunehmen; er liegt in dem Unterleibe, in einer Hölung, welche die Anatomisten Becken nennen.

am besten zu gebrauchen weiß, ist derienige Sinn, der alle andere wieder in Ordnung bringt, weil er durch den ganzen Körper, durch alle Glieder verbreitet ist, nemlich die Organen *) oder das Gefühl.

Ein Kind bekömmt nicht eher gewisse Empfindungen, als vierzig Tage nach seiner Geburth. Dann wird es des Vergnügens fähig, es lächelt, es betrachtet alles mit einer liebreichen Mine, was ihm angenehm ist, absonderlich seine Mutter. Dann fängt es auch in der That erst an zu weinen, nemlich Threnen zu vergiessen. Die Natur hat einerlei Organen zum Schmerz und zur Freude bestimmt; so sezt sie Verdruß dem Vergnügen an die Seite, und kaltes zu dem warmen, ꝛc. so ist durch das ewige Gleichgewicht der einander zuwider laufenden Dinge die ganze Welt zusammen gut, obgleich die Individua einzeln genommen manchmal Ursache sich zu beklagen haben.

Bis ein Kind den vierzigsten Tag erreicht hat, kann es nichts als schreien und winseln. Sein Herz ist zu sehr von Schmerzen erfüllt, als daß es weinen könnte: die ganze Natur scheint wider das Kind im Streit zu seyn, es leidet, es fühlet sich in ein neues Element geworfen, welches ihm nur verwirrte und verdrießliche Empfindungen verursachet, wo ihm alles beschwerlich und betrübt ist, ohne daß ihm etwas Hülfe oder Trost schaffen könnte.

Man muß aber auch gestehen, wenn diese unglückliche Zeit vorbei ist, und sich das Kind nach und nach an die neuen Gegenstände, die es umgeben, gewöhnt hat, so fängt es an zu fühlen, daß das Leben, das

*) Zu Anfang des Artickels von den Sinnen werde ich erklären, was ein Organum ist.

Licht, die Liebkosungen, angenehme Sachen sind. Wenn diese Sachen zuweilen traurige Abwechslungen für das Kind haben, welches unvermeidlich ist, so mißt es den Verdruß genau nach der Dauer des Schmerzens, es vergißt diesen, so bald iener aufhöret. In diesem Stück ist der Instinct besser, als die Vernunft, die unser Unglück durch Hülfe der Einbildungskraft verlängert, die uns auch öfters falsche Bilder vorstellet. Wir haben aber auch vor den Kindern einen grossen Vortheil, wir können die Vergnügen durch die unerschöpfliche Kraft eben dieser Einbildung, durch die wir das Unglück erweitern und vermehren, beschleunigen, erweitern, verlängern.

Das Lachen, das Weinen nimmt in dem Augenblik seinen Anfang, da wir anfangen zu empfinden, und höret erst mit ihrer Ursache, das ist, mit dem Leben auf. — — „Es sind Würkungen von zwoen „innern Empfindungen, welche beede von der Seele „abhangen; diese Zeichen sind auch dem menschli„chen Geschlechte eigen, um das Vergnügen, oder „den Schmerz der Seele auszudrücken, da hingegen „die Menschen das Schreien, die Bewegungen und „andere Zeichen des Schmerzens und des Vergnügens „an dem Körper mit den meisten Thieren gemein „haben.„ *)

Welche zärtliche Freude verbreitet sich in allen Zügen, absonderlich in den Augen eines freien Kindes, **) das seine Mutter auf der Schoos hält! Mit welchem Vergnügen erwiedert es die Liebkosungen! Es sieht

*) S. Naturgeschichte des Menschen vom Hrn. Buffon.

**) Weiter unten werde ich von dem grausamen Gebrauch der Windeln reden.

sieht sie an, lächelt ihr zu, küßt sie, fällt ihr um den Hals, und macht da eine reizende Unordnung. — — Kann man sich wol einen angenehmern, einen reizendern Zustand denken, als eine Mutter, an deren Busen die ihr so lieben kleinen Hände herum wühlen, welche ihrem Herzen so wollüstig schmeicheln!

Ein Kind, das zu rechter Zeit gebohren wird, ist ordentlich ein und zwanzig Zoll lang, und wiegt zwölf bis vierzehn französische Pfund. Sein Kopf ist nach dem Verhältniß viel grösser als sein Körper, und kömmt nach und nach zu der Ausdehnung, die er durch das ganze Leben haben soll; diese Ausdehnung ist der achte Theil des Körpers.

Das Angesicht eines neugebohrnen Kindes ist schlecht gezeichnet, und drücket gar nichts aus. Seine Schenkel, die von der Lage im Mutterleibe noch eingebogen sind, können die leichtesten Bewegungen nicht machen. Wenn man ein solches Kind sich selbst überliesse, so würde es auf den Rücken liegen bleiben, ohne daß es sich herum wälzen könnte.

Je röther die Haut ist, ie weisser und schöner wird sie in der Folge, denn sie ist nur daher roth, weil sie so fein, so durchsichtig ist, daß man die Farbe des Fleisches sehen kann.

Man sieht wenig Kinder, die nicht am dritten Tag eine Gelbsucht bekommen, und dann haben sie auch in ihren Brüsten Milch, die man mit den Fingern heraus drücken kann.

Bei einigen neugebohrnen Kindern siehet man oben auf dem Kopf eine schlagende Bewegung, wo sich nachgehends eine Rinde ansezet, deren Materie dem Horn gleich kömmt. Wenn diese Rinde nach und nach

austrocknet, so nimmt man sie ganz gelinde hinweg.

An statt das Kind bei seiner Geburth und auch in der Folge abzuwischen, muß man es baden; diese Art es zu reinigen ist leichter für die Mutter und dem Kind angenehmer. Man könnte auch sagen, daß diese Methode gesünder wäre, als wenn man es, absonderlich mit warmen Tüchern abwischet; allein an statt daß wir unsere Kinder stark und lebhaft machen wollen, hat es das Ansehen, daß wir ihnen eine schwache und wenig dauerhafte Gesundheit zu verschaffen suchen.

Einige rohe Völker, die unsere Weichligkeit noch nicht eingenommen hat, z. B. die auf der Erdenge von America, werfen Mütter und Kinder gleich nach der Niederkunft in kaltes Wasser: *) die Weiber werfen aber auch ihre Männer in das Wasser, wenn sie das Unglük haben, sich zu betrinken: **) und alle diese Völker haben keinen Fluß auf der Brust, keine Catarrkrankheiten, kein Podagra, keine Beulen, sie geniessen

*) Diese Gewohnheit ist für alle Kinder in einem ieden Lande gut, denn es ist keine gute und löbliche Gewohnheit, die man nicht bei der Geburth anwenden könnte, es sey in welchem Land es wolle. Aber wenn man sich nicht die ersten Augenblicke des Lebens zu Nuz gemacht hat, die Kräfte zu vermehren, so ist man es nachgehends nicht mehr im Stande: daher kömmt es, daß die kalten Bäder, welche für die Americanischen Frauen so heilsam sind, wenn sie eben gebohren haben, für die meisten Europäerinnen in eben diesen Umständen tödtlich sein würden.

**) Ich sage das Unglück, weil das Betrinken eines der schändlichsten Laster ist, und man kann es nur Barbaren verzeihen, die aller Einsichten beraubt sind, oder Sclaven, welche unter dem Joche der Unterdrückung seufzen. Uebrigens muß man das nicht als eine Trunkenheit ansehen, was man eine erlaubte Unordnung nennen kann, wobei man den Verstand nicht verliert.

niessen einer dauerhaften Gesundheit, und empfinden keines von den Uebeln, die uns unsere falsche Zärtlichkeit zuziehet.

Der Verfasser der Nachricht an das Volk über seine Gesundheit hat bewiesen, wie sehr die kalten Bäder diesem Alter zuträglich sind. Ich will seine Ausdrücke nicht schwächen, sie müssen denen ein Gesez seyn, welche die Natur und die Menschheit lieben.

„Ein iedes Kind, das gebohren wird, ist mit „einer gewissen schuppigten Haut überzogen, welches „von der flüssigen Materie herkömmt, in der es gelebt hat. Es ist eine Sache von Wichtigkeit, dasselbige sogleich nach seiner Geburth davon zu reinigen, und ist nichts besser als eine Vermischung von „einem Drittheil Wein und zwei Drittheil Wasser; „ungemischter Wein ist gefährlich. Man kann dieses Waschen einige Tage nach einander wiederholen: aber es ist eine sehr böse Gewohnheit, wenn „man mit diesem warmen Bade lange anhält, und „man vermehrt die Gefahr, wenn man zu dem Wasser „und Wein, wie nur gar zu oft geschiehet, Butter „nimmt. Wenn diese Haut dick und zähe scheinet, „so muß man ein Decoct von Camomillen und ein „Stückchen Seiffe einer Haselnuß groß brauchen. Auf „einer ordentlichen Ausdünstung beruhet die Gesundheit. Um diese Ordnung zu erhalten, muß man „die Haut fest machen, und warme Bäder schwächen „sie. Wenn die Haut die nöthige Stärke hat, so „thut sie auch ihre ordentlichen Verrichtungen, und „die Ausdünstung kömmt nicht bei einer ieden Veränderung des Wetters in Unordnung. Man muß „also nichts versäumen, um sie in diesen Zustand zu

„ brin-

„ bringen, und diesen wichtigen Punct zu erreichen, „ muß man die Kinder wenige Tage nach ihrer Ge„burth in kaltem Wasser waschen, wie es aus dem „ Brunnen kömmt.

„ Man bedient sich dazu eines Schwammens, „ und fängt bei dem Gesicht an über die Ohren, den „ hintern Theil des Kopfes, (den Wirbel (la fonta„nelle) berührt man nicht *) den Hals, die Lenden „ und den ganzen Körper. Diese Methode, die so „ viele Jahrhunderte im Gebrauch war, und es auch „ noch zu unsern Zeiten bei vielen Völkern ist, die sich „ wol dabei befinden, wird vielen Müttern zu grausam „ scheinen: sie werden glauben, sie tödten ihre Kin„der, absonderlich werden sie nicht Muth genug ha„ben, dem Schreien zu widerstehen, welches sie oft „ erheben, wenn man sie zum erstenmal wäschet. Aber „ wenn sie dieselben in der That lieben, so können sie „ ihnen kein besseres Zeichen ihrer Zärtlichkeit geben. „ Die schwachen Kinder sollen vor andern gewaschen „ werden. Doch kann die Schwachheit so groß seyn, „ daß man diese Methode nicht anwenden darf, wenn „ nemlich das Kind Wärme, Stärkungen und Reiben „ nöthig hat, daß es nicht vor Schwachheit zu Grun„de geht. Wenn man es nicht öfters gesehen hat, so „ kann man nicht glauben, wie viel das Waschen dar„zu beiträgt, daß die Kinder bald Stärke bekommen. „ Ich hatte das Vergnügen zu sehen, (fährt Hr. Tissot „ fort) seitdem ich es hier (in Helvetien) einge„führt habe, daß viele zärtliche und vernünftige Müt„ter

*) „ Fontanell nennt man den Theil des Kopfes, wo man bei dem „ Berühren an den Kindern fühlet, daß sich die Beine noch „ nicht zusamm gefügt haben, oder daß sie länger weich sind, „ als die übrigen anstossenden Theile.

„ ter, diese Methode mit dem besten Erfolg in Ausübung gebracht haben. Die Hebammen, welche Zeugen davon waren, die Säugammen und Hofmeisterinnen, welche es fortsezten, machen es (in Helvetien *) immer gemeiner, und wenn diese Art allgemein werden kann, wie mich alles hoffen läßt, so bin ich vollkommen überzeugt, daß man viele Kinder erhalten und der Entvölkerung Einhalt thun wird. Man muß sie ohne Ausnahm alle Tage waschen, die Witterung mag beschaffen seyn wie sie will; bei guter Jahrszeit muß man sie in Brunneneimer oder Becken, Bäche und Flüsse tauchen. **)

„ Wenn sie einige Tage geweint haben, so gewöhnen sie sich so schön an diese Reinigung, daß es eines von ihren grösten Vergnügen wird, und daß sie unter der ganzen Arbeit lachen. ***)

Aber

*) Der Franzos sezt in der Anmerkung hinzu: ach daß ich nicht auch sagen kann, in Frankreich! — — Aber wir sind in vielen Stücken noch weit von der helvetischen Klugheit entfernet. (Die Anwendung auf Deutschland kann ein ieder selbst machen.)

**) Ich muß hier eine Anmerkung zu des Hrn. Tissot Texte machen, daß man nemlich die Kinder nicht baden soll, wenn ihnen sehr warm ist, weil es die Ausdünstung hemmet. Zum Unglück sind wir noch nicht so dauerhaft, wie gewisse Völker, welche sich in kaltes Wasser stürzen, wenn ihnen sehr warm ist, ohne daß sie Schaden davon haben.

***) Mit dem ehrwürdigen Zeugniß, welches auf Vernunft und Erfahrung gegründet ist, will ich noch ein anders verbinden, das diesen doppelten Vortheil in sich vereiniget. Das Wasser (sagt Herr Smith, ein berühmter Englischer Arzt, in seinem Tractat von der medicinischen Kraft des gemeinen Wassers) „das Wasser hat eine grosse Kraft die schwachen Kinder „ zu stärken. Doktor Brown berichtet uns in seinem Buche „ von den Curen der kalten Bäder, daß die Weiber in der

„Provinz

„ Aber man muß die Wolthat, die man den Kin-
„ dern durch das Waschen erzeiget, nicht wieder durch
„ die böse Gewohnheit, daß man sie zu warm hält,
„ verderben; denn nichts ist schädlicher und nichts töd-
„ tet mehr die Kinder. Man muß sie gewöhnen, daß
„ sie so wol bei Tag als Nacht wenig bekleidet sind, und
„ daß sie besonders den Kopf wenig bedeckt haben. Man
„ muß sie nicht in gar zu warmen Zimmern halten,
„ und sie so viel, als möglich, an die freie Luft gewöh-
„ nen, es sey im Sommer, oder im Winter. Die
„ Kinder, welche in der Wärme erzogen worden, sind
„ zum Schnuppen geneigt, schwach, bleich, geschwol-
len,

„ Provinz Galway an ihren Kindern die Beulen verhindern,
„ indem sie dieselbigen Abends und Morgens bis in das neunte
„ Monat mit kaltem Wasser waschen. Und Floyer in seinem
„ Tractat von kalten Bädern erzehlet uns, daß eine Dame
„ in Schottland, die viele Kinder wegen Schwächlichkeit ver-
„ lohren hatte, die folgenden durch den Rath einer Frau aus
„ dem Gebürge erhalten hat, nachdem sie solche täglich mit kal-
„ tem Wasser badete. Ich selbst (sagt Hr. Smith) habe ei-
„ nem von meinen Nachbarn, dessen Kind anfieng die Beulen
„ zu bekommen, gerathen, er möchte es auf die nemliche Art
„ tractiren, aber an statt es zu waschen, tauchte man es alle
„ Morgen in das Wasser bis über den Kopf, weil es Sommer
„ war. Was geschah? Das Kind ward stark, munter, und be-
„ fand sich wol, ob es gleich vorher ein bleiches und mageres
„ Gesicht hatte; hieraus kann man sehen, was das Wasser für
„ grosse Würkungen habe, wenn man sich desselben bedienet,
„ um die Geister und die Natur zu stärken.„

Ich hätte diese Citationen abkürzen können, aber es wäre ungerecht von so guten und nüzlichen Sachen, etwas hinweg zu nehmen: ausserdem ist es auch eine Art von Ehrerbiethung, die man einem weisen und schäzbaren Schriftsteller schuldig ist, daß man seine eigenen Worte anführet, auch wenn die Schreibart nicht zierlich und angenehm ist, welche man von den Werken des Vergnügens mit mehrerm Rechte verlangen kann.

„ len, traurig. Sie bekommen Beulen, das Schwin-
„ den am Rückgrad, die Auszehrung, Convulsionen,
„ Krankheiten in der Haut, und alle Arten von Schwach-
„ heiten; sie sterben entweder in der Kindheit, oder
„ leben ein elendes Leben durch.

„ Die kalten Bäder sind aber nicht nur in der
„ Kindheit nüzlich. Ich habe sie mit gutem Erfolg
„ bei Personen von jedem Alter gebraucht, auch so gar
„ bei Leuten von siebenzig Jahren; und bei zwo Krank-
„ heiten, die zwar häuffiger in der Stadt, als auf
„ dem Lande sind, hatten sie eine sehr gute Würkung;
„ nemlich bei den Schwachheiten der Nerven, und
„ wenn die Ausdünstung nicht wol von statten gehet,
„ daß man die freie Luft fürchtet, zu Flüssen geneigt,
„ schwach und matt ist. Man muß sie vor dem Mit-
„ tagessen gebrauchen. „

„ So nüzlich diese Bäder sind, so schädlich ist der
„ gewöhnliche Gebrauch der warmen Bäder, sie ma-
„ chen den Körper geneigt zum Schlag, zur Wasser-
„ sucht, zu bösen Ausdünstungen, zur Hypochondrie,
„ und man findet die Städte, wo sie oft gebraucht
„ werden, durch alle diese Krankheiten verwüstet. „

Leute aus der grossen Welt haben keinen Gefal-
len an kalten Bädern, dieses Recept ist zu hart und
gesund, zween Bewegungsgründe, daß sie kein Belieben
daran finden; sie überlassen sich lieber gefälligen Aerzten,
Aerzten, die öfters mehr zu fürchten sind, als der Tod
selbst: denn dieser nimmt nur die überflüssigen Indivi-
dua von unserer Gattung hinweg, aber diese Aerzte
scheinen beschlossen zu haben, die übrigen in halb be-
lebte Maschinen zu verwandeln. — „ Ich weiß nicht,
„ sagt der Genfer Bürger Rousseau, von welchen

Krank-

„ Krankheiten uns die Aerzte heilen, *) aber ich weiß,
„ daß sie uns viele gefährliche zuziehen; Unthätigkeit,
„ Kleinmuth, Leichtglaubigkeit, Schrecken des Todes;
„ wenn sie den Körper heilen, so tödten sie den Muth.
„ Was hilft es uns, daß sie gehende Cadaver machen?
„ Wir brauchen Menschen und diese sieht man nicht aus
„ ihren Händen kommen.

„ Die Arztneiwissenschaft ist eine Mode unter
„ uns, und sie muß es seyn, sie ist das Vergnügen
„ müssiger Leute, welche ihre Zeit nicht zu gebrauchen
„ wissen und sie mit ihrer Erhaltung zubringen. Wenn
„ sie das Unglück hätten unsterblich zu seyn, so wä-
„ ren sie die elendesten unter allen Creaturen; ein Le-
„ ben, das sie nicht befürchten müsten zu verlieren,
„ wäre bei ihnen von keinem Werthe. Diese Leute
„ müssen Aerzte haben, die ihnen drohen, um zu
„ schmeicheln, und die ihnen täglich ein Vergnügen
„ machen, dessen sie allein fähig sind, daß sie nemlich
„ noch leben.„

Man muß kein Kind eher saugen lassen, als zwölf Stunden nach der Geburth, damit es Zeit habe, vorher die Feuchtigkeit und den Schleim, der in dem Magen ist, und das Meconium **) in den Eingeweiden von sich zu geben.

Was für eine glückliche Creatur müste ein wol verpflegtes, ordentlich und ohne Weichlichkeit erzogenes

*) Dieser verehrungswürdige Schriftsteller überläßt sich zu sehr seinem Eifer. Er greift hier aber nur die Aerzte an, die unsere Schwachheit und Leichtglaubigkeit mißbrauchen, von den Tissots, Hirzels, Swietens ꝛc. würde er ohne Zweifel mit mehrerm Respect reden.

**) Meconium heißt eine dicke Feuchtigkeit, die dem Mohnsaft ähnlich ist, und welche man in den Eingeweiden der neugebohrnen Kinder findet.

genes Kind seyn! Mit welcher Wollust würde es sich selbst und die ganze Natur geniessen, die es nur um seinet willen gemacht zu seyn glauben würde, ehe es Vernunft und Erfahrung diesem Betrug entreissen könnten! Aber wir sind eifersüchtig über ihr Glück, davon wir nichts mehr übrig haben; weil wir an die Stelle wahrer Vergnügen künstliche gesezt haben, so hat es das Ansehen, als ob wir wollten, daß sie unser Unglück von ihrer Geburth an mit uns theilen sollen.

Eine Frau, die vermög ihrer Grundsäze und ihres Temperaments zärtlich ist, die aber das Vorurtheil grausam macht, bekommt ein neugebohrnes Kind. Kaum hat sie selbiges ein wenig abgetrocknet, so küßt sie es und überhäuft es mit Liebkosungen; weil sie sich aber fest einbildet, daß es seine Hände und Füsse nicht eher brauchen soll, als bis es groß geworden ist, so bindet sie ein iedes Glied nach der Reihe fest, und wickelt es in Windeln, als wenn es todt wäre und als wenn sie eine Mumie daraus machen wollte.

Ich will nichts von den traurigen Würkungen der Windeln sagen; würdige Vertheidiger der Rechte der Natur haben diese wichtige Materie gründlich abgehandelt, und zu gleicher Zeit wider einen andern nicht weniger schrecklichen Mißbrauch geeifert; ich meine die Schnürbrüste oder Harnische, welche die iungen Mädchens tragen. Sie haben ordentlicher Weise unter einem mässig geschnürten Corset eine so schöne, freie und gute Gestalt; aber man will sie steif und gezwungen haben. — — Und damit ia alles gezwungen ist, so schmücket man auch den Kopf, wie man sich kleidet. Nichts ist lächerlicher, ungesunder und unangenehmer, als eine so starke Kitte von Pomade

und Poudre, als ein hinten aufgeschlagenes Haar, als ein crepirtes Tupet ꝛc. Schmückten sich denn die Grazien auch also? Einige Locken hiengen nachlässig über die Schultern herab: *) man hat diesen schönen Gebrauch in den Dörfern und in kleinen Städten, wo man gegen die Schönheiten der Natur noch empfindlich ist, einigermassen beibehalten; und nichts ist reizender und mehr fähig, die Liebe einzuflösen, als dieses. — — Nur Schade, daß man die schönen und reizenden Haare mit Lumpen von Musselin, Spizen ꝛc. vermenget! Aber wir wollen wieder auf die Wiege zurück kommen.

„Die Siamer, die Japaner, die Indianer, die „Neger, die Wilden in Canada und Brasilien und „die meisten Völker in dem mittägigen America legen „ihre Kinder nackend in hangende Betten von Baumwolle. Die in dem mitternächtlichen Theil legen „unten in die Wiegen eine Menge Staub, den man „vom Holz nimmt, welches die Würmer zerfressen „haben, und welchen man insgemein Wurmmehl „nennet. Die Kinder werden auf diesen Staub geleget, und mit Pelzwerk zugedeckt. In Virginien „bindet man die Kinder nackend auf ein Bret, welches mit Baumwolle überzogen ist und ein Loch hat, „daß der Unflath ablaufen kann. Die Kälte in diesem Lande sollte diesem Gebrauch zuwider seyn, der „überhaupt in den Morgenländern und absonderlich „in der Türkei angenommen ist. Diese Vorsicht

„hebt

*) Virgil druckt dieses sehr schön in dem Verse aus, wo er die Nymphen beschreibet, die den Hof der Cyrene ausmachen.

Caesariem effusae nitidam per candida colla
Georg. 4. B. v. 337.

„ hebt alle andere Sorgen auf, und ist das sicherste „ Mittel den gewöhnlichen Nachlässigkeiten der Säug„ ammen vorzubeugen: nur die mütterliche Zärtlich„ keit ist einer solchen beständigen Wachsamkeit und „ einer so nothwendigen Aufmerksamkeit auf alle Klei„ nigkeiten fähig; kann man dieß von einer gedunge„ nen und ungeschickten Säugamme hoffen?„ *)

Die kleinen Neger säugen ihre Kinder auf eine Art, die allein geschickt ist, sie so stark zu machen, als sie würklich werden. Sie binden dieselbigen mit den Händen und Füssen an eine Hüfte ihrer Mütter, die Kinder halten sich mit den Händen an die Brust, und saugen so lange, bis die Mutter verschiedene Bewegungen macht, und ihre ordentliche Arbeit wieder vornimmt. Diese Kinder fangen schon nach zwey Monaten an zu gehen, oder kriechen wenigstens auf Händen und Füssen; und das thun sie mit einer grossen Leichtigkeit. — — Wann werden wir Muth genug haben, diese gute Physische Erziehung anzunehmen, und eine eben so gute moralische damit zu verbinden? Dieß soll der Wunsch aller rechtschaffenen Leute seyn; ich meines Orts habe ihn schon lange geäussert. Eine Probe findet man nicht nur am Ende **des Eleven der Natur**, der 1764. gedruckt ist, sondern auch in dem **Vorschlag zu einer glücklichen Gesellschaft**, den ich 1756. heraus gegeben habe. (Oeconomisches Journal, Monat Julius.)

Ein neugebohrnes Kind muß bei Tag alle zwo Stunden saugen, und bei Nacht, so oft es erwachet; welches sehr selten geschehen würde, wenn es nicht in Windeln gepreßt wäre. Aber die wenigsten Säugam-

*) Naturgeschichte des Hrn. von Buffon.

men haben diese genaue Aufmerksamkeit, deren nur die mütterliche Liebe fähig ist. Sie lassen die Kinder ohne Mitleiden schreien; sie wollen nicht wissen, daß die Ungedult, der Schmerz den Character verschlimmern, und die Gesundheit, absonderlich in einem so zarten Alter, schwächen.

Auf zwanzig Meilen um Paris herum mag man hingehen, wo man will, so wird man kleine Wägen voll Säugammen und Kinder antreffen, denen man nichts bessers als den Tod wünschen kann. Ich würde mich vergebens bemühen, ihre schreckliche Lage zu mahlen, der Pinsel würde mir aus den Händen fallen. Man muß in der That gestehen, daß in den Provinzen, wo etwas weniger ungezwungenes Wesen herrschet, die Kinder und Säugammen nicht so unglücklich sind; aber sie sind es doch noch allzusehr.

Es wäre eine Anstalt, die der gegenwärtigen Regierung würdig wäre, wenn man allenthalben auf dem Lande öffentliche Häuser anlegte, um die neugebohrnen Kinder aufzunehmen: man könnte sie da sorgfältig erziehen; begüterte Personen müsten ein mehr oder weniger beträchtliches Kostgeld zahlen; die Armen und Fündlinge würden umsonst und mit eben so vieler Sorgfalt, als die andern erzogen. Man müste die Mädchen darin aufnehmen, die eine unglückliche und öfters tödtende Schande zwinget, sich zu verbergen; man leistete ihnen allen Beistand; diejenigen behielte man als Säugammen, die sich mit diesem Amte beladen wollten, das unter uns so wenig geachtet wird, und doch so ehrwürdig und für die Menschheit so kostbar ist. — Welch ein Schauspiel müste das seyn, drei oder vier geräumige Zimmer, wo sich die Reinlichkeit mit der

Sim-

Simplicität verbände, und deren ganze Pracht in einer grossen Anzahl frölicher und starker Kinder, und junger, schöner und gesunder Säugammen bestünde! —

Ich weiß nicht, ob die politische Einrichtung des Hrn. Abt Plüche sehr klug ist, wenn er behauptet; „ daß die Nothwendigkeit, die Stadtkinder auf dem „ Lande zu erziehen, für beede Gattungen von Bür„ gern sehr vortheilhaft sey; daß dieses eine gewisse „ Gleichheit und eine angenehme Verbindung unter „ ihnen fest seze, wodurch ein überflüssiger Theil der „ Stadt in die ländlichen Hütten gezogen wird, wo „ alles ehrbar und züchtig ist. „ Das ist alles sehr gut! Aber man sollte einen Versuch machen, den Ueberfluß der Städte durch ordentliche Mittel auf das Land zu ziehen, und da ist ohnstreitig das beste, von dem Landmann eine mässige Abgabe zu verlangen, und den Verkauf der Producte, die er durch seinen Fleiß der Erde entreisset, auf keine Weise zu hindern. Noch eine andere schlimme Folge, die gedungene Säugammen haben, ist auch diese: die Kinder der Säugamme sind eifersüchtig auf die Pracht ihrer Brüder, die mit ihnen an einer Brust gesogen haben (**Milchbrüder,**) weil sie nicht einsehen, wie viel es dem Körper und der Seele nüzet, wenn man unter den unschuldigen Gesezen der Mässigkeit lebet. Daher kömmt es, daß sie sich auch in der grossen Welt zeigen wollen, wenn sie groß werden, und sollten sie auch mit dem traurigen Stand eines Sclaven anfangen.

Sein Kind einer Säugamme übergeben, wenn man es selbst säugen kann, heist die Natur entehren. Die Kinder aus der Stadt auf das Land thun, wenn sie entwöhnet sind, würde gut seyn, wenn es geschähe,

um sie daselbst zu lassen, und wenn man sie daselbst nicht mit aller Pracht der Verschwendung überhäufte; traurige Zierathen, welche gewiß so wol dieienigen, die sie tragen, als auch dieienigen, die sie tragen sehen, öfters zu Thoren machen, in der ersten Kindheit aus Mangel der Logic, und in der Folge durch die einmal erlangte Fertigkeit.

Man muß die Wiege so sezen, daß dem Kinde das Licht ins Angesicht fällt. Wenn es dasselbige nur von der Seite hat, so drehet es die Augen mit Gewalt, und kann schielend werden.

Man muß sehr selten und langsam wiegen, auch Acht geben, ehe man anfängt zu wiegen, ob das Kind vollkommen gesund sey, ob ihm nichts fehle, denn man macht sie durch das Wiegen dumm; zuweilen macht man es noch schlimmer, man erschüttert ihnen den Kopf, daß es verdrüßliche Folgen haben kann. Man macht es endlich schweigen und schlaffen, aber wenn ihm unter dem Wiegen nicht wol war, so hat man ihm sehr schlecht geholfen, es wird nur einen kurzen Schlaf haben, den die Nothdurft oder der Schmerz bald wieder unterbrechen wird.

Wenn ein Kind beständig schlaffen will, so muß man es öfters durch Liebkosungen und Singen aufwecken, denn dieses würde es in der Folge faul und stille machen. Man muß Sorge tragen, daß die ersten Gegenstände, die ihm beim Erwachen in die Augen fallen, Blumen oder sonst etwas grünes sey. Man gehe mit ihm spazieren, oder wenn die Jahrszeit zu rauh ist, so lasse man es wenigstens durch das Fenster des Zimmers auf das Feld sehen. — — Ich vergesse und möchte es gerne ewig vergessen, daß nicht alle Häuser, wie das meinige, auf das Land sehen.

Ich

Ich möchte gerne die Mütter, die dieses Werk lesen, überzeugen, daß nichts vortheilhafter für ihre Kinder ist, und nichts geschickter, ihnen die angenehme Munterkeit einzuflössen, welche das Glück des Lebens ausmachet, als wenn man ihnen, absonderlich die ersten zwei oder drei Jahre, das Erwachen angenehm machet. Man findet in den Versuchen des Montagne ein gutes Muster von diesem Theil der physischen Erziehung.

„Sein Vatter, sagt er, wuste, daß es das zar„te Gehirn der Kinder zu sehr bewegt, wenn man sie „schnell aufwecket, und dem Schlaf entreißt, in wel„chem sie viel tiefer liegen, als wir: und um diese „schlimme Methode desto besser zu vermeiden, wählte „er eine andere ganz entgegen gesezte, er ließ sie durch „den Schall eines Instruments aufwecken, und er war „niemals ohne einen Menschen, dessen er sich darzu „bediente.„

Eine kleine Unbequemlichkeit finde ich bei dieser Methode: man muß nichts alltäglich machen, ausser essen, trinken, schlaffen und arbeiten; ein Grundsaz, nach welchem man die Kinder im andern und dritten Jahr nur von Zeit zu Zeit durch den Schall eines Instruments oder der Stimme aufwecken soll.

In den ersten zwei oder drei Monaten soll das Kind keine andere Nahrung geniessen, als die Milch der Mutter oder der Säugamme. Wenn diese Zeit vorbei ist, soll man ihm einen wolgekochten Milchbrei geben, der nicht gar zu dick ist, oder weises Brod ein wenig in Milch aufgekocht.

Eine gesunde Frau sollte ihr Kind ein ganzes Jahr mit nichts anders, als mit Milch aus ihren Brü-

sten ernehren. Diese Pflicht ist so angenehm, und mit so viel Wollust begleitet, wenn man sie recht zu schmecken weiß! Die Holländerinnen, die Italiänerinnen, die Türkinnen und die meisten Frauen in den Morgenländern, kennen dieses Vergnügen und geniesen es ein volles Jahr, und das ist genug. Die Wilden in Canada sind in diesem Stücke noch empfindlicher, sie verlängern diese Zeit wider die Vernunft auf fünf bis sieben Jahre.

Mit sieben oder acht Monaten fangen die Vorder- oder Schneidzähne *) an hervor zu stechen: sie würden gewiß eher durchbrechen, und weniger Schmerzen verursachen, wenn man den Kindern statt der Schlottern kleine Brodrinden gäbe, woran sie mit Vergnügen saugen und sie zernagen würden.

Die übrigen zwanzig Zähne, nemlich vier Hundszähne und sechzehen Stock- oder Backenzähne kommen zwischen dem ersten und andern Jahr hervor. Die Schneid- Hunds- und vier ersten Stockzähne werden durch andere ähnliche Zähne aus ihren Löchern heraus gestossen, welche erst gegen das siebente und öfters auch später wachsen.

Die vier andern Zähne, welche die Zahl von zwei und dreißig voll machen, nehmen die vier Ende der Kinnbacken ein, sie kommen erst mit den mannbaren Jahren, und öfters noch später, deswegen nennet man sie Weisheitszähne.

Die Kinder fangen mit sechs Wochen an, auf ihre Mutter zu lachen, und folglich sie zu lieben, (denn die

*) Die vordern nennet man Schneidzähne, und sind deren vier in dem obern und vier in dem untern Kiefer.

die Aufrichtigkeit ist ein Eigenthum der Kinder *) aber sie wissen noch nicht, warum sie dieselbige lieben. Besser wissen sie es mit ein oder zwei Jahren, ihre Zuneigung entspringet aus Urtheilen; sie fangen an, ihre Mutter zu studiren, dieß allein ist ihre Beschäftigung, und es glückt ihnen. Ein Kind siehet bald, ob es von seiner Mutter geliebet wird; und wenn dieses nicht geschiehet, so hasset es dieselbige wieder. Eine Frau, welche selbst die Säugamme ihres Kindes gewesen und ihm allezeit wol begegnet ist, kann sich sicher auf seine Liebe verlassen. Wenn sie es einer gemietheten Säugamme übergeben hat, so wird es dieselbige hassen, wenn sie es wieder zu sich nimmt, weil es glaubt, man hat ihm seine wahre Mutter genommen, und es hat recht. Sie muß Gedult haben, und versuchen nach und nach ein Herz wieder zu gewinnen, das sie verdient hatte, zu verlieren: wenn sie keine Zärtlichkeit für dieses Kind hat, oder wenn sie noch andere hat und dieselbigen mehr liebet, so wird es das Kind bald entdecken, und sie vielleicht ihr ganzes Leben hassen, und ich wiederhole es noch einmal, es hat recht. Man muß dem angenehmen Titel eines Vaters, einer Mutter, eines Hofmeisters völlig entsagen, wenn man nicht für alle Kinder zugleich eine so zarte Freundschaft hat, daß man eines mehr lieben kann, als das andere, und zwar auf eine sichtbare Weise, daß es dem andern, welches man weniger liebet, Verdruß verursachen kann.

*) Diese Aufrichtigkeit dauert gemeiniglich bei den Kindern bis in das zweite Jahr. Dann fangen wir an, vernünftig mit ihnen zu reden; ihre Eigenliebe oder unsere Drohungen machen, daß sie sich wenigstens stellen müssen, als ob sie uns verstünden; sie erlaugen eine Fertigkeit in der Verstellung und in der Falschheit, die sie oft durch ihr ganzes Leben behalten.

Ein Kind von anderhalb bis zwei Jahren erstaunet über alles, was es siehet; es macht bei allem, was sich ihm vorstellet, grosse Augen, *) es ist wie ein Fremder, der sich gleichsam durch eine Bezauberung in einem unbekannten Lande befindet. Es weiß weder warum, noch wie es aus der Finsterniß und der Ruhe in das Licht und in die Bewegung übergetretten ist. Man stelle sich das Erstaunen, die Entzückung eines Menschen vor, der bis in sein zwanzigstes oder dreissigstes Jahr in ein finsteres Gefängniß verschlossen gewesen ist, er wird heraus gezogen, und siehet zum erstenmal den Himmel und die Erde. Das Erstaunen eines Kindes ist eben so beschaffen, nur daß es nicht so lebhaft und nicht so dauerhaft ist.

Wenn man die gehörige Mittelstrasse zwischen einer zu langsamen und zu frühzeitigen Entwicklung nimmt, so fängt ein wolgewachsenes Kind mit zwölf oder funfzehen Monaten an zu lallen, aber seine Sprache ist noch nichts als unförmliche Töne, die noch sehr wenig articulirt sind. Es vegetirt mehr, als es lebt, bis ohngefähr in das dritte Jahr, dann fängt es an deutlich auszusprechen; dieß ist auch die Zeit, da sein Leben, das bisher sehr wankend war, dauerhaft wird: aber mit dem Alter von sieben oder acht Jahren hat es die ersten Gefahren überstanden, die mit dem menschlichen Leben verbunden sind. Von diesem Augenblick stellet sich seinen Augen eine neue Welt dar, seine Kräfte nehmen täglich zu, das Vermögen seiner Seele entwickelt sich, und einige Jahre darnach ist es nicht mehr ein schwaches und kraftloses Thier, es ist der Herr

der

*) Die Ursache des Erstaunens ist auch diese, daß es die Gegenstände umgekehrt siehet, wie ich in dem Artikel von dem Sinn des Gesichtes zeigen werde.

der Natur; das Feuer fließt in seinen Adern, auf seiner Stirne sizen die Grazien und die Frölichkeit. Freie und geschickte Bewegungen verkündigen die dauerhafte Gesundheit dieses glücklichen Alters, welches man die Jugend nennet: in der That ein glückliches Alter, wenn die unruhigen Leidenschaften nicht öfters den Lauf desselben hemmeten.

Wenn ein Kind einen Bruch *) hat, welches geschiehet, wenn man es vernachlässiget hat, wenn man es zu sehr hat schreien lassen, oder wann man es zu heftig bestraft hat, so kann man ihn durch ein Bruchband heilen, aber es lauft Gefahr, das Band in seinem ganzen Leben zu behalten, wenn man dieses Mittel zu spat anwendet.

Die Würmer zu tödten, kann man den Kindern ein wenig Wein trinken lassen, aber sehr wenig; denn man muß ihren schwachen Magen nicht mit Säure überladen, noch weniger sie an ein Getränk gewöhnen, das ihnen dereinst schädlicher seyn könnte, als die Würmer selbst.

Man muß die Kinder an die Kälte gewöhnen, dieses ist um so viel leichter, da sie in dem ersten Alter vielmehr innerliche Wärme haben, als sie in der Folge nicht haben werden; dieser Unterschied kömmt aber daher. Die kleinen Thiere haben mehr Wärme, als die grossen, weil bei den kleinen die äussern Theile dem Mittelpuncte näher sind, als bei den grossen. Die Ursache von dieser Erscheinung mag aber seyn, welche

sie

*) Ein Bruch ist eine Aufschwellung, welche durch das Austretten eines Theils z. E. der Gedärme, in dem Unterleib entstehet. Er kann grosse Zufälle verursachen, und macht viele Ungelegenheit, wenn er schon alt worden ist.

sie will, so weiß man doch, daß sie gewiß ist, denn das mehr oder weniger häuffige Schlagen des Herzens zeiget die stärkere oder geringere Wärme an: nun ist aber das Schlagen oder Klopfen des Herzens bei einem Sperling schneller, als bei einer Henne, und bei einem Kinde, als bei einem Erwachsenen. Man kann sich auch mit Hülfe eines Thermometers von dem Unterschiede dieser Wärme überzeugen.

Um die Kinder vor dem leeren Schrecken zu verwahren, welches die Finsterniß so vielen Personen verursachet, die sich für vernünftig halten, muß man ihnen lernen, wie sie sich bei der Nacht aufführen sollen; man läßt sie des Abends spielen und an Orten herum lauffen, wo sie keine Gefahr zu befürchten haben.

Hier wäre Gelegenheit von der Erziehung zu reden. Aber ich müste diese wichtige Materie nur obenhin berühren. Sie ist gründlich abgehandelt worden von Loke, von Rousseau dem Genfer Bürger *) und von seinem Landsmann Ballexserd, dem Verfasser einer Abhandlung über die physische Erziehung der Kinder **) welche ihm den Preis der Academie zu Harlem in Holland zu wege gebracht hat. Die Frage war: „welches ist die beste Art der Kleidung, der Nahrung und der Leibsübung bei den Kindern von dem Augenblick ihrer Geburth an bis zu ihrer Mannbarkeit,

*) Ich rede nur von den zwei ersten Büchern, die er von der Erziehung geschrieben hat: denn in den zwei andern hat er zum Unglück für sich und für die Gesellschaft viele tadelnswürdige Sachen.

**) Um die wahre Quelle dieser vortreflichen Werke zu entdecken, muß man den Discours des Montagne über den Unterricht der Kinder (an Madame Diane de Foix, Gräfin von Gurson) lesen; es ist das 25ste Cap. im 1ten Buche.

„ keit, daß sie lange gesund leben können.„ Unter andern nüzlichen Sachen, die dieser vortrefliche Discurs enthält, redet der Verfasser alle dieienigen an, die Kinder erziehen, sie möchten ihnen die Freiheit lassen, sich der beeden Hände nach dem Instinct der Natur gleich zu bedienen; denn sie will, daß wir zwei rechte Hände haben sollen; und es ist eine grosse Thorheit, wenn die Kinder die Hand vorzüglich gebrauchen sollen, welche die einfältigen Mütterchen die schöne Hand nennen: man sollte das Kind vielmehr gewöhnen, sich einen Tag der einen und den folgenden der andern zu bedienen; und es würde sich ein Spiel daraus machen.

Wenn ich über die Erziehung schreiben, oder Kinder zu erziehen unternehmen wollte, (welches weit vorzüglicher ist) so würde ich mich an die Worte des Hrn. von Buffon erinnern. „ Ich habe einige Kinder ge-„ kennet, welche mit vier Jahren vortreflich lasen. „ Man kann übrigens nicht entscheiden, ob es sehr „ nüzlich ist, die Kinder so frühzeitig zu unterrichten; „ man hat viele Beispiele von dem schlechten Erfolg „ eines so frühzeitigen Unterrichts, man hat viele „ Wunderkinder von vier, von acht, von zwölf, von „ sechzehen Jahren gesehen, welche im fünf und zwan-„ zigsten oder dreissigsten Jahr Thoren, oder Men-„ schen von ganz gemeiner Art waren, so daß man Ur-„ sache hat zu glauben, daß die ordentliche *) Erzie-„ hung die beste ist, dieienige, wodurch die Natur nicht „ gezwungen wird, die, ich will nicht sagen, den Kräf-„ ten, sondern der Schwachheit eines Kindes am an-„ gemessensten ist. „

Von

*) Das ist, die einfachste und leichteste Art der Erziehung, wie man aus der folgenden Redensart urtheilen kann.

Von der Mannbarkeit oder den Jünglingsiahren.

Ich schreibe nicht für Kinder von sieben oder acht Jahren, ich weiß nicht, was man ihnen soll lesen lassen; ich schreibe auch nicht für Kinder von zehn Jahren, denn in diesem Alter darf man nach meiner Meinung nichts lesen, als die Anfangsgründe der Geographie, Geometrie und kleine gute moralische Erzehlungen, *) aber mit vierzehn oder funfzehn Jahren aufs längste kann man die Naturgeschichte lesen, auch selbst dasienige nicht ausgenommen, was ich von der Mannbarkeit sagen werde, einem Stande, dem man alsdann nahe ist.

Junger Mensch, höre mit Ehrerbiethung an, was ich dich lehren will. Ich seze voraus, daß du schon von deiner Mutter unterrichtet bist; es ist ein Unglück für dich, wenn du das noch nicht weißt, was man wissen muß, um mich zu verstehen, oder wenn du es von einer andern, als von ihr erfahren hast.

Die Mannbarkeit, nemlich das Alter, da man anfängt zur Zeugung tüchtig zu werden, ist der Frühling des Lebens; dieses Alter begleitet den Jüngling und gehet der Jugend vor. Dann empfindet man ein heftiges Verlangen, ein süsses Bedürfniß, sein Wesen mitzutheilen. — — Die Natur bildet ein Kind nach und nach, sie läßt es durch das Abwechseln der flüchtigen und friedlichen Spiele und eines ruhigen Schlafes vegetiren; aber wenn sie es zur Mannbarkeit,

zu

*) Man muß dabei die verliebten Klagen und Feenmärchen verbannen, zwei Dinge, da eines so lächerlich, so unvernünftig ist, als das andere.

zu seinen völligen Wachsthume gebracht hat, so treibt sie die besten, die belebtesten organischen Theile von seinen Nahrungsmitteln mit einer gewissen Heftigkeit in die Zeugungsglieder. In dem ganzen Menschen entstehet eine plözliche und merkliche Veränderung; der Hals dehnet sich aus, die Stimme wird stärker, die Augen werden lebhafter und feuriger, das Zeugungsglied schwillt bei dem Knaben auf, die Scheide wird bei dem Mädchen aus dem nemlichen Grunde und zu dem nemlichen Endzwecke enger, der Busen wird groß und rund, die Menstrua finden sich ein ꝛc. Und die Liebe verschaft sich durch alle Sinnen Eingang in das Herz.

Die Jahre der Mannbarkeit sind bei verschiedenen Völkern unterschieden, und scheinet zum Theil von der Mässigung des Clima und von der Beschaffenheit der Nahrung abzuhängen. In allen mittägigen Theilen von Europa und in den Städten, sind die meisten Mädchen mit zwölf und die Knaben mit vierzehn Jahren zum heurathen tüchtig. *) In den nordischen Provinzen und auf dem Lande werden die Mädchen kaum mit vierzehn und die Knaben mit sechzehn Jahren mannbar.

Eine leicht zu machende Rechnung beweiset, daß von zween iungen Menschen, wovon der eine im vierzehenten, der andere im sechzehenten Jahr mannbar wird, der erste, wenn sonst alles gleich ist, wenigstens sechs

*) Die Weibspersonen erreichen ihre Mannbarkeit eher, als wir, weil sie aus feinern und nicht so starken Fasern zusammen gewebt sind: (so wächst eine Linde schneller, als eine Eiche,) aber sie erreichen auch, wenigstens ordentlicher Weise, eher das Alter und den Tod. In der Beschreibung des lezten Alters werden wir sehen, daß diese Regel viele Ausnahmen leidet.

sechs oder acht Jahr eher alt wird, als der andere; die Einwohner auf dem Lande haben also unter vielen andern Vortheilen auch dieses vor den Einwohnern in den Städten voraus, daß sie länger iung bleiben. In der Stadt zielet alles darauf ab, unser Wachsthum zu beschleunigen. Wir sind frühzeitige und verdorbene Früchte, wir entwischen der Natur; nur auf dem Lande bildet sie mit Musse starke Körper, die unter dem Schatten der Freiheit und Unschuld geruhig aufwachsen. Nur in dieser glücklichen Freistadt siehet man iunge Mädchen und Knaben muthwillig auf eine ungezwungene und freie Art mit einander scherzen. Sie geniessen lange Zeit die Präliminarien der Wollust, und finden sie angenehm, ohne daß sie den Namen davon kennen. Damit aber in den Städten diese stille und angenehme Unwissenheit, diese reizende Verwirrung der Liebe ia nicht in den iungen Herzen erhalten werde, so weiß man schon alle Feinheiten und Kunstgriffe davon, ehe man sie noch geniessen kann, und man ist des lebhaften und süssen Vergnügens der Ueberraschung beraubet. Ein kleines Mädchen von fünf oder höchstens sechs Jahren weiß schon, daß man erröthen, daß man gewisse Gebehrden, eine gewisse Züchtigkeit ꝛc. haben müsse. Dieß ist aber nothwendig, da es in den Städten schändliche Sardanapale gibt, welche besserer Früchte überdrüssig sind; und nur kaum aufgeblüthe Blumen rauben und verderben wollen.

Wenn ihr wissen wollet, wie schädlich die frühzeitige Mannbarkeit, der Müssiggang, das gute Essen und Trinken, der Zwang oder der Wolstand, die Gährung der Leidenschaften, und andere Unordnungen, die sich in den Städten vereinigen, seyen, so leset ein Werk des Hrn. Tissot, welches den Titel führet: die Onanie,

oder

oder Abhandlung über die Krankheiten, die von der Masturbation herkommen. Dieses Buch ist unschäzbar, die iungen Leute sollten es Tag und Nacht lesen. Auch in Deutschland, wo die Philosophie mit weniger Schimmer einen bessern Fortgang hat, als vielleicht sonst irgendwo, ist dieses heut zu Tag ein classisches Buch.

Der Name Onanie hat seinen Ursprung von Onan, einem Sohn des Juda, dem ersten Masturbator, der in der Geschichte bekannt ist. Die Masturbation (denn ich muß es doch einmal sagen) ist eine gewaltsame Ergiessung des Saamens. *) Die Natur, welche durch dieses Laster geschändet wird, straft uns mit der grösten Strenge durch lange und natürliche Krankheiten, welche nach und nach nicht nur den Körper, sondern auch den Geist untergraben, und diese Strafe ist gerecht: man muß es also iungen Leuten sagen, sie warnen, und sie besonders von allem abhalten, was sie zu einem so schändlichen und gefährlichen Vergnügen verleiten könnte.

Der H. Hyeronimus und Rousseau von Genf, welche beede von Tissot angeführt werden, sagen uns mit ihrer glänzenden Beredsamkeit, der eine, wie sehr einem iungen Menschen köstliche Malzeiten schaden, der andere, wie fleißig ein Hofmeister bei seinem Eleven seyn soll, um ihn den Gefahren der Musturbation zu entziehen, und alles von ihm zu entfernen, was dieses Verlangen in ihm rege machen könnte.

„Die

*) Durch Versezung einiger Buchstaben hat man das Wort Masturbation aus dem lateinischen Manustupratio gemacht, welches Hurerei mit der Hand übersezt werden könnte.

„Die Schmiedten zu Lemnos, die feuerspeiende
„ Berge Vesuv und Olymp *) brennen nicht stärker,
„ als junge Leute, welche sich mit nahrhaften Speisen
„ nähren und Wein trinken. Wachet sorgfältig über
„ einen jungen Menschen, und lasset ihn weder bei
„ Tag noch Nacht allein, schlafet auch bei ihm in
„ dem Zimmer. — — Wenn er einmal die verderb-
„ lichste Gewohnheit angenommen hat, der ein junger
„ Mensch unterworfen seyn kann, so wird er die trau-
„ rigen Würkungen davon mit in das Grab bringen,
„ und allezeit kraftlos am Leibe und am Geiste seyn.„

Die Mittel, zu verhindern, daß sich die Einbildungskraft eines jungen Menschen nicht erhize, und daß sich seine Hauptneigung nicht zu bald entwickle, sind in dem Werke des Hrn. Tissot angezeigt. Kürzlich sind es folgende: man soll ihn mit keiner Weibsperson in einer Vertraulichkeit leben, und keine in einer wollüstigen Blösse sehen lassen. Ihm kein zu zärtliches und unzüchtiges Buch lesen oder Gesänge hören lassen. Ihm kein Gemählde von diesen beeden Gattungen zeigen, und ihn mit sehr einfachen Speisen nähren. Ihm bei nahe niemals ungemischten Wein geben, sehr wenig Bier oder Most, Caffe oder Schocolate, noch weniger Aquavit oder starke Liqueurs. Endlich soll sein Vater oder Hofmeister, (welches einerlei seyn soll,) beständig um ihn seyn, ohne ihm doch einen Zwang anzu-

*) Vier Berge führen diesen Namen. 1. Einer zwischen Thessalien und Macedonien, den die Poeten so berühmt, und so gar zu einer Wohnung der Götter gemacht haben. 2. Der Olymp in Galatien, in klein Asien. 3. In Mysien, nahe an dem Hellespont, auch in klein Asien. 4. In Aethiopien, bei Heliopolis an den Küsten des rothen Meers. Von diesem leztern redet hier der H. Hyeronimus. Er warf damals täglich Feuer aus, früh vom Aufgang der Sonne bis ohngefähr um den Mittag.

anzuthun, und soll auch mit ihm in einer Kammer schlaffen. — — Alle diese Sachen sind sehr leicht auf dem Lande, aber in der Stadt fast unmöglich; das verdrüßlichste dabei, auch so gar auf dem Lande, ist, daß man den iungen Menschen nicht verlassen soll, wenn er allein ist. Die gemeine, aber doch sorgfältige Erziehung hat diese lezte Unbequemlichkeit nicht, denn die iungen Leute wachen selbst über einander, wenn sie beysammen sind, ohne daß sie es wissen. Aber es soll doch allezeit ein wachsamer und aufmerksamer Mann bei ihnen seyn, und ist einer für viele Kinder genug; bei einer privat Erziehung gehet dieß nicht an.

Man muß einem iungen Menschen, ohne die hier angezeigten Mittel der Klugheit zu vernachlässigen, manchmal den Zaum schiessen lassen, aber ihn beständig beobachten, denn er soll ein gesellschaftlicher Mensch und kein Bär werden; und um ihn zur Gesellschaft geschickt zu machen, muß man ihn von weiten darzu vorbereiten.

Es ist ein Unglück, wenn man dem Verlangen der Natur kein Genüge thut, wenn man nicht zu der von ihr bestimmten Zeit Vatter wird: aber das Unglück ist noch weit grösser, wenn man den Augenblick, den sie bezeichnet hat, beschleuniget, oder an statt der wahren Vergnügen, eine heimliche und viehische Wollust erwählet. *) Auch das ist ein grosses Unglück,

*) Die Geseze der Gesellschaft, oder vielmehr der Mißbrauch, der in der Gesellschaft eingeführt worden ist, zeuget den erzwungenen Cölibat, und das Laster der Masturbation, welches fast unzertrennlich damit verbunden ist. — — Was soll man aber thun, denn eine glückliche Heurath ist selten und schwehr? Und in einer unglücklichen Ehe verliert die Liebe alle ihre Annehmlichkeiten; sie gleichet alsdann einer Todtenlampe, welche zwar eine Urne erleuchtet, aber die Asche darin nicht erwärmet.

wenn man seine Ruhe und seine Glückseeligkeit von der Gewißheit abhängen läßt, ob man eine Person, mit der man sich vereiniget, zum ersten geniesset; da man doch kein gewisses Mittel hat, sich davon zu überzeugen.

Man kann mit Grund annehmen, daß Barbaren bei einer Zwischenzeit im Kriege sich die Zeit damit vertrieben haben, einen kleinen Codex von sehr ungerechten und grausamen Gesezen zu verfertigen, und daß sie besonders ihre Weisheit und Klugheit in den Artickeln von den Ehen, von der Keuschheit der Weibspersonen, von den Zeichen der Jungfrauschaft rc. bewiesen haben.

Deine Frau, die du dir erwählest, habe einen unschäzbaren Vorzug, der so wenig geachtet und immer seltner wird, sie sey gesund und stark; dieß ist die einzige wahre Schönheit. Sie verbinde noch damit, wenn es möglich ist, alle gesellschaftliche Tugenden, verlange nichts von ihr, als dieses, und sey wegen des übrigen ruhig. *)

Wie viel Herrschaft haben nicht die Meinungen und Irthümer über die Menschen! Welch ein Contrast in dem Geschmack und in den Sitten verschiedener Nationen! Einige suchen ihre Ehre darin, daß sie die Erstlinge der Jungfrauschaft geniessen, andere machen eine Ehre, ia gar einen Gottesdienst daraus, daß sie solche nicht haben wollen, und daß sie nicht eher heurathen, bis ihre Frauen geschändet sind, entweder mit Ehren, durch die Diener des Altars, oder mit Schande,

*) Ich habe oben die nemliche Sache mit den nemlichen Ausdrücken gesagt; aber auch dieß ist eine Wahrheit, die nicht oft genug wiederholt werden kann.

de, durch Sclaven. Die wahre Religion, welche gleich weit von beeden Ausschweifungen entfernet ist, lehret uns, daß die Jungfrauschaft des Körpers nur ein Sinnbild von der Reinigkeit des Herzens sey; diese allein ist nothwendig, die erste soll man aber auch bis zur Verheurathung zu erhalten suchen; allein es ist eben so unvernünftig als ungerecht, wenn man gewisse Proben von einer Sache haben will, wo keine zu finden sind.

Die Mannbarkeit ist das Alter der Liebe.*) Diese Leidenschaft, dieses Bedürfniß zeigt sich bei den Mädchen eher, als bei den Knaben, aber es zeigt sich in diesen lebhafter, weil sie stärker sind; und weil sie mehr zur Zeugung beitragen, als die Weibspersonen, so musten sie auch hiziger seyn, als sie.

Nach den Mitteln, das menschliche Geschlecht vollkommen zu machen, welches der Gegenstand eines sehr guten Werkes des Hrn. von Vandermonde ist, soll man vor allen darauf bedacht seyn, die verschiedenen Geschlechter auf dem Erdboden mit einander zu verbinden. Wenn uns unsere eigene Gattung so lieb, wenn sie in unsern Augen so kostbar wäre, als die Pferde und die Hunde, so würden wir uns mehr Mühe geben, zu verhindern, daß sie nicht ausarte. — — Wir erziehen unsere Kinder in einer Weichlichkeit, welche die Hälfte von ihnen tödtet, und zwei Drittheil von den übrigen zu schwachen und kränklichen Menschen machet. — — Wir können es sehen, daß ein Theil von unsern Brüdern in Dürftigkeit schmachtet: und

*) Für ihn sind also die zärtlichen Romane, die Erzehlungen von verliebten Thorheiten, was man Heldenmuth, Entzückung, unverbrüchliche Treue rc. nennet, tödliches Gift.

die Dürftigkeit verträgt sich schlechterdings nicht mit der Gesundheit und Schönheit. Wir können sehen, daß eine grosse Anzahl von den übrigen beständig ungesunde Arbeiten verrichten, *) als die Vergolder, die Steinschneider, **) die Bergleute, die Gerber 2c. und die an feuchten und eingeschlossenen Orten wohnen, oder einer durchdringenden Kälte und Hize ausgesezt sind. Dergleichen Orte sind die Böden und die Mansardischen Dächer. ***) Wie viel andere Mißbräuche wären noch zu verbessern, wenn man das menschliche Geschlecht vollkommener machen, oder ihm nur einigermassen aufhelfen wollte! Man müste auch viele neue Gebräuche einführen, unter andern die Verbindung oder Vermischung der Nationen, man müste z. B. die Franzosen mit den Engländern, die Italiäner mit den Spa-

*) Ich sage beständig, weil man in einer wol eingerichteten Gesellschaft nur einige Jugendiahre auf dergleichen Handthierungen verwenden sollte. Darnach könnte man sich dem Ackerbau oder andern so wol angenehmen als gesunden Künsten widmen.

**) Selten wird ein Vergolder oder ein Steinschneider über 45 Jahre leben, der leztere stirbt gemeiniglich an einer Brust- und der andere an einer Magenkrankheit.

***) Nur in den Städten haben die armen Leute so schlechte Wohnungen, denn auf dem Lande geniessen sie doch, wenigstens ordentlicher Weise, eine reine Luft, aber es gibt zu viel Städte! — — Zum Glücke gibt es wenige, die so angesteckt sind, wie Paris, Paris, welches mit Recht das Grab von Europa genennet wird. Um den Zustand der Dienstboten und der armen Leute noch erschrecklicher zu machen, muste man ihnen Böden zur Bewohnung geben, oder Kammern, die wenig davon unterschieden sind. Man nennet diese Art von Zimmern Mansarde, von ihrem Erfinder, Jul. Harduin Mansard, einem berühmten Architecten des lezten Jahrhunderts. Man fängt zum Glücke wieder an statt der Mansardischen, Attische zu machen, nemlich niedrige Stockwerke, die den obern Theil des Hauses und den Boden von einander absondern.

Spaniern rc. vereinigen. Eine weise Regierung, welche eine solche Vermischung sorgfältig unternähne, würde bald, so wol für die Moral als für die Physik die beste und schönste Art von Menschen erhalten, die nur möglich wäre. — — Welche Schande, daß wir mit grossen Kosten aus Persien und Aegypten, Stoffe, Farbsachen und andere Kleinigkeiten kommen lassen, und keine schönen Mädchen aus Circassien und Georgien lassen wir nicht kommen, da doch ihre Eltern diesen barbarischen Handel treiben, und eine für zwanzig Thaler verkauffen. Könnte doch die wahre Philosophie bald dieser abscheulichen Gewohnheit ein Ende machen, und könnten wir alsdann eifersüchtig genug auf die Vervollkommnung unserer Gattung seyn! Der niedrige Handel, von dem ich eben geredet habe, sollte in einen anständigen Tausch verwandelt werden, daß wir junge Leute beiderlei Geschlechts nach Georgien führten, und sie aus demselbigen Lande wieder zu uns kommen liessen.

Ich weiß wol, daß dergleichen Wünsche überflüssig sind, und die Mittel, die ich anzeige, vielleicht nicht ausgeführt werden können. Glücklich wäre aber eine Nation, welche die Geseze der Religion und der Gesellschaft mit einander verbände, aus der wechselsweisen Verbindung der Geschlechter Vortheil zu ziehen wüste, und sich durch Asiatisches Blut verschönerte. Das wäre ein sicheres und geschicktes Mittel, das menschliche Geschlecht zu verfeinern, und überall Schönheit zu verbreiten. — — Schönheit! Kann man dieses Wort ohne eine angenehme Erschütterung aussprechen! Nichts in der Welt ist mit einem schönen Körper zu vergleichen! Man sollte sich glücklicher schäzen, der Vater, oder der Liebhaber, oder der Mann einer

so schönen Frau zu seyn, wie die Venus des Praxiteles war, als wenn man ein Königreich erobert hätte.

Aus dem, daß die Weibspersonen überhaupt nicht so heftig sind, als wir, kann man schliessen, daß sie sich, wenn sie uns zu gefallen suchen, wenn sie uns durch die Reize, womit sie die Natur so freigebig versorget hat, an sich ziehen wollen, mehr unser Glück, als ihr eigenes vorstellen; diese Großmuth soll sie uns noch liebenswürdiger machen. — -- Man muß aber doch gestehen, daß sie auch ihr eigenes Interesse antreibt, dieses für uns zu thun. Durch ihre Reize machen sie unser Verlangen rege, und vermehren unsere Liebe, unsere Begierde, sie wissen, daß dieses das würksamste Mittel ist, welches wir unserer Seits anwenden, ihr Verlangen zu beschleunigen und zu erhizen, welches fast allezeit schwächer und langsamer ist, als das unsrige.

Man sieht einige Weibspersonen, die sehr zur Liebe geneigt sind, das sind 1) die, welche ein munteres und sanguinisches Temperament haben, 2) die, welche ihre Einbildungskraft durch das Lesen wollüstiger Bücher, oder durch unzüchtige Gesellschaften erhizt haben ꝛc. Die ersten sind glücklich, wenn sie die Kräfte nicht mißbrauchen, die sie von der Natur empfangen haben; die andern werden gemeiniglich ein Opfer einer metaphysischen und unsinnigen Liebe. Die verwegenen und begierigen Blicke, womit die ersten hauptsächlich die Mannspersonen betrachten, sind die Merkmale, woran man sie erkennen kann. So war das Mädchen, welches Horaz mit einem einzigen Zug so gut gemahlet hat.

— — — — Proterva
Fronte petit — maritum. *)

Man

*) (Mit geilen Blicken verlangt sie einen Mann.) B. 2. Ode 5.

Man findet einige Mädchen, die schon vor ihrer Mannbarkeit aus Liebe rasend werden. In den Anatomischen Büchern lieset man erstaunliche Beispiele von dieser besondern Krankheit, welche öfters für die Personen, welche damit behaftet sind, von traurigen Folgen ist. Hr. von Buffon hat eine iunge Person gekannt, die keine Mannsperson ansehen konnte, ohne in eine gewisse Art von Raserei zu verfallen, die von wollüstigen und ungeziemenden Bewegungen begleitet war. Hingegen war sie ganz ruhig, wenn sie nichts als Weibspersonen um sich hatte. Diese Krankheit wird Furor uterinus (Mutterraserei) genennet, und kömmt von einer der beeden Ursachen her, die ich oben angezeigt habe, und öfters von beeden zugleich. Eine genaue Sorgfalt, kühlende Getränke und eine etwas strenge Zucht lassen sie wenigstens nicht zum Ausbruch kommen, wenn sie solche nicht heben können. Man muß die Personen, welche davon befallen sind, nicht völlig zu heilen suchen, nemlich auf eine solche Art, daß sie auf die entgegen gesezte Extremität verfallen, denn das würde ihnen schädlich seyn, und ihr Temperament völlig in Unordnung bringen.

Da die Mannbarkeit in nichts von den übrigen Altern unterschieden ist, als daß wir zur Zeugung fähig werden, so muß ich hier von den grausamen und schändlichen Operationen reden, welchen die Barbarei und die Eifersucht die Zeugungsglieder unterworfen hat. Die Beschneidung muß man davon ausnehmen, von welcher ich so gleich reden werde.

Die morgenländischen und mittägigen Völker schneiden ihren Kindern die Vorhaut ab, daß sie nicht mehr wachsen kann, diese Haut würde sich sonst zu sehr

verlängern, und ihnen viele Ungelegenheit verursachen, *) wie es den Mannspersonen in diesen Ländern allezeit geschehen ist, welche die Beschneidung unterlassen haben; man könnte aber doch vermuthlich diese schmerzhafte Operation unterlassen, wenn man sich, absonderlich in diesen warmen Ländern, reinlicher hielte und fleissiger badete.

Schon vor den Zeiten Abrahams war die Beschneidung in Chaldäa und dem ganzen Orient gebräuchlich. Man hält sie in den warmen Ländern für nüzlich, deswegen dauert sie noch. Hier sind noch zween andere sehr verschiedene Gebräuche, sie sind schrecklich, beständig fortdauernde und ausgesuchte Leibsstrafen, welche an statt das Leben zu nehmen, alle Augenblicke so schrecklich, so entsezlich machen, als der Tod selbst. Der eine von diesen Gebräuchen ist die Castration, **) der andere die Infibulation. ***)

Fast alle unvernünftige und barbarische Gebräuche, fast alle thörichte Meinungen sind sehr alt, denn die Finsterniß muste vor dem Lichte hergehen; ****) daher war

*) Es gibt Länder, wo man aus eben dem Grunde die Mädchen beschneiden muß.

**) Vom Lateinischen castrare, abschneiden, hier heist es ins besondere die Abschneidung der Testikeln.

***) Dieses Wort kömmt auch von dem Lateinischen infibulare, zuheften, d. i. mit einer Schnalle, Schloß oder so etwas ähnlichem verschliessen.

****) Es muste ohne Zweifel durch ein allgemeines Gesez geschehen, wovon die Natur niemals abweichet, und dieses Gesez ist vielleicht das nemliche, welches (durch eine nothwendige Folge aus diesem, daß alles einen Anfang, Mittel und Ende hat) will, daß die Metalle und Steine vorher todt seyn müssen, ehe sie sich durch das Reiben poliren können; und die Thiere und Pflanzen musten vorher Saamen seyn, ehe sie durch die Nahrung das werden konnten, was sie seyn sollten.

war die Castration ziemlich allgemein bekannt und bei den ältesten Völkern der Erde in Gebrauch. Bei den Aegyptiern war es die Strafe des Ehebruchs.

Es gibt verschiedene Arten zu castriren; „die „nur die Verbesserung der Stimme zum Augenmerk „haben, schneiden allein die Testikeln aus, aber wel„che vom Mißtrauen der Eifersucht beseelt sind, wür„den ihre Weiber nicht sicher zu seyn glauben, wenn „sie von Verschnittenen dieser Gattung bewacht wür„den; sie wollen nur solche haben, denen alle äussere „Zeugungsglieder abgeschnitten sind.„

Diese Theile haben mit dem Gehirne, wo alle Nerven entspringen, und der Kehle, wo die Werkzeuge der Sprache sind, eine bewundernswürdige Verbindung, wovon man endlich den Grund noch entdecken wird; die Beobachtungen der besten neuern Zergliederer lassen uns diese Entdeckung hoffen.

Man castriret die Kinder, damit sie die helle und durchdringende Stimme in ihrem ganzen Leben behalten, die sie in ihrem ersten Alter haben. — — Lasset ihnen die Zeugungskraft, und ihre Kinder werden wieder an ihrer Stelle singen; *) und die Vergnügen der

*) Der erste, der seinen Sohn castrirt hat, um seine kindische Stimme zu erhalten, der würde auch, wenn er ein Mittel gewust hätte, gewollt haben, daß alle Menschen zu seiner Zeit ein ewiges trauriges Leben ohne Nachkommenschaft führen möchten, und er würde mit sich selbst den Anfang gemacht haben. Der Bewegungsgrund, welcher ihn fähig gemacht hat, seinen Sohn zu castriren, würde ihn noch viel leichter zu dieser andern Frevelthat wider die Natur verleitet haben, denn das Leben ist kostbarer, als die Stimme. Er würde also noch etwas grössers aufgeopfert haben, wenn er es hätte thun müssen, sein Leben zu

der Liebe, die ihr nicht zerstöret habet, werden euch die angenehmen Stimmen verschaffen, die ihr lieber durch eine grausame Operation erhalten wollet. Wenn Rousseau von diesen Eunuchen redet, so sagt er: „es „sind unglückliche Opfer, deren halbes Leben *) und „ganze Nachkommenschaft man schlechten Gesängen „weihet.„

Ein anderer Bewegungsgrund, der für die Menschheit weit betrübter ist, veranlasset gewisse Völker, ihre Kinder zu castriren; sie wollen nemlich ihr Geschlecht vertilgen, weil sie sonst kein Mittel sehen, es von der Unterdruckung ihrer Tyrannen zu befreien. Aber diese Aufführung scheint mir weder gerecht noch großmüthig; sie verdoppeln das Elend ihrer Kinder durch einen neuen Verlust. Wäre es nicht besser, ihnen alle Kraft und Stärke der Natur zu lassen, und die wenige Erziehung damit zu verbinden, welche die Dürftigkeit und die Knechtschaft geben und annehmen kann. Vielleicht könnten sie nach und nach das Joch abschütteln, oder wenigstens die Wildheit ihrer Tyrannen mässigen. Denn dieses sind nothwendige Würkungen von der Erhaltung der Kräfte und von der Aufklärung des Verstandes.

In den Gefängnissen, wo die Eifersucht die schönsten Weibspersonen des Erdbodens gefangen hält, in diesen prächtigen Gefängnissen, wo sich die Wollust

durch

zu erhalten, als die Stimme seines Sohnes zu erhalten. Dieser Mensch war ein Feind des gemeinen Glückes, ein Feind der künftigen Geschlechter, ein Feind des ganzen Erdkreises. Eben dieß kann man auch von denen sagen, die das, was er angefangen hat, fortsezen.

*) Die Castration verwirret und schwächet die ganze Einrichtung des Körpers.

durch alle Sinnen einschleicht, die sie doch nicht genies- sen können, läßt man sie durch Evnuchen bewachen, die nicht nur unfähig zu allem Vergnügen, sondern auch abscheulich und entsezlich anzusehen sind. *) Diese Ver- schnittene sind neue Jrions, und die Weibspersonen, die ihrer Sorge anvertrauet sind, sind lebendige Kör- per, die man durch eine unerhörte Grausamkeit gleich- sam an todte Körper befestiget hat.

Weil nicht alle Eifersüchtige so reich sind, daß sie Verschnittene halten können, so ist einer von ihnen auf die Jnfibulation verfallen, welche heut zu Tag bei den meisten Völkern gegen Morgen und Mittag im Ge- brauch ist. Nicht nur die Kunst, sich der Weibsper- sonen durch Gürtel mit Schlössern ꝛc. **) zu versichern, nennet man Jnfibulation, sondern auch wenn sich die Mannspersonen mit einem Ring die Vorhaut durchlö- chern, daß sie sich nicht mit dem andern Geschlechte ver- mischen können, lauter verhaßte Mittel der Enthalt- samkeit, die der Aberglaube und die Eifersucht anwen- det. Die morgenländischen Mönche hängen solche Rin- ge, wovon ich geredet habe, an die Vorhaut, um dem Volk einen hohen Begrif von ihrer Keuschheit beizu- bringen; aber ich vermuthe, daß diese Ringe meistens so gemacht sind, daß man sie nach Gefallen abnehmen kann.

Von

*) Die Serrails, wo man die Frauen auf eine so unerlaubte Weise tractiret, sind sehr selten, und was uns die Reisende über die- sen Punct sagen, ist oft sehr übertrieben.

**) In Italien nennet man sie die Gürtel der Jungfrauschaft.

Von dem männlichen Alter.

Der Körper vollendet sein Wachsthum in die Höhe in dem Alter der Mannbarkeit, und in den ersten Jahren, die auf dieses Alter folgen. Schon vor dem dreissigsten Jahr hat er den Punct seiner Vollkommenheit erreicht, was das Verhältniß seiner Gestalt anbetrift: (die Weibspersonen erreichen diesen Punct weit eher) aber kein physisches Wesen kann lange Zeit in diesem Zustande bleiben, ohne wieder abzunehmen. *) Kaum hat man 35 oder 36 Jahr erreicht, so verringern sich schon die Kräfte, die Bewegungen sind nicht mehr so lebhaft, nicht mehr so heftig, aber wenn man das Glück gehabt hat die Ausschweiffungen im Essen und Trinken, in den Vergnügungen, in den Arbeiten 2c. zu vermeiden, so verspühret man nicht so gleich eine merkliche Abnahm; sie kömmt erst zwischen 50 und 60 Jahren.

Stark

*) Zur Ordnung und Schönheit des ganzen Weltbaues gehörte auch, daß alles ein Ende nehme, d. i. daß alles seine Gestalt verändere. Das Leben würde uns lang und traurig genug seyn, ohne eine beständige Abwechslung der Arbeit, der Ruhe, der übrigen Bedürfniße, und endlich des Todes, welches das lezte von allen ist; aber es ist nur ein einziger. Wenn die Menschen zu den Zeiten des Homers noch heut zu Tage lebten, so würden sie gewiß sehr mißvergnügt seyn, und mit dem Privatübel würde sich ein allgemeines vereinigen; ein ieder würde die Vorurtheile, die Barbarei seiner Kindheit durch die Gewohnheit beibehalten haben, also wären die Künste, die Philosophie noch in ihrer Kindheit. Die ganze Welt wäre eine einförmige, unwürksame und schreckliche Bewohnung, wenn der Stand des Fortdauerns bei den Menschen, und folglich auch bei den übrigen physischen Wesen statt fände; denn die Geseze der Natur sind allgemein, und wenn die Menschen unsterblich wären, so müsten es auch alle andere physische Wesen seyn.

Stark gezeichnete Gliedmassen, dicke Muskeln, *) ein ansehnlicher Gang bei den Mannspersonen; feine und delicate Züge, eine gewisse Rundung bei den Weibspersonen sind der Punct der Vollkommenheit, wohin sie die Natur führen wollte. Das folgende Gemählde soll die beeden Geschlechter enthalten. Die Natur hat sie sehr wenig von einander unterschieden, sie hat einen sehr geringen Unterschied zwischen beeden gesezt, und eines der grösten Uebel, welche die Gesellschaft hervor gebracht hat, bestehet darin, daß man die Unterscheidungszeichen willkührlich vervielfältiget hat.

Wenn ein Mensch das männliche Alter erreicht hat, das Alter der Vollkommenheit, von dem ich izt rede, so verachtet er (oder soll er verachten) die meisten Kleinigkeiten, **) die ihn in den zwei vorhergehenden

*) Die Muskeln sind organische Theile, welche dem animalischen Körper zu verschiedenen Bewegungen dienen, sie sind fleischicht, voll Fiebern, und können sich ausdehnen und zusammen ziehen. In dem menschlichen Körper sind vier hundert Muskeln und drüber, eine iede ist aus drei Theilen zusammengesezt, aus dem Kopf, Bauch und Schwanz oder Senne. Dieser leztere Theil heißt auch *Aponevrosis*, die Ausdehnung der Nerven. Er wird also genennet, weil alle Nerven, die sich in dem Gehirn vereinigen, durch die Muskeln laufen, und die Befehle der Seele ausrichten. Leute, die nichts von der Anatomie verstehen, nennen die Muskeln, Nerven, weil sie nicht wissen, daß die Nerven sehr kleine, dünne, zarte und bewegliche Theile sind, eine Art von Fäden, wie Spinnenweben, die durch den ganzen Körper absonderlich durch die Muskeln vertheilt sind. (S. die Erklärung der Nerven zu Anfang des Artickels von dem Gesicht, Anmerk. 1 und 2.)

**) Ich sage die meisten, denn nach meiner Meinnng sollte er die Vergnügungen seiner Jugend beständig lieben, und sollte sie allezeit mit den nüzlichsten und ernsthaftesten Beschäftigungen zu verbinden wissen.

den Ältern vergnügt haben. Wenn seine Sinne so würksam, so geübt sind, wie sie seyn sollen, so verschaffen sie ihm Freuden, die ihm bisher unbekannt waren. Seine Seele fängt an, in der Ruhe der Leidenschaften sich selbst zu geniessen. Begierig nach Kenntnissen, fähig der lebhaftesten Anstrengung des Geistes, urtheilet er und verbindet seine Begriffe. Er fühlet den ganzen Adel seines Ursprungs, und nennet sich mit Recht das schönste, das stolzeste unter den Thieren, ihren Regierer, ihren Herrn, ihren König. Alsdann kennet er auch die Reize, welche das Nachdenken über grosse Wahrheiten und absonderlich die Betrachtung der Natur verschaffet. Dann kehret er die Augen gen Himmel, und durchläuft mit einem kühnen Blicke den unermeßlichen Raum: er unterstehet sich, die Grösse, die Zwischenräume, die schnelle und regelmässige Bewegung der ungeheuren Körper, die sich über seinem Haupte drehen, zu berechnen, und erkennet darin einen Gott. Die übrigen Thiere haben die Augen an die Erde geheftet, die sie mit allen äussern Theilen ihres Leibes berühren, sie sind vollkommen seinen Befehlen unterworfen und legen sich zu seinen Füssen.

„ Nur mit dem untern Ende berühret der Mensch „ die Erde, die er zu verachten scheinet, *) die Arme „ sind

*) Da der Mensch der Erde benöthiget ist, wie die andern Thiere, so ist er oft gezwungen, sich derselben zu nähern; schon die Erkenntlichkeit allein sollte ihn darzu anreizen, ausserdem macht auch die Biegsamkeit seiner Lenden diese oft so nothwendige Handlung leicht.

Die Menschen, welche ihr ganzes Leben liegend, sizend, oder aufrecht stehend zubringen, ohne sich iemals zu bücken, um die Wolthaten der Natur aufzulesen, sind undankbare Ungeheuer: wenn sie auch sonst mit Sachen beschäftiget sind, die der Gesellschaft in

„ sind ihm nicht gegeben, um der Massa seines Kör-
„ pers als Pfeiler und Stüzen zu dienen; seine Hand
„ soll nicht in der Erde wühlen, und durch wiederhol-
„ tes Reiben das feine Gefühl verlieren, wovon sie
„ das vornehmste Werkzeug ist. Die Arme und die
„ Hände sind zu einem weit edlern Gebrauche bestimmt,
„ die Befehle des Willens zu vollziehen, Sachen zu
„ ergreiffen, Hinderniße zu zerstreuen, Sachen aus
„ dem Wege zu schaffen, die ihm schädlich seyn könn-
„ ten, das, was ihm gefällt, zu fassen, zu behalten
„ und es zu den übrigen Sinnen zu bringen.„

Das Angesicht des Menschen ist der sichtbare Siz seiner Seele, gleich der Sonne verbreitet sie ihr Feuer mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit, nachdem das Angesicht in mehr oder weniger dicke Dünste verhüllet ist, welche die Laster und die ungestümen Leidenschaften hervorbringen.

Wie schön drucken nicht vor allen die Augen die Affecten der Seele aus! Mit welchem Nachdruck und Wahrheit mahlet sie sich darin! Wie zärtlich, wie verführerisch macht sie die Liebe! Wie schrecklich macht sie der Haß und der Zorn! Welche Reize, zwar weniger anziehend, aber süsser als bei der Liebe selbst, gibt ihnen

in der That Nuzen bringen, so spricht sie doch die Natur nicht von der Arbeit frei, von welcher ich eben geredet habe. Diese Arbeit würde, anstatt zu ermüden, sehr angenehm seyn, wenn sie unter alle Menschen vertheilt wäre; eine kleine Anzahl ausgenommen, welche mit Recht davon frei sind, und die sie wenigstens, wie Cyrus, zum Vergnügen verrichten sollten ꝛc. (S. die Cyropädie des Xenophon, und das Buch des Cicero von dem Alter, zwei vortrefliche Werke, welche mehr werth sind, als unsere meisten moralischen Bücher miteinander.

nen die Traurigkeit! — — Welche unaussprechliche Wollust zweier Verliebten, die einander ansehen! — Es gibt noch eine andere, die eben so lebhaft und reiner ist, nemlich bei einem empfindsamen und dankbaren Menschen, der seinen Wolthäter, oder seinen Freund ansiehet.

Nach den Augen ist der Mund der vorzüglichste Theil des Gesichts; das Leben, welches das Werkzeug der Stimme darauf verbreitet, die rothe Farbe der Lefzen, die Weisse der Zähne, alles trägt das Seinige bei, ihn zu verschönern, er ist der Siz des Vergnügens, der Liebesgötter und der Grazien. Die Stirne, die Nase, die Ohren, die Haare sind auch wesentliche Theile von der Schönheit des Gesichts; aber da sie weniger Bewegung haben, als die übrigen und nur wenig ausdrucken, so ziehen sie auch die Aufmerksamkeit weniger auf sich.

In dem männlichen Alter hat der Körper sein völliges Wachsthum erreicht, und erscheinet in seiner ganzen Schönheit; dieses Alter ist auch für die Seele vortheilhafter, sie ist freier, mehr Beherrscherin über sich selbst, sie hat zwei gute Mittel, um sich in dem Laufe der Weisheit zu erhalten und weiter zu kommen, die sie vorher nicht hatte, das eine ist die Musse nachzudenken, das andere der Vortheil, daß sie von dem Guten und Bösen, das sie gethan hat, gleichen Nuzen ziehen kann, und noch viel andere Sachen, die sie der Umgang mit der Welt und der mündliche und schriftliche Unterricht gelehrt haben. Während der Kindheit und der Jugend war sie zu sehr zerstreuet, sie hatte weder Musse noch Vermögen genug zu denken. Das Kind spielet und weiß das Glück noch nicht zu geniessen. Ein junger Mensch will, durch die Hize seines Temperaments

raments hingerissen, alles auf einmal geniessen, er vernachlässiget ein leichtes und wahres Glück, um einem unmöglichen und folglich falschen nachzuiagen. Der Mann ist weit fähiger nachzudenken, als ein Kind, und denket oft nicht mehr als dieses. Ich sage oft, denn wenn er eine gute und rechtschaffene Erziehung gehabt hat, so wird er die Lebhaftigkeit eines iungen Menschen mit der Klugheit eines Mannes zu verbinden wissen. *) Dieses ist der Vortheil einer guten Erziehung, sie vereiniget das männliche Alter mit der Jugend; da sie also durch ein wol eingerichtetes und nüchternes Leben unsere Tage verlängert, so verdoppelt sie in der That unser Glück, sie läßt uns die Vortheile des männlichen Alters in der Jugend, ohngeachtet des Muthwillens, und in dem Alter selbst, ohngeachtet der Schwachheit, einerndten.

Glücklich ist der, welcher mit dem funfzehnten oder achtzehnten Jahr anfangen kann ein Mensch zu seyn, und nicht eher aufhört, es zu seyn, als mit dem siebenzigsten oder achtzigsten. Glücklich, wer, ohne von sich selbst oder von andern Verbesserungsmittel nöthig zu haben, in seiner Jugend bereits einen Geschmack von den Lehren der Philosophie bekommen, und seiner

*) Es ist schön, wenn man auf diese Weise das männliche Alter beschleuniget und es mit den Jünglingsiahren und der Jugend zusamm treffen läßt. Sie müssen aber deswegen nicht völlig in einander laufen; und ich getraue mir zu sagen, daß ein iunger Alter entweder ein Fehler der Natur, oder die Würkung einer schlechten Erziehung ist. Ein vernünftiges Kind ist ein noch ungewöhnlichers Ding; ein Kind muß frei vegetiren, man gewöhne es unter dem Schein des Vergnügens an die Arbeit, man lasse es alles vermeiden, was Eigensinn, Stolz und Unbiegsamkeit zu wege bringt; diese Dinge allein sind für sein Alter nöthig.

Seele tröstliche und hohe Wahrheiten eingeprägt hat, die la Fontaine im Anfang der Fabel Philemon und Baucis so gut ausgedrückt hat. *)

„Weder Geld noch Hoheit machen uns glücklich, „diese beede Gottheiten gewähren unsern Wünschen „nur ungewisse Güter, nur ein unruhiges Vergnü„gen, sie sind ein sicherer Aufenthalt der nagenden „Sorgen; der würkliche Geier, wie er mit dem an„geschmiedeten Prometheus vorgestellet wird. Die „niedrige Hütte ist von dieser schädlichen Zunft be„freiet: der Weise lebt da in Ruhe und verachtet „alles. Mit sich selbst vergnügt irret er durch die „Wälder, und siehet zu seinen Füssen die Lieblinge „der Könige: er liest auf ihrer Stirne, daß sie von „eitler Pracht umgeben sind, und daß das Glück ver„kaufe, was man für geschenkt hält. Wenn er sich „dem Ziele nähert, wenn er seine Wohnung ver„läßt, so kann sein Ende nichts beunruhigen, es ist „der Abend eines schönen Tages.„

Man kann die ganze Welt als ein einziges grosses lebendiges Wesen betrachten, und alle andere Wesen als Theile von diesem, weil in der That die Individua und die Gattungen den nemlichen Gang haben und sich nach den nemlichen Gesezen richten, wie die Wesen miteinander. **) Durch diese Gleichheit der Theile

*) Wenn ich lange moralisiren wollte, mit welchem Vergnügen würde ich nebst der Stelle des la Fontaine noch andere vortrefliche Stücke des Cicero, des Seneca, des Horaz rc. anführen!

**) Man könnte mir einwenden, daß die ganze Masse nicht sterbe, und daß dieses einen grossen Unterschied zwischen ihr und den einzeln Theilen mache. Eine Vergleichung soll mir statt der Antwort

Theile mit dem Ganzen sehen wir bei allen Thieren und absonderlich bei den Menschen täglich eben die plözlichen Veränderungen, die wir auf der Erde und an dem Himmel bemerken, nemlich bald heiteres, bald trübes Wetter, Donner und Bliz. Wie die Phänomena auf der Erde und in der Luft erzeugt werden, und in dem Himmel zur Reife kommen und hervorbrechen, so mahlen sich auch die Leidenschaften, wovon der Keim im Herzen ist, auf einmal in dem Gesichte, wenn man sie nur ein wenig rege macht.

Der weise Mann ist überzeugt, daß Bliz und Ungewitter, die in ihm, wie in der Natur sind, nur selten losbrechen sollen; *) er sucht alles zu vermeiden, was andere Leidenschaften als eine stille und ruhige Freude in ihm erwecken kann; seine Seele gleichet den schönen Himmelsstrichen, wo die Sonne fast niemals durch Wolken verdunkelt wird; seine beständige Freude, die er empfindet, ist weder brausend noch lermend; sein Lachen ist nicht gezwungen, wie bei denen, die vergnügt scheinen wollen, und es nicht seyn können, weil sie mit sich selbst unzufrieden sind. Das seinige aber ist so natürlich, so leicht; man siehet, daß es aus dem Herzen kömmt.

Der Himmel kann nicht beständig heiter seyn: der rechtschaffene, der weise Mann hat auch verdunkel-

Antwort dienen. Das menschliche Geschlecht bestehet seit sechs tausend Jahren, und kein Mensch lebt über ein Jahrhundert. Das Leben eines Ganzen hänget nicht von dem Leben der Theile ab, sondern von ihrer ununterbrochenen Succession.

*) Wir können öfters die Ursachen abwenden, die in uns einen Sturm erregen; aber die Natur, wo sich viele nothwendige Ursachen miteinander vereinigen, kann den Ungewittern, die sich zwischen Himmel und Erden formiren, weder zuvor kommen, noch sie hindern.

te Augenblicke; er sucht ihnen nicht auszuweichen, wenn er einigen Vortheil, entweder für sich, oder für andere daraus ziehen kann. Er überläßt sich vielmehr alsdann seinem Schmerz völlig, er wird ihm zur Pflicht, und er verlangt keinen andern Trost, als ohne sein Verschulden unglücklich zu seyn; (dieses sezt ihn am meisten in Bewegung) aber er fliehet sonst alles, was ihn ohne Nuzen betrüben könnte. Er beweinet die Kranken, die Unglücklichen, aber nicht die Todten, und die Leute, die sich durch ihre Thorheit selbst zu Grunde richten, sehr wenig; absonderlich wenn er weiß, daß er oder andere versucht haben, sie abzuhalten.

Das Anschauen der Schläge, der Wunden, der todten Leichname ꝛc. gehet ihm zu Herzen, aber es macht ihm kein Entsezen. Er hilft den Nothleidenden muthig, weil er an ihrer Stelle auch leiden könnte; und seine Hände nach angebottener Hülfe ausstreken würde. Er ließt keine schlechten und gefährlichen Werke; nur sehr flüchtig ließt er in der Geschichte die Grausamkeiten, wovon die barbarischen Jahrhunderte Zeugen gewesen sind, und die einige Schriftsteller mit übertriebener Gefälligkeit zu genau erzehlet haben. Aus eben diesem Grunde ließt er sehr wenige Tragödien, und sieht sie noch weniger vorstellen. Das Mitleiden ist ihm eine kostbare Empfindung, die man stumpf machet, in dem man sie verschwendet, er behält sie für wahre Unglückliche auf, und will sich nicht über ein Nichts betrüben. Selbst sein lebhaftester Schmerz ist niemals zu bitter, weil er eine reine Seele hat. Sein Schmerz ist allezeit gemässigt, wie seine Freude, auch selbst wenn er weinet, ist er glücklich.

Es

Es gibt andere Situationen der Seele, die, wie ich schon gesagt habe, den Ungewittern, den reissenden Strömen und allen Plagen, die die Erde verwüsten, gleichen. Diese Situationen sind Würkungen stürmischer Leidenschaften, die ein tugendhafter und ruhiger Mann nur selten erfähret. Könnten sie nur den Menschen bald völlig unbekannt seyn; möchten sie nur von diesem Vermögen, das fast allezeit verderblich, aber doch nach der Einrichtung des Körpers und der Seele nothwendig ist, folglich beibehalten werden muß, niemals einen Gebrauch machen!

Man wird zu Ende dieses Bandes zwo Platten finden, worauf fünf Köpfe gezeichnet sind, welche die Hauptleidenschaften ausdrucken, denen wir unterworfen sind. Die Figuren 1 und 5 stellen die Traurigkeit und die Freude vor. Die 2te die Furcht, das Entsezen, das Schrecken. (Einige Nüancen würden die Wuth ausdrücken, welche öfters, wie die Furcht aus einer Schwachheit und Faulheit entstehet.) Die 3te die Verachtung, die Verspottung; den edlen Stolz eines Mannes, der es für unanständig hält, zornig zu werden. Die 4te die Eifersucht, den Neid, die Bosheit, niedrige Empfindungen, die der Physionomie ein wildes, unedles und kleines Ansehen geben.

Die Stärke der Seele, welche, ohngeachtet der Hindernisse, in der Ruhe und in dem Umgange mit sich selbst bestehet, ist ordentlicher Weise der Stärke des Körpers gleich. Die Stärke der Seele nimmt zu durch die Fertigkeit, den Verführungen des Lasters und den Zufällen des Schicksals zu widerstehen: die Stärke des Körpers vermehrt sich durch mühsame Arbeiten und durch ein nüchternes Leben ohne Weichlichkeit und Müssiggang.

Ob schon der Mensch ein schwaches und feines Gewebe zu seyn scheinet, so ist er doch nach dem Maase seines körperlichen Inhalts sehr stark; er erlangt beständig neue Kräfte, wenn er von denen, die ihm die Natur gegeben hat, öfters Gebrauch macht.

Die Packträger in Constantinopel tragen Lasten von neunhundert Pfunden. Man muß aber auch gestehen, daß die Geschicklichkeit bei dem Menschen die Stärke ersezt, und dieß ist der Grund, warum er die meisten Thiere bezwingen kann.

Diese Stärke, diese Geschicklichkeit ist nur den Mannspersonen eigen, die Weibspersonen sind nicht darzu bestimmt, sie sollen sich nur mit geringen Arbeiten und mit Besorgung des Hauswesens beschäftigen. Unterdessen bleiben doch die meisten Wilden zu Hause müssig, und lassen ihre Weiber die gröbsten Arbeiten verrichten; daraus kann man den Schluß ziehen, daß der sich selbst gelassene Mensch oft ungerecht und grausam ist. Die Natur hat uns einen muntern und wol gebauten Körper gegeben, welchen, leider, die Schwelgerei und die Weichlichkeit bei nahe völlig verderbet haben, aber die Seele sollen wir in der Gesellschaft ausbilden, und eben deswegen wird uns die Gesellschaft kostbar und nothwendig.

Es ist ein grosses Glück, keine andere Erziehung als die von der Natur erhalten zu haben, wenn man die gewöhnliche Erziehung damit vergleichet, die so gut, so vollkommen wäre, wenn man sie verbesserte, auf einfachere Grundsäze brächte, und immer mit der Natur parallel laufen liesse! — — Wir sehen, wie viel die Wilden stärker und geschickter sind, als wir, wir erröthen, daß wir diese kostbaren Talente nicht mit

denen,

denen, nach welchen wir streben, verbinden können, und worunter so viele kleine, so viele verächtliche sind! — Ohnstreitig darf man den dummen Crotonienser nicht für einen Menschen von grossen Verdiensten ansehen, der einen Ochsen auf seinen Schultern trug, Cicero hat es schon vor mir gesagt (*de seneĉt.*) aber es ist gewiß auch schön, die Stärke und die Grösse des Körpers mit der Grösse der Seele zu vereinigen.

Rousseau von Genf erzehlet in seiner Abhandlung **von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen** (Anm. 5 *) erstaunliche Dinge aus den Reisbeschreibungen von der Stärke und Geschicklichkeit der Wilden. „ Die Hottentotten, sagt Kolbe, verstehen „ sich besser auf die Fischerei, als die Europäer, die „ auf dem Vorgebürge wohnen. Ihre Fertigkeit ver„ tritt die Stelle der Neze, Angel und Wurfhacken, „ so wol in dem Meerbusen, als in den Flüssen. Sie „ können die Fische eben so geschickt mit den Händen „ fangen. Sie schwimmen mit einer unvergleichli„ chen Geschicklichkeit, und auf eine Art, die ihnen „ eigen und recht verwundernswürdig ist. Sie halten „ den Kopf gerade im Schwimmen, und streken die „ Hände aus dem Wasser heraus, man sollte glauben, „ sie giengen auf der Erde. Wenn das Meer noch „ so sehr stürmt, und die Wellen wie Berge in die Hö„ he stehen: so tanzen sie gleichsam auf dem Rücken der „ Wasserwogen herum, und steigen wie ein Stück Gorck „ auf und nieder.

„ Die Hottentotten, sagt eben derselbe Schrift„ steller, zeigen auf der Jagd eine erstaunliche Geschick-

*) Man wird in der Geschichte der Fische unter den Artickeln Wallfisch und Meerhund beinahe unglaubliche Thaten hören, was die Geschicklichkeit und Stärke der Negern betrift.

„ lichkeit, und ihre Behendigkeit im Laufen übertrift
„ alle Einbildungskraft. Er verwundert sich darüber,
„ daß sie sich nicht öfter ihrer Hurtigkeit bedienen, Un-
„ fug anzurichten. Sie thun es aber doch nicht sel-
„ ten, wie man aus einem Beispiele, das er davon
„ anführet, ersehen kann. Ein Holländischer Boths-
„ mann, der an das Vorgebürge anlandete, befahl
„ einem Hottentotten, ihm mit einer Rolle Taback von
„ ohngefähr zwanzig Pfunden in die Stadt zu folgen,
„ als sie sich beide von dem Haufen etwas entfernet
„ hatten, fragte der Hottentotte den Bothsmann, ob
„ er laufen könne? Laufen, versezte der Holländer,
„ o ia! vortreflich. Laßt sehen, erwiederte der Afri-
„ caner, lief mit seinem Taback davon und verschwand
„ fast in eben demselben Augenblicke. Der Boths-
„ mann stuzte über diese Geschwindigkeit, und ließ sichs
„ gar nicht in den Sinn kommen den Wilden nachzu-
„ sezen. Er bekam auch nie seinen Taback noch den
„ Träger wieder zu Gesichte.

„ Sie haben ein so schnelles Gesicht und zielen
„ mit der Hand so sicher, daß es ihnen kein Europäer
„ gleich thun kann. Hundert Schritte weit treffen
„ sie mit einem Stein ein Ziel, das nicht grösser ist,
„ als ein halber Französischer Sol. Und das wun-
„ derbarste dabei ist, daß sie ihre Augen nicht wie wir
„ auf das Ziel heften, sondern beständig bewegen und
„ verdrehen. Es scheinet, als ob eine unsichtbare
„ Hand ihren Wurf lenkete."

„ Im Jahre 1746, (sagt Rousseau in eben die-
„ ser 5ten Anm.) schlug ein Indianer, den man auf
„ die Galeere zu Cadix verwiesen hatte, dem Gouver-
„ neur vor, er wollte seine Freiheit mit einer Lebens-
„ gefahr erkaufen, der er sich an einem öffentlichen

„ Fest aussezen wollte. Er versprach ganz allein, und „ ohne andere Waffen, als einen Strick, dem wütendsten Ochsen beizukommen. Er wollte ihn zu Boden werfen, und mit seinem Stricke, an welchem „ Theile man es ihm vorschreiben würde, feste halten. „ Er wollte ihm endlich Sattel und Zaum anlegen, „ auf ihm reiten, und so sizend zween andere von den „ allerwildesten Ochsen bestreiten, und einen nach dem „ andern in dem Augenblicke, da man es ihm befehlen wird, umbringen, ohne daß ihm iemand helfen „ sollte. Man willigte darein; der Indianer hielt „ Wort und führte alles aus, wie er es versprochen „ hatte. Wie er es angefangen hat, und was bei „ dem Kampfe vorgefallen sei, kann in Hrn. Gautier „ erstem Theile der Bemerkungen über die Naturhistorie nachgeschlagen werden, daraus ich diese Begebenheit entlehnet habe. „ (S. 262.)

Der Mensch übertrift alle andere Thiere eben so sehr an Behendigkeit, als an Geschicklichkeit. Die Natur, die ihn zum Herrn über sie bestimmt hat, wollte auch, daß er sie in allem, ausser in dem Umfang des Körpers, übertreffen sollte; es ist aber auch selten ein Vortheil, dick und groß zu seyn, denn es ist der Hurtigkeit schädlich. Die Laufer in Ispahan, der Hauptstadt in Persien, würden nicht in vierzehn oder funfzehn Stunden, sechs und dreissig Meilen laufen, wenn sie mit einem dicken und fetten Körper beschwehret wären. Die Hottentotten thun es den Löwen im Laufen zuvor; andere Wilde verfolgen die Hirschen mit solcher Geschwindigkeit, daß sie solche ermüden und einholen. Weder die steilsten Gebürge, noch die ungangbarsten Orte können sie aufhalten.

Nicht

Nicht nur die Hottentotten, sondern auch die meisten andern Wilden unternehmen Lustreisen von tausend bis zwölf hundert Meilen zu Fuß, die sie in weniger als zween Monaten auf den beschwehrlichsten Weg vollenden.

Wann wird eine weise und männliche Erziehung unsern Kindern diese Vorzüge, die unsere Vätter und wir mit ihnen verlohren haben, wieder geben? *) lasset uns (ich wiederhole es noch einmal, und kann es nicht genug wiederholen) lasset uns mit den Vortheilen des bürgerlichen Lebens, die sehr wichtig sind, die eben so schäzbaren natürlichen vereinigen: wir wollen uns fest überzeugen, daß die Eigenschaften des Herzens und des Geistes uns in vielen Stücken glücklicher machen, als die Wilden, daß wir aber an den Eigenschaften des Körpers fast eben so viel verlieren, als wir durch die erlangten Eigenschaften der Seele gewinnen. Die Stärke des Leibes ist für einen ieden Menschen das sicherste Mittel zur Glückseeligkeit, weil sie die Gesundheit befestiget.

Unser gröstes Bestreben, wieder auf die Natur zuruck zu kommen, wird vielleicht darinn bestehen, daß wir der Weichlichkeit entsagen, die unsere Kräfte immer mehr und mehr verzehret. Wir wollen wenigstens unsere Kinder gewöhnen (wenn es für uns zu spat ist) in der freien Luft zu leben und die Strenge der Jahrszeit zu vertragen, wie sie es haben wollen, sie werden einer vollkommenen Gesundheit geniessen und allezeit munter und vergnügt seyn. Dann wird das Holz, woran man in England würklich schon einen

*) Ich wünschte einen Versuch in dieser Erziehung mit aller Vorsicht, die nur die Klugheit verlanget, machen zu können.

nen Mangel hat und auch bald in Frankreich haben wird, wieder Zeit haben zu wachsen, dann wird man nicht mehr funfzehn bis zwanzig funfzigiährige Bäume nöthig haben, um einige Monate drei oder vier kränkliche und schwache Herren und ein Duzent faule Bediente zu wärmen. Man wird nicht mehr alle Strassen voll unnüzer Pferde sehen, die schwehre oder leichte Wägen ziehen, *) nicht mehr gehende Gefängniße, wo öfters schwache, ungesunde, halbtodte Menschen eingeschlossen sind, welche fast täglich die Natur lästern, wenn sie sagen: ich bin wolauf.

Wenn wir in Ansehung unserer Stärke und der Gesundheit, die eine Folge davon ist, von unserm ursprünglichen Zustand merklich herab gekommen sind, so ist es doch nicht so merklich in Ansehung der Gestalt und des Ebenmaases des Körpers, weil dieses erst nach einer Veränderung und Erschöpfung von vielen Jahrhunderten geschehen kann.

Das ordentliche Maas eines menschlichen Körpers, ist zehnmal die länge von seinem Gesichte. Das Gesicht wird in drei gleiche Theile getheilet, davon folglich ein iedes den dreissigsten Theil des Körpers ausmachet. Das erste Drittel rechnet man, wo die Haare anfangen bis an die Nase, das zweite ist die Nase selbst, das dritte der übrige Theil des Gesichtes bis un-

ten

*) „Nicht von allen Zeiten her waren die Pferde für die Menschen „bestimmt. Da sich das menschliche Geschlecht noch mit Eicheln „begnügte, hielte sich das Pferd, der Esel und Maulesel in den „Wäldern auf: man sahe nicht, wie zu unsern Zeiten, so viele „Reit- und Saumsattel, so viele Kriegsrüstungen, so viele Wägen und Carossen, wie man auch nicht so viele Feste und Hoch„zeiten sahe.“
La Font. B. 4. Fab. 13.

ten an das Kien. Von dem Anfang der Haare bis auf den Wirbel des Kopfes ist auch noch ein Drittel des Gesichts, oder so lang als eine Nase ist. So hält also der ganze Kopf ein Gesicht und ein Drittel; von der Scheitel bis an dem Unterleib, wo er sich in zween Theile theilet, oder wo sich die Schenkel anfangen, ist die Länge des Gesichts fünfmal genommen, von da bis auf die Fußsole ist eben dieselbige Länge. *)

Der Mensch mag groß oder klein seyn, (wenn er nur nicht ungestalt ist) so ist er allezeit zehnmal so lang als sein Gesicht, denn dieses ist auch nach dem Verhältniß des Körpers grösser oder kleiner, und macht allezeit den zehnten Theil davon aus.

Die grosse Gestalt bei einer Mannsperson ist von fünf Fuß vier oder fünf Zoll, bis fünf Fuß acht oder neun Zoll; die mittelmäßige Gestalt ist von fünf Fuß, oder fünf Fuß und ein Zoll bis fünf Fuß vier Zoll, und die kleine Gestalt ist unter fünf Fuß. Die Weibspersonen haben überhaupt zween oder drei Zoll weniger, als die Mannspersonen. Unter dieser kleinen Gestalt sind die Zwerge und über der grossen die Riesen; zwo sehr unglückliche Gattungen von Menschen, und absonderlich sollte man die lezten eher herzlich beklagen, als einen dummen Scherz mit ihnen treiben. Bei den Riesen und Zwergen haben wir zu beobachten, daß sie es nur in Vergleichung mit andern sind. Die Lappländer und Grönländer würden bei uns Zwerge seyn, und wir würden es bei den Patagonern seyn. **)

Also

*) Die Eintheilungen, die ich eben angegeben habe, sind bei den Weibs- und Mannspersonen völlig einerlei.

**) Die ordentliche Gestalt der Grönländer ist vier oder vier ein halber Fuß, und die Patagoner sind sechs oder sechs einen halben Fuß hoch. (Wegen der leztern siehe die Reise um die Welt.)

Also ist ein halb gut gewachsener Mensch weder ein Riese, noch ein Zwerg, wenn er in der Grösse den meisten Menschen, die einerlei Clima mit ihm bewohnen, gleich ist.

Von dem Alter und dem Tode.

Wann ein Mensch das männliche Alter, nemlich sein völliges Wachsthum, erreicht hat, so nimmt er wieder ab, aber nicht auf eine sehr empfindliche und schmerzliche Art. Wir entdecken gemeiniglich am lezten an uns selbst die Verringerung unserer Kräfte und Veränderung unserer Züge. Dieß ist kein schlimmer Dienst, den uns die Eigenliebe leistet; es wäre zu wünschen, daß sie uns nur in diesem Puncte betrügen möchte. — — Aber warum lügen wir, da wie niemals iemand mit Willen betrügen sollen, so oft und so ungeschickt, wenn wir von unserm Alter reden? Warum unterstehen wir uns iung zu nennen, wann unsere Runzeln das Gegentheil deutlich zeigen? Absonderlich die Weibspersonen, die allezeit liebenswürdig sind, wenn sie aufrichtig sind, zeigen in diesem Stücke oft sehr wenig Aufrichtigkeit, und die Mühe, die sie sich geben, daß sie ihr Angesicht nicht verrathen möge, ist vergeblich.

Ein iedes Thier lebet ohngefähr siebenmal so lang, als es Zeit bis zu seinem männlichen Alter gebraucht hat; dieses geschiehet bei dem Memschen ohngefähr in vierzehn Jahren; er kann also bei nahe ein Jahrhundert leben. Nach einer andern Rechnung, die auf eines hinaus lauft, theilet man die Dauer des menschlichen Lebens in drei Theile. Das erste Drittel endiget sich mit dem völligen Wachsthum, mit der Mann-

bar-

barkeit, nemlich mit dreissig, oder zwei und dreissig Jahren. Das andere ist die unmerkliche Abnahme der Kräfte, und dauert so lange als das männliche Alter, nemlich bis in das sechzigste Jahr. *) Das dritte ist die Zeit, wo das Alter anfängt, welches der Tod endiget, und kann sich bis auf neunzig oder hundert Jahr erstrecken.

Wenn der Körper völlig aufgehört hat zu wachsen, und eben dieselbigen Materien, welche bei der Entwicklung in einer beständigen und heftigen Bewegung waren, noch im Ueberflusse da sind, so vermehren sie nur den Umfang des Körpers, und verwandeln sich in Fett. **) Die Last, womit der Körper überladen wird, hindert die freien Bewegungen, macht die Glieder schwehr, und sie wollen die ordentlichen Verrichtungen nicht mehr thun: man liebet die Unthätigkeit.

Da

*) Wir fangen freilich schon vor dem sechzigsten, ia oft auch schon vor dem funfzigsten Jahre an, die Last des Alters zu fühlen; aber dieß ist nicht ein Fehler der Natur, sondern der Gesellschaft und unserer verschiedenen Ausschweifungen.

**) Die Personen, welche im männlichen Alter wenig dick werden, leben gemeiniglich am längsten, weil sie genug ausdünsten, und auch die übrigen animalischen Verrichtungen besser von statten gehen. Das beste Mittel nicht dick zu werden, und folglich seine Tage zu verlängern ist, sehr mässig leben, sich bald schlafen legen, frühe wieder aufstehen, beständig auf dem Lande seyn, oder öfters hingehen, sich viele Bewegungen machen, absonderlich nicht mehr Wein trinken, als man nöthig hat, um die Kräfte zur Arbeit zu erhalten. Diese leztere Maxime, die sehr weise und gut ist, hab ich aus dem *Socrate Rustique* genommen, einem vortreflichen Werke, das aber selbst in Frankreich sehr wenig bekannt ist.

Da die Stärke von der Festigkeit der Fibern abhängt, diese aber bei fetten Leuten sehr schlapp sind, so werden die Säfte in ihrem Laufe gehemmet, sie häufen sich zusammen, und verursachen Erstickungen, Verstopfung und tausend andere Krankheiten. Es ist also nicht in der Natur, daß der Mensch fett seyn muß, er wird es nur durch viele Veränderungen und Verderbniße, wovon der Grund in den Sitten der Gesellschaft zu suchen ist, welche bei nahe allezeit den Sitten der Natur zuwider sind.

Die Weibspersonen werden eher mannbar, als wir, und wahrscheinlich sollten sie deswegen auch eher sterben, als wir. Wenn sie aber das fünf und funfzigste oder sechzigste Jahr überleben, so werden sie gemeiniglich achtzig Jahr und drüber alt, welches aber bei sehr wenigen Mannspersonen geschiehet. Davon kann man folgende Ursache angeben. Die Säfte verdicken sich langsamer, und die Knorpel, die Membranen, die Fibern werden bei den Weibspersonen später hart und beinern, als bei den Mannspersonen, weil bei den erstern diese Theile weicher und feuchter sind, und sich folglich nicht so leicht verdicken können. Die Weibspersonen müssen also eher das Alter erreichen, als wir, weil sie eher mannbar werden, aber aus der Ursache, die ich erst angegeben habe, müssen sie auch langsamer vergehen und sterben, als wir. Es sollte also viel mehr alte Weiber geben, als es würklich gibt, und wir hätten den Trost, lange Zeit mit unsern Müttern leben zu können, wenn die meisten nicht zwischen vierzig und funfzig Jahren stürben, und ein Opfer der nemlichen Liebe würden, die sie zu Müttern machte; *)

*) In diesem Alter hört die monatliche Reinigung völlig auf, ein kritischer und gefährlicher Zustand.

denn die Geburthsschmerzen verkürzen gemeiniglich ihre Tage.

Die völlige Beraubung des Vergnügens der Liebe, kann der Beschaffenheit des Körpers auch sehr schädlich seyn, und das Leben verkürzen. Die Weibspersonen also, die alt zu werden verlangen, müssen weder auf diese noch iene Seite ausschweifen.

Das menschliche Leben ist überhaupt zwischen achtzig und hundert Jahren, und eine iede Ordnung im Essen und Trinken, eine iede Lebensart wenn sie auch nicht ganz gesund ist, *) kann uns so weit bringen, keine kann uns aber viel weiter führen, unterdessen gibt es doch Menschen, welche hundert und zehen, hundert und zwanzig Jahre ꝛc. leben.

Unter den Beispielen eines langen und frischen Alters kann man folgendes aus dem Journal de Médecine anführen: (6ter Band, S. 304.) „Ein Mann „aus dem Volke, von mittelmässiger Grösse, einem „colerischen Temperament, an ein hartes und mühsames Leben gewöhnet, sechs und neunzig Jahr alt, „hat seit drei Jahren eine Frau geheurathet, welche „drei und neunzig Jahr alt ist. Seine stille Frau „hat ihre Jungfrauschaft bis zu ihrer Verheurathung „sorgfältig erhalten. Ein so wol verwahrter Schaz „erhizet ohne Zweifel die Begierden dieses neuen

„Titans,

*) Die ungesunden Ordnungen, sich spat zu Bette legen, gute Mahlzeiten halten, trinken ꝛc. hindern nicht, daß ein wohlgebauter und dauerhafter Mensch nicht sechzig oder achtzig Jahre und drüber alt werden könne, aber er stirbt gemeiniglich unter vielen Schwachheiten und Schmerzen, da er, wenn er klüger gelebet hätte, ein ruhiges und angenehmes Alter gehabt und es erst nach einem Jahrhundert geendiget haben würde.

„ Titans, der stärker und glücklicher ist, als der alte,
„ er scheinet sich da Kräfte zu sammlen, wo sie der
„ alte verlohr. Ich bin so sehr von der Wahrheit
„ dieses Vorfalls überzeugt, als man es seyn kann,
„ (sagt Hr. Behr in seinem Brief an den Verfasser
„ des Journals) das Bewundernswürdigste dabei ist,
„ daß unser alter Athlete seit drei Jahren, so lang er
„ in diesem Stande lebet, keine merkliche Verände-
„ rung seiner Gesundheit verspühret hat.„

Seit der Sara, der Mutter des Volkes Israel, und seit der Elisabeth, dem Weibe des Priesters Zacharias, hat man wenige Beispiele von einer neunzigjährigen Jungfrauschaft, wovon wir eben geredet haben; da bei einer Weibsperson die kritische Zeit vorbei ist, nach welcher sie zum Kinderzeugen untüchtig wird.

Man lieẞt in den philosophischen Transactionen,*) daß zween gesunde und starke alte Männer, der eine im hundert und vierzigsten, der andere im hundert und fünf und sechzigsten Jahr, gestorben seyen,**) hierüber macht Buffon folgende Anmerkung: „Die ältesten Leu-
„ te sind nicht die, welche sich sehr geschonet haben:
„ die meisten waren wol Bauern, die an die schwehr-
„ sten Arbeiten gewöhnt sind, Jäger, arbeitsame Leu-
„ te, mit einem Worte, Leute, welche alle Kräfte ih-
„ res Leibes angestrenget und wol gar gemißbraucht

*) Dieß ist ein Journal der königl. Societät in London, und ist das, was in Frankreich die Memoires der Academie der Wissenschaften sind.

**) Ich glaube gelesen zu haben, daß der eine davon ein Bauer war, und ich bin fast überzeugt, daß es der andere auch war. Denn ein Mensch, der auf dem Lande zwei Jahrhunderte lebte, der würde in der Stadt nur eines leben, die Luft allein ist hinlänglich, diesen Unterschied zu bewürken.

„ haben, wenn man sie anderst als durch Müssiggang „ und beständiges Schwelgen mißbrauchen kann.„

Die Ausschweifungen in der Liebe, im Weintrinken, und absonderlich der Gebrauch starker Getränke und Gewürze, auch der mässige nicht ausgenommen; sind weit geschickter den Tod zu beschleunigen, als die schwehren Arbeiten von einer ieden Gattung. Wie viele Uebel, welche Europa verwüsten, würden uns unbekannt seyn, wenn unser Blut nicht schon von der Geburth an mit hizigen und corrosivischen Theilchen angefüllt wäre, die in dem Pfeffer, in der Muscate, im Aquavit, Weingeist rc. stecken.

Die sichersten Mittel, sich ein langes und glückliches Alter zu verschaffen, sind Nüchternheit, Arbeit,*) ein einfaches und ruhiges, aber nicht gar zu ordentliches Leben; ein Aufenthalt, wo die Luft rein ist, ein gehöriger Abscheu vor der Weichlichkeit, einem schändlichen Laster, welches die Kräfte des Leibes und der Seele vernichtet. — — Durch ein **nicht gar zu ordentliches Leben** verstehe ich, daß man sich an alles gewöhnen soll; ein wenig Ueberfluß, ein wenig Mangel, zuweilen warm, aber öfters kalt essen, sich von Zeit zu Zeit mehr, als gewöhnlich, ermüden rc. Ein Mensch, der sich in seiner Lebensart an eine gar zu genaue Ordnung bindet, ist gegen den, von welchem ich eben

*) Die Arbeiten des Körpers verlängern das Leben, aber die Anstrengung des Geistes verkürzet es, und wenn wir dem ohngeachtet das Alter erreichen, so werden wir schwach und kraftlos. Den verstorbenen Hrn. von Fontenelle und den noch lebenden Hrn. von Voltaire kann man zum Beispiel anführen. Diesen lezten würden wir schon lange verlohren haben, wenn er nicht auf dem Lande lebete, wo sich seine, wiewol schwächliche, Gesundheit durch die gute Luft und durch die Bewegung erhält.

eben geredet habe, wie ein schwaches Bäumchen in einer Winterung gegen eine starke Eiche, die allen Abwechslungen der Luft ausgesezt ist; diese Wahrheit hat man schon in den ältesten Zeiten eingesehen, sie ist auch den weisen Bemerkungen des Hippocrates nicht entgangen. Celsus einer von seinen würdigsten Nachfolgern, der ohngefähr vor zwei tausend Jahren gelebet hat, will auch nicht, daß man sich an eine gewisse Ordnung halte, wenn man gesund ist. — — Zärtlicher und empfindlicher Mensch, willst du gesund seyn, so verlasse die Wage des Sanctorius und berechne deine Speise nicht nach Pfunden. „ Trinke und esse Gift, „ stehe aber dabei frühe auf und laufe, du wirst alt „ sterben; wenn du aber mit der gesundesten und strengsten Ordnung eingeschlossen und sizend bleibest, wie „ es deine Gewohnheit ist, so wirst du niemals das „ Ziel erreichen, das dir die Natur bestimmt hat. „ — Ich bin überzeugt, daß Celsus auch gesagt haben würde, daß einige Menschen mehr Leibesübungen und Bewegungen nöthig haben, als die andern; aber nöthig haben sie solche alle.

Sich gemeiniglich sehr bald zu Bette legen, und fast allezeit vor Anbruch des Tages wieder aufstehen, ist zur Erhaltung der Gesundheit eben so nöthig, als die Bewegung des Leibes und die freie Luft. Die Verrichtungen des Tages müssen ohne Zwang seyn, man kann eine angenehme Abwechslung haben, aber der Anfang und das Ende müssen so unverlezlich, so unabhängig von uns angesehen werden, als der erste und der lezte Augenblick unsers Lebens. Denn spat aufstehen, und sich spat niederlegen, heißt die Natur umkehren, es ist fast eben so viel, als wenn einer im männlichen Alter gebohren werden, oder lange nach dem

Tode erst sterben wollte. Zwischen diesen beeden Unordnungen ist nur ein Unterschied, die lezte ist nemlich nicht in unserer Gewalt, und die andere ist uns zu unserm Unglücke sehr leicht.

Ueber den Vortheil, welchen das Frühaufstehen verschaffet, wollen wir einen sehr erfahrnen Mann zu Rathe ziehen, der würdig gewesen wäre, mit dem Hippocrates zu leben. „Es ist eine Sache von der „äussersten Wichtigkeit, sagt er, die Morgenluft ein„zuathmen, wer sich derselben beraubet, und lieber „in einem dumpfigten Dunstkreis zwischen vier Vor„hängen bleibet, der beraubet sich freiwillig des ange„nehmsten und vielleicht würksamsten Arztneimittels. „Die Kühle der Nacht hat ihr die ganze belebende Kraft „wieder gegeben, und der Thau, der mit den balsami„schen Düften der Blumen, worauf er gelegen ist, „nach und nach in die Luft steigt, macht sie in der „That zu einer Arztnei; man schwimmet mitten in ei„ner Essenz von Pflanzen, die man beständig einath„met, deren Stelle in Ansehung der guten Würkung „nichts in der Welt vertretten kann. Das Wolseyn, „die Lebhaftigkeit, die Stärke, der Appetit, den man „den ganzen Tag empfindet, ist ein Beweiß davon, „der aller Welt bekannt ist.„ (Tissot von der Onanie.)

Es ist unstreitig, daß in der Freiheit, absonderlich auf dem Lande, die reine Morgenluft athmen, sich viele Bewegungen machen, nüchtern seyn, seine meiste Lebenszeit in der freien Luft zubringen, daß dieses alles, sage ich, vortrefliche Mittel sind, sein Alter zu verlängern, und es ruhig und glücklich zu machen; aber weder diese, noch irgend ein anderes Mittel können den Augenblick des Todes weiter hinaus sezen, welches

ches vielleicht auch nicht zu wünschen ist. Man hat, um in diesem Stücke glücklich zu seyn, die Abzapfung des Blutes vergeblich unternommen. *) Noch lächerlicher ist es, wenn man den Menschen in einem Puppenstand erhalten will, und ihm das Athmen und Wachsen benimmt, **) indem man sich beredet, daß er in diesem traurigen Zustande viele Jahrhunderte erhalten werden könne. Mit dergleichen thörichten Einbildungen wollen wir uns nicht einlassen, sondern gestehen, daß ein Mensch, der hundert Jahr alt geworden ist, das längste Leben, welches dem menschlichen Geschlechte zu Theil geworden, genossen habe, wenn man einige seltene Beispiele in verschiedenen Himmelsgegenden ausnimmt.

Das beste Mittel unsere Tag zu verlängern, nemlich unsern bestimmten Zeitpunct zu erreichen, bestehet darin, daß wir alles sorgfältig vermeiden, was den Keim der Zerstörung, den wir in uns tragen, zu bald entwickeln könnte; es beschleunigt aber diese Entwicklung der Mißbrauch, den wir von unsern Kräften machen, unsere Unmässigkeit, und eine gar zu unruhige

 Thätig-

*) Diese unnüze Operation bestehet darin: man läßt durch ein goldnes oder silbernes Röhrchen etwas von dem Blut eines iungen Thieres in die Adern eines alten Mannes laufen. Man hat es öfters versucht, aber allezeit hat sich die Natur für diese Beschimpfung gerächet, (wie sie in vielen andern Dingen thut, wo wir sie verbessern wollen) sie will nicht, daß wir wider ihren Willen, oder auf Kosten anderer Thiere leben sollen. Die auf diese Weise veriüngte Alten sind bald darnach gestorben, die einen als Narren, die andern vom Schlag rc.

**) Hr. von Maupertuis, ehemaliger Director der Academie zu Berlin, hat diese Thorheit behauptet, aber in Betrachtung seiner übrigen vortreflichen Werke über verschiedene Gegenstände muß man ihm dieses verzeihen.

Thätigkeit. (S. was hiervon in dem Artikel von der Mannbarkeit gesagt worden ist.)

Ist denn das Alter ein so grosses Gut, daß man mit so vieler Aengstlichkeit darnach streben muß, sagen einige unvernünftige und muthwillige Leute, die das Glück nicht haben werden dahin zu gelangen, weil sie eine Lebensart führen, daß sie wahrscheinlich iung und schmerzhaft sterben? Auf diesen schlechten Einwurf will ich nur kurz antworten.

Die Natur ist keine Stiefmutter, ob es gleich einige Leute sagen, die sich über sie beklagen, die aber vielmehr über sich selbst, über ihre Erziehung und über ihre Gewohnheiten klagen sollten. Wenn man die Natur nicht als eine Stiefmutter, und folglich Gott, den Urheber derselben, nicht als ungerecht betrachtet, so kann man nicht annehmen, daß sie uns alt werden läßt, um uns unglücklich zu machen. Die Menschen also, die sich über die Natur beschwehren, und die das Alter, als ein schlechtes Geschenk von ihr ansehen, sind entweder in der Kunst zu schliessen unerfahren, oder nicht aufrichtig.

Sie mögen, wenn sie Muth haben, den vortreflichen Tractat des Cicero vom Alter lesen; sie dürfen sich nicht durch die Weitläuftigkeit abschrecken lassen, man kann es innerhalb zwo Stunden endigen; aber wie viel gibt es empfindsamen und rechtschaffenen Seelen Gelegenheit zum Nachdenken, wie viel Nahrung des Geistes!

Cicero läßt in diesem Buche den Censor Cato, einen ehrwürdigen Alten reden. Zween iunge Römer wollen sich von ihm unterrichten lassen; er redet mit ihnen, wie ein Vater mit seinen Kindern; er unter-

sucht

sucht mit ihnen, was man dem Alter hauptsächlich vorwirft, und bringt es auf vier Puncte: 1) macht es uns zu Handlungen untüchtig; 2) benimmt es uns die Kräfte des Leibes; 3) raubt es uns die Freuden der Liebe; 4) ist es immer dem Tode nahe. Alles, was er hierüber sagt, ist vortreflich; aber ein neues, ein göttliches Feuer belebt ihn, wenn er in dem lezten Artikel von der Unsterblichkeit der Seele redet. — — Leset dieses Buch, ihr iungen Leute, die ihr einen gesunden Verstand und ein reines Herz habet, ihr werdet eure Jahre ohne Beschwehrlichkeit verschwinden und den Tod herannahen sehen; ihr werdet nicht sterben wollen, wenn es seyn kann, bis ihr die Annehmlichkeiten des Alters genossen habt. — — Was ist ein Mann, wie Cato, für ein glücklicher Alter, wie ruhig sind seine lezten Augenblicke! Seine Kinder, seine Freunde, selbst Personen, die ihn nur im Vorbeigehen sehen, lieben ihn, bewundern ihn, und wünschen, ihm dereinst gleich zu werden.

Wenn man in diesem Alter in Ansehung der Munterkeit und Schönheit des Körpers verlieret, so gewinnet man vieles von Seiten des Geistes. Es scheinet, daß die Seele, wenn die Organen schwächer werden, ihre Hülle besser beherrsche und mit neuem Glanze strahle. Ausserdem ist die Gestalt eines Alten, wenn er gesund ist, gar nicht unangenehm. Die Farbe seines Gesichts ist zwar verbleicht, seine Stirn ist voll Runzeln; aber die Heiterkeit und die Ruhe haben ihren Siz da aufgeschlagen: seine Augen funkeln nicht mehr so lebhaft, wie sonst, aber sie drucken doch sehr viel aus: sein Gang ist langsamer, aber diese Gravität zeiget mehr von der Hoheit des Menschen, und seine langsamen Bewegungen geben zu erkennen, daß bei

ihm alles ruhiger und ordentlicher sey. Sein Haupt ist mit weissen Haaren bedeckt, die zwar ein Zeichen des Winters des Lebens, aber auch der schuldigen Ehrerbiethung sind. Das Alter ist endlich auch die Zeit, wo man sich selbst geniessen kann, ein Vergnügen, welches alsdann lebhafter und reiner ist, da die Decke der Verblendung weggefallen ist, und die Heftigkeit des Temperaments den Rathschlägen der Weisheit Plaz machet.

Wenn wir in der Kindheit und in den folgenden Altern dem Tod entgangen sind, so werden wir ihm gewiß im Alter nicht entwischen, und diese Gewißheit muß für dem, der ernstlich nachdenket, ein Beweggungsgrund der Ruhe seyn. Wenn man alt ist, so weiß man, was man zu gewarten hat, worauf man rechnen darf; man weiß, daß man bald sterben werde; da man in den vorhergehenden Altern des Lebens noch nicht wissen konnte, was aus einem werden möchte. Ich gebe dem la Fontaine Beyfall, wenn er sagt, daß „der Tod den Weisen nicht überrasche, weil er allezeit „zur Abreise fertig ist;„ aber er ist es hauptsächlich, wenn er siehet, daß sie nicht mehr aufgeschoben werden kann.

Wenn ein Alter, der nicht verdiente, es zu werden, die Schwachheit besizt, noch ein Verlangen nach dem Leben zu haben, da er es beinahe ein Jahrhundert genossen hat, (als wenn ihn der Tod in der Blüthe seines Lebens wegnähme) wenn er, wie la Fontaine sagt, „an sein Haus noch einen Flügel bauen, wenn „er noch für seines Bruders Enkel sorgen,„ will ꝛc. so muß man ihn beklagen, so denket er sehr schlecht. Gesezt auch, das Alter und der Tod wären so traurig, als sie den meisten Menschen vorkommen, so könnte

man nur daraus schliessen, daß wir die ersten Alter des Lebens angenehm hinbringen sollen, und das lezte so gut als wir können; denn es kann nicht alles gut seyn; wenigstens geschiehet es selten.

Wenn der Tod mit einem ruhigen Auge betrachtet wird, so hat er nichts schreckliches; *) es ist der lezte Augenblick des Lebens, der dem Augenblicke der Geburth völlig gleich kömmt; er ist nicht schmerzlicher **) als dieser. Leute, die sich von Krankheiten, da man sie für todt hielte, wieder erholt haben, sagen, daß sie nichts, als eine Schwachheit, eine Ohnmacht empfunden hätten.

Wenn wir aber auch würklich vieles im Sterben leiden müsten, soll uns denn dieses Schrecken und Zittern verursachen? Wir sollten uns schämen, daß uns die Weichlichkeit, in welcher wir leben, so sehr schwächet und entnervet, daß wir eine kleine Rizung mehr scheuen, als wir einen Degenhieb nicht scheuen sollten. Man muß sich nicht ohne Ursache Schmerzen machen, aber man muß ihm bisweilen zu trozen wissen.

Wir

*) Wenn man den Tod nur mit den Augen der natürlichen Philosophie betrachten, die alle Menschen haben können, so ist er für eine schuldvolle Seele fürchterlich, die das Andenken ihrer niedern Handlungen und ihrer Laster bis in das Grab verfolget. Aber vergnügt und angenehm ist er einem rechtschaffenen und absonderlich einem weisen Manne, den das Bewustseyn seiner Tugenden und das Andenken seiner guten Handlungen belebet; von diesen zwo so verschiedenen Arten des Todes ist doch weder die eine noch die andere von einem körperlichen Schmerzen begleitet.

**) Junge Personen, die an schmerzhaften Krankheiten sterben, müssen vorher vieles leiden; aber der eigentliche Augenblick des Todes ist auch nicht einmal für diese Personen ein Augenblick des Schmerzens.

Wir wollen unsere Kinder gewöhnen, wie die Spartaner, daß sie mit Herzhaftigkeit leiden, und sich vor nichts fürchten, denn unsere ausserordentliche Empfindlichkeit, unsere beständige Sorgen für unsere Erhaltung, sind, alles zusamm genommen, ein grössers Uebel, als das, wo vor wir fliehen; ia, ehe man sich beständig fürchtet, so wäre es besser zu leiden, und wol gar zu sterben wissen, wenn es seyn müste; denn endlich muß es doch, bald oder spat, geschehen.

Wir müssen aber nicht in den entgegengesezten Fehler fallen, wir müssen nicht ienen barbarischen Caraiben gleich zu werden trachten, *) welche an Blut und Morden gewöhnet, eben so wenig fürchten, wenn sie umgebracht werden, als wenn sie andere umbringen; ihre Standhaftigkeit in dem Augenblicke, da sie von ihren Feinden als Gefangene zerrissen worden, ist ein wilder Heldenmuth, den man zu gleicher Zeit bewundert und verwirft. „Ich habe einen Gesang, sagt „Montagne, den einer von diesen Gefangenen gemacht hat, und der folgende Züge enthält. Laßt sie „nur zur Schlachtbank kommen und sich versammlen „um von ihm zu speisen, denn sie werden zu gleicher „Zeit ihre Väter und Großväter essen, die seinem

„Körper

*) Die Caraiben oder Cannibalen sind nach dem Zeugniße der Reisenden Wilde auf den Inseln in America, sie sind von einem traurigen Temperamente, Träumer und Faullenzer; sie leben gemeiniglich hundert Jahr, gehen nackend, und wickeln ihre Kinder niemals in Windel, daher sind sie auch so lebhaft und wol gewachsen. Die Weiber gebähren ohne Mühe, und den folgenden Tag beschäftigen sie sich wieder mit dem Hauswesen, wie gewöhnlich; aber man sagt, der Mann lege sich zu Bette, klage sich und mache etliche Tage die Kindbetterin, und während dieser Zeit muß er eine strenge Fasten beobachten. Sie nehmen viele Weiber und verzehren ihre Feinde, welches auch die alten Einwohner in Brasilien 2c. thun.

„ Körper zur Nahrung gedienet haben. Diese Mus-
„ keln, diese Adern, dieses Fleisch ist von den euri-
„ gen; arme Thoren, die ihr seyd, ihr wisset nicht,
„ daß die Substanz von den Gliedern eurer Voreltern
„ noch darin enthalten ist. Kostet es wol, ihr wer-
„ det den Geschmack von eurem eigenen Fleische fin-
„ den. „ *) Diese sehr nachdrückliche Rede wird von einem Americanischen Gefangenen gesungen, indem er schrecklich gemartert wird; er stirbt ohne das geringste Zeichen einer Schwachheit, und spottet seiner Henker, ihm noch mehr Marter anzuthun, wenn sie eine neue ausfindig machen können. — — Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, diesen Begrif von der Art, wie die Einwohner in der neuen Welt sterben, zu geben; ich komme wieder auf die unsrige.

Der Tod (wenigstens der natürliche und ruhige Tod) ist nicht furchtbar, ausser wenn er uns und die Herumstehenden betrügt. Das ist, wenn man uns für todt hält, und wir sind es nicht.

Nichts ist so grausam, so schrecklich, als wenn man lebendig begraben wird, und dieses Unglück ereignet sich sehr oft, ohne daß wir es wissen, oder die Mittel

*) Montagne wollte, wie es scheinet, den Eindruck, den dieser schreckliche Gesang der Caraiben verursachen muß, mildern (ob er gleich sagt, daß er eben nicht zu stark wäre) und führt folgendes Fragment von einem Liebeslied eben dieses Volkes an: „Schlange stehe stille, stehe stille Schlange, daß meine Schwe- „ster an deiner Farbe ein Muster zu einem schönen und prächtigen „Bande nehmen könne, das ich meinem Mädchen geben will. „Und also werde deine Schönheit und deine Gestalt beständig „allen andern Schlangen vorgezogen. „ Dieses Fragment hält Montagne für würklich anacreontisch, und man darf ihm deswegen trauen, denn er hatte Bekanntschaft genug mit der Dichtkunst, um davon urtheilen zu können.

Mittel anwenden, es zu verhindern, ob gleich eines ieden eigener Vortheil damit verbunden ist.

Die Aegypter balsamirten ihre Todten erst nach vielen Tagen; auch die Griechen und Römer verbrannten die ihrigen mit dieser weisen Vorsicht; selbst die meisten barbarischen Völker gebrauchen sie noch. Aber wir, die wir uns so sehr mit unserer Menschlichkeit rühmen, wir begraben unsere Anverwandte, unsere Freunde, ohne daß wir gewiß wissen, ob sie todt sind; denn es ist nur ein einziges sicheres Zeichen, welches wir fast niemals erwarten, es ist der Anfang der Fäulniß, ein Todtengeruch, der sich erst nach dreien Tagen offenbaret. Der Mangel des Pulsschlages und des Athemholens, ia selbst die völlige Verlöschung der Wärme können uns nicht davon versichern. Die Herren Winslow und Bruhier beweisen in ihren Abhandlungen über die Ungewißheit der Zeichen des Todes, daß man nach der angenommenen Gewohnheit, die Todten mit zwölf oder vier und zwanzig Stunden zu begraben, öfters lebendige begräbt. Hr. Louis, beständiger Secretair der Academie der Chirurgie, hat bewiesen, daß es mehr gewisse Zeichen des Todes gebe, als die Fäulniß, aber die Klugheit erfordert dem ohngeachtet, daß man die Todten zween oder drei Tage aufbewahre. Der Erfolg von diesen und einigen andern für das menschliche Geschlecht wichtigen Streitigkeiten war, daß die Regierung Verordnungen in den Provinzen hat bekannt machen lassen über die Mittel, die Ertrunkenen wieder in das Leben zu ruffen. Es sind auch zugleich Befehle gegeben worden, daß man die Ertrunkenen und plözlich Verstorbenen nicht so gleich begraben solle.

Der Gebrauch, die Todten in den Kirchen oder in eingemauerten Kirchhöfen zu begraben, wo pestilentialische Dünste ausdämpfen, die wir einathmen, ist eben so barbarisch für uns, als es für die Todten ist, sie zu begraben, ohne daß wir versichert sind, ob sie aufgehört haben zu leben. Diese beede Gewohnheiten werden nicht lange mehr dauern, man fängt schon in Frankreich an, sie zu verbessern, und in England ist es bereits geschehen, wie auch in andern Ländern, wo sie eingeführt waren.

Den Anblick eines Cadavers, wird man sagen, drei Tage in einem Hause zu haben, ist eine betrübte Sache. Ja, für schwache Seelen, aber es gebe ein Mittel, diesen Anblick zu vermeiden; wenn man in einem ieden Kirchspiel einen Saal hätte, wo man die Todten drei Tage hinlegen könnte. Es wäre auch zu wünschen, daß man die Wächter belohnte, wenn einer von den Todten wieder ins Leben zurück käme. Man könnte auch öfters dahin gehen, um nachzudenken und sterben zu lernen. Dieß wäre eine vortrefliche Schule; man könnte auch die Kinder dahin führen, ohne sie furchtsam zu machen, oder ihnen elende Sachen zu erzehlen; man führte sie gleichsam zu einem Schauspiel der Ruhe und der Stille. In diesem Saale müste man nur ein halbes Licht haben, und müste auch sonst Wolanständigkeit und Ordnung darin herrschen, nichts betrübtes, nichts unangenehmes müste darin zu sehen seyn, sondern Gemählde, welche das zukünftige Leben nach unserer Religion vorstellten.

Die traurigen Zurüstungen, womit wir die sterbenden umgeben, absonderlich das Anschauen einer weinenden Familie, sind so betrübende, so schwarze Gegenstände

genstände, daß sie öfters eine Krankheit sterblich machen, die es nicht war. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit einer guten Betrachtung des Montagne; man muß ihn selbst reden hören, wenn er von dem Tode in einem philosophischen und vergnügten Tone spricht. „Dieß ist keine Rolle, sagt er, in der Gesellschaft zu „spielen: es ist der Auftritt einer einzigen Person. *) „Wir wollen unter den unsrigen leben und frölich „seyn, aber sterben und verwelken wollen wir unter „unbekannten. Man findet für das Geld Leute, die dir „den Kopf zu rechte legen, und die Füsse reiben; die „dich nicht weiter treiben, als du willst, und dir im„mer ein gleichgültiges Gesicht zeigen, die dich nach „deiner Art leben und klagen lassen.„ (B. 3. Cap. 9. von der Eitelkeit.)

Man hat viele Beweise, daß die Zurüstungen des Todes oft die Ursachen des Todes gewesen sind, hier ist ein neuer. Eine Italiänische Schauspielerin in Paris schien an einer Unverdaulichkeit gestorben zu seyn; man eilte Todtentücher und Wachskerzen um sie herum zu legen rc. sie kam wieder zu sich, hob das Haupt in die Höhe, aber von diesem traurigen Anblick lebhaft gerühret, starb sie vor Entsetzen auf der Stelle. **)

Dieser

*) Ein starker Ausdruck, der mich an einen andern von der nemlichen Art erinnert; er ist von eben diesem Verfasser, und eben so vortreflich, als dieser. Er redet von den Weibern, die ihre Männer niemals geliebt haben, und die untröstlich scheinen, wenn sie gestorben sind. „Muß das nicht Unwillen erwecken, „sagt er, wenn sie, die mir, so lange ich war, in das Ange„sicht gespuckt hat, izt die Füsse reiben will, da ich nicht „mehr bin!„ (B. 2. C. 35. Von drei guten Frauen.)

**) Einige Personen des Theaters haben grosse und empfindsame Seelen, aber die meisten haben nur künstliche Empfindungen, die

Dieser an Leib und Seele schwachen Weibsperson wollen wir einen Helden an die Seite sezen, der uns ewig unvergeßlich seyn wird, nemlich Ludwigen, Dauphin von Frankreich, der zu Fontenaibleau den 20sten December 1765, gestorben ist. Man glaubte, er habe den lezten Hauch gethan, der ganze Hof rüstete sich weinend, der Leiche die lezte Pflicht zu erweisen; er kam von seiner Ohnmacht, welche die Aerzte betrogen hatte, wieder zu sich selbst, und ohne über alles das, was er sahe, zu erstaunen, sagte er ganz gelassen: **ich bin noch nicht gestorben.** Er starb auch würklich erst einige Tage darnach.

Wenn die Kranken, nach dem Montagne, in einer gewissen Entfernung von uns sterben sollen, so sollten wir auch unsers Theils Muth genug haben, und so viel Liebe für sie, daß wir sie nicht nur wieder zu uns nähmen und sie drei Tage aufbewahreten, die zur Gewißheit des Todes nöthig sind; sondern wir sollten sie auch, nach dem Beispiel ganzer barbarischer Völker, mit Pracht und freundschaftlich bis an ihr Grab begleiten, ihr gebührendes Lob sprechen, und die Orte gerne wieder besehen, die sie bewohnt haben. — — Die Geburth eines Kindes sollte man mit einer gewissen Furchtsamkeit feiern: man weiß noch nicht, was einmal aus ihm werden wird: aber einen Menschen, auch aus der niedern Gattung der Gesellschaft, der seinen Lauf schön und mit Ehren vollendet hat, sollte man loben und öffentlich preisen.

Die

die sie selbst betrügen: man muß sie in der Nähe in dem kritischen Augenblicke des Unglücks sehen. Dann entdecket man öfters, daß ihr Heldenmuth einem Cartenhause ähnlich ist, welches von einem Hauch einstürzet.

Die Vergleichung, die man aus den Todtenregistern der drei Pfarreien in Paris und der zwölfe auf dem Lande gezogen hat, beweiset, daß von vier und zwanzig tausend in einer gegebenen Zeit gestorbenen Personen, sechs tausend in dem Jahr ihrer Geburth gestorben sind; daß ohngefähr sechs tausend zwischen dem ersten und siebenten Jahr starben. Hieraus schließt man, daß, wenn ein Kind gebohren wird, eben so wahrscheinlich zu hoffen sey, daß es sieben Jahre leben werde, als zu fürchten, daß es in dem ersten Jahre sterbe: denn von vier und zwanzig tausend Personen sind nur zwölf tausend sieben Jahr alt geworden, und von diesen zwölf tausenden ist die Hälfte in dem ersten Jahr gestorben, also kann man eins gegen eins wetten, daß ein Kind, welches eben gebohren wird, entweder in dem ersten, oder zwischen diesem und dem siebenten Jahre sterben werde.

Von ohngefähr achtzehn tausend, die ihr zweites Jahr erreicht haben, sind neun tausend drei und dreisig Jahr alt geworden. Man kann also eins gegen eins wetten, daß ein Kind, welches das erste Jahr zurück gelegt hat, wenigstens drei und dreissig oder vier und dreissig Jahr alt werde 2c. Herr von Buffon hat nach dieser Rechnung eine Tabel von der Wahrscheinlichkeit des menschlichen Lebens gezogen, nach welcher ein neugebohrnes Kind hoffen kann, wenigstens acht Jahr zu leben; es kann auf drei und dreissig Jahr hoffen, wenn es das erste Jahr überstanden hat; auf acht und dreissig nach dem zweiten und auf vierzig nach dem dritten 2c.

Von

Von den Sinnen.

Die Sinne sind uns deswegen gegeben worden, daß wir alles, was um uns ist, geniessen und folglich unsere Glückseeligkeit erweitern können. Sie versichern uns von unserm Daseyn und vervielfältigen es.

Wir haben fünf Sinnen, das Gesicht, das Gehör, den Geruch, den Geschmack, das Gefühl. „Dieß „ sind eben so viele Schildwachen, die uns an unsere „ Bedürfniße erinnern, und mitten unter nüzlichen „ und schädlichen Körpern, die uns umgeben, für unsere Erhaltung wachen. Dieß sind die Werkzeuge, „ welche die Gemeinschaft, die zwischen uns und fast „ allen Wesen der Natur ist, befestigen. Nach diesen „ richten sich unsere Erkenntniße und unsere Urtheile, „ diesen haben wir unser Verdienst zu danken, und „ dieses Verdienst verhält sich nach der Anzahl und „ Vollkommenheit derselben. Mehrere oder vollkommenere Sinnen hätten uns vielleicht andere Wesen „ gezeigt, die uns izt unbekannt sind, und auch andere Modificationen in denen, welche wir kennen.„ (Tractat von den Sinnen des Hrn. Lecat.)

Der Körper scheint aus vielen unterschiedlichen Materien zusammen gesezt zu seyn, wovon einige, als die Beine, das Blut rc. unempfindlich sind, und wovon andere, als die Nerven, würksam zu seyn scheinen; die besondere Einrichtung der Nerven, der Werkzeuge der Empfindung, macht auch den Unterschied unserer Empfindniße. Mehr oder weniger grosse Theile, die sich von den Körpern losmachen und an unsere Nerven stossen, die mehr oder weniger frei sind, verursachen auch besondere Empfindniße. Alles kömmt auf

die Oefnung an, (wenn ich mich so ausdrucken darf) wodurch die äussern Körper eingehen wollen; sind sie flüssig und klein, so reizen sie das Aug, den Geruch; sind sie in einem solchen Ueberfluß, daß sie eine feste Masse ausmachen, dann reizen sie das Gefühl ꝛc.

Ein böser Geruch, ein eckelhafter und herber Geschmack, grobe, kleberichte und hart auffallende Gegenstände sind Ungeheuer für den Geruch, für den Geschmack und für das Gefühl; sie sind für diese drei Sinne das, was unharmonische Töne, unförmliche Gestalten für das Gesicht und für das Gehör sind. Aber warum beleidigen denn alle diese Dinge unsere Sinnen? Weil sie von den Gesezen der Ordnung und der Harmonie abweichen. Ein Thier habe einen sehr dicken Kopf und den Hals eines Reigers oder eines Storches, dein Gesicht wird beleidiget, weil kein Ebenmaas da ist; das Ohr wird ebenfalls durch den Mißlaut eines schlechten Accords beleidiget; die Nase wird es auch durch den Geruch von Sachen, die verfault sind, oder anfangen zu verfaulen; die Fäulniß aber, ob sie gleich nothwendig ist, ist eine kleine Unordnung, *) die alle Theile eines Wesens wieder zu der allgemeinen Masse bringet, wo sie neue Gestalten bekommen sollen; ein Körper, der da faulet, muß also unsern Geruch auf eine unangenehme Weise reizen, und das kann man auch von dem Geschmack sagen.

Man

*) Eigentlich gibt es keine Unordnung in der Natur, denn alles richtet sich nach der allgemeinen Ordnung. Das was wir in der Physik Unordnung nennen, ist nur relatifisch, zufällig und bald vorbei, oder es ist vielmehr ein Wort, das wir ersunden haben, eine Sache auszudrücken, die nur in unserer Einbildung und nicht in der Natur ist.

Man muß aber doch gestehen, daß unsere Sinne nicht nur durch die Unordnung beleidiget werden; denn es kann geschehen, entweder durch die Unordnung, nemlich durch die Auflösung, oder sonst durch eine Verwirrung, die sie auf eine unangenehme Art reizet, oder durch die Ordnung selbst, wie ich es beweisen will. Ich werde auch zeigen, daß gewisse Unordnungen, an die wir uns gewöhnet haben, (als die besondern Kleidungen und Moden) und die sie beleidigen sollten, diese Würkung nicht haben, weil sie seit langer Zeit daran gewöhnet sind.

Wie gehet es aber zu, daß die Sinne durch die Ordnung selbst beleidiget werden? Bei der Ordnung und bei der Verschiedenheit der Welt war es wesentlich nothwendig, daß alle mögliche Arten von Zusammensezung in der Formirung der Wesen erschöpft würden. Es muste also auch ohne Fäulniß oder andere Unordnung einen Geschmack und Geruch geben, den wir scharf und stinkend nennen, und es musten Thiere seyn, die diesen Geruch, diesen Geschmack, der uns beleidiget, für gut hielten. *) Es muste auch dasjenige, was unsern Augen ungestalt scheinet, und doch sein richtiges Ebenmaas hat, z. B. eine Kröte, eine Laus, eine Spinne, in andern Augen schön scheinen, die anderst formirt sind, als die unsrigen. Die Disteln und verschiedene Arten von Gräsern, die für uns nicht

*) Um alle Zusammensezungen anzubringen, muste es auch Thier geben, welche den Geruch und Geschmack von verfaulten Körpern liebeten, und sie sind auch da; es müssen aber keine Menschen seyn, die einen solchen Geschmack haben, die Natur hat sie nicht darzu bestimmt. Halb vermodertes Wildpret, gewisse stinkende Käse rc. können nur solchen Leuten angenehm scheinen, die ihren Gaumen entweder durch das Gift, was man eine gute Mahlzeit nennet, oder durch starke Getränke verderbt haben.

nicht gut zu essen sind, musten dem Esel und andern Thieren angenehm scheinen; und alles dieses ist in der Ordnung.

Aber daß wir den Gebrauch unserer Sinnen in einigen Stücken verkehrt, daß wir sie durch Weichlichkeit und andere schädliche Gewohnheiten geschwächt, daß wir unsern Geschmack durch geistige Getränke, durch kostbar zugerichtete und zu warme Speisen so stumpf gemacht haben, daß wir in den Früchten und rohen Pflanzen den Geschmack nicht mehr finden, den die Natur darein gelegt hat, *) das ist nicht in der Ordnung. Daß unser Geruch, unser Gehör und Geschmack nicht so fein und so sicher ist, als bei den Völkern, die noch nach der Natur leben, das gehört auch nicht zur Ordnung.

Noch viele andere Sachen gehören eben so wenig zur Ordnung als die, von welchen ich eben geredet habe, und sie sollten, anstatt unsern Sinnen zu schmeicheln, sie beleidigen, uns mißfallen, so würden wir ihnen

*) Ein vornehmer Mann, der lange Zeit gute Mahlzeiten genossen hat, liebt ordentlicher Weise weder Obst, noch andere gemeine Früchte; noch weniger wird er einen Geschmack an allerlei Rüben finden. Ein Bauer isset alle diese Dinge mit Vergnügen und verdauet sie leicht. Ein wilder Mensch würde, wenn er sich beständig mit Pflanzen genährt, und niemals gesottenes oder warmes geessen hätte, die Pflanzen und Früchte für besser halten, als der mässigste Mensch unter uns. Dieser Wilde, dieser Bauer würde auch in würklich guten Gerüchten, wenn sie nicht zu sehr verkünstelt wären, einen angenehmen Geschmack finden, den dieienigen nicht darin finden, die alle Tage davon essen. So ist es auch mit einem Menschen, der gerne und oft gehet, und der ein wahres Vergnügen findet, eine oder zwo Meilen zu fahren, wenn er müde ist, da ein träger Mensch oder ein iunges Herrchen weder am Gehen noch am Fahren ein Vergnügen findet.

ihnen bald entsagen; so ist z. E. die thörichte Abwechslung der Kleider, ihre Gestalten, die fast allezeit etwas besonderes haben, woran aber unsere Augen gewöhnt sind; so sind auch die Schlappohren, die breit gedruckten Köpfe, die mit einem Ringe durchlöcherten Nasen; so sind die lächerlichen Gemählde, womit sich gewisse wilde Völker beschmieren, und noch andere, die nichts weniger als wild sind; so ist der unflätige und widernatürliche Gebrauch stinkende Getränke zu trinken, faules Fleisch zu essen, eine Gewohnheit, welche die Sinnen dieser Völker so verändert und verderbet hat, daß sie an allen diesem einen angenehmen Geruch und Geschmack finden.

Einige Wilde in America machen ein sehr widerwärtiges aber geistiges Getränke, welches sie Chica nennen, und auf folgende Art zubereiten: „ Sie schütten zwanzig oder dreissig Scheffel Türkisches Korn in eine grosse Kuffe voll Wasser. Wann dieses Wasser den Saft des Korns an sich gezogen hat, und anfängt sauer zu werden, dann kauen alte Weiber Kräuter und Türkisches Korn miteinander, und speien es in Flaschen, die mit solchem Wasser angefüllet sind. Da gähret es und wird das, was sie ein köstliches Getränk nennen, und was wir ein sehr schlechtes Bier nennen würden. „ (S. den Eleven der Natur.)

Der Schmuck und die Moden sind also nicht die unnatürlichsten von den Sachen, an die wir unsere Sinne gewöhnet haben, aber sie sind deswegen nicht weniger lächerlich und nicht weniger unvernünftig. Unterdessen haben sie doch überhaupt einen edlen Endzweck, sie sollen uns Hochachtung zuwege bringen, nur eines

aber fehlet ihnen, daß es nemlich schwache Mittel und oft zu sehr vermischt sind, als daß wir den vorgesezten Endzweck erreichen könnten.

Der Wilde, der auf alle Theile seines Körpers Blumen und Vögel mahlet; und der Europäer, der sich mit reichen Stoffen bedecket, wollen beede bewundert seyn; die meisten Menschen thun sich mehr auf die Artigkeit des Leibes, als auf die Schönheiten des Geistes zu gute. Die leztern sind gewiß schäzbarer und geschickter, uns eine wahre Hochachtung zu verschaffen: aber auch die Schönheiten des Körpers sind kostbar; unglücklich ist der, der ihren wahren Werth nicht zu schäzen weiß. Es sey aber, wie es wolle, so muß man weder die Schönheiten des Geistes, noch des Körpers anders als auf die einfachste und natürlichste Weise vermehren und verbessern; ausserdem verderbet man sie, indem man sie zu schmücken glaubet.

Alles was eine hohe und lebhafte Farbe hat, muste gefallen und aufgesucht werden; man hat die Metalle und die Steine auf einen sehr hohen Preis gesezt, welche einen Glanz von sich geben, man hat geglaubt, vieles zu gewinnen, wenn man die Augen des Volcks auf sich ziehet, *) und aus welchem Grunde unsere Frauen Perlen, Gold und Diamanten tragen, aus eben demselben hängen auch die Indianerinnen Glas,

Federn,

*) Durch diesen entlehnten Glanz erhält man nur die Bewunderung der Thoren, die zum Unglück heut zu Tage den grösten Hausen ausmachen; und diese Bewunderung erreget in uns eine lächerliche Eitelkeit. Durch die wahren Schönheiten des Körpers und der Seele miteinander vereint, oder auch nur durch die leztern alleine, erwirbt man sich die Achtung und den Beifall der Weisen, man ist mit ihnen und mit sich selbst vergnügt, man ist glücklich und bescheiden.

Federn, Muschelwerk und Beine von den Fischen um den Hals.

Man könnte auch die verschiedene Kleidungsarten, womit sich die Menschen zu schmücken pflegen, aus einem andern Gesichtspuncte betrachten, daß sie nemlich allezeit das Vergnügen, das Aug des Beobachters durch die ungeheure Menge Stof, worein sie sich wickeln, in Erstaunen zu sezen, ihrer Bequemlichkeit vorgezogen zu haben scheinen. Man betrachte den grösten Theil von Europa, man wird sehen, daß sich überhaupt die ansehnlichen Stände, denen man die gröste Achtung zugestehet, durch ihre grossen und weiten Kleider von andern unterscheiden.

Ausser den öffentlichen Ceremonien, wo man in einem ehrwürdigen Ansehen erscheinen muß, sollte die ordentliche Kleidung überall ein leichtes und bequemes Gewand seyn, das sich nach der Gestalt des Körpers richtete, ohne den Bewegungen Gewalt anzuthun.

Ich darf die Sinne nicht eher einzeln erklären, bis ich vorher das Wort Organum erkläret habe, das ich öfters anwenden werde. Ein Organum ist eine Vereinigung verschiedener Theile oder Triebfedern, *) welche sich zu einem Zwecke vereinigen. Die Bedeutung des Worts Organum erstreckt sich auch manchmal weiter, man nennet die Nerven Organen oder Werkzeuge der Empfindung und die Muskeln Organen der Bewegung; also ist ein ieder von unsern Sinnen das Resultat von einem Organum. Der Sehnerve, das nezförmige Häutchen, der Augapfel, die crystallene Feuchtigkeit, ꝛc.

 machen

*) Alle Bewegungen eines ieden Organums zusamm heissen die Organisation. Die Vereinigung aller Organen bei den Thieren nennet man auch Organisation.

machen ein Organum aus, woraus der Sinn des Gesichts entsteht. Und so ist es auch mit den übrigen Sinnen beschaffen.

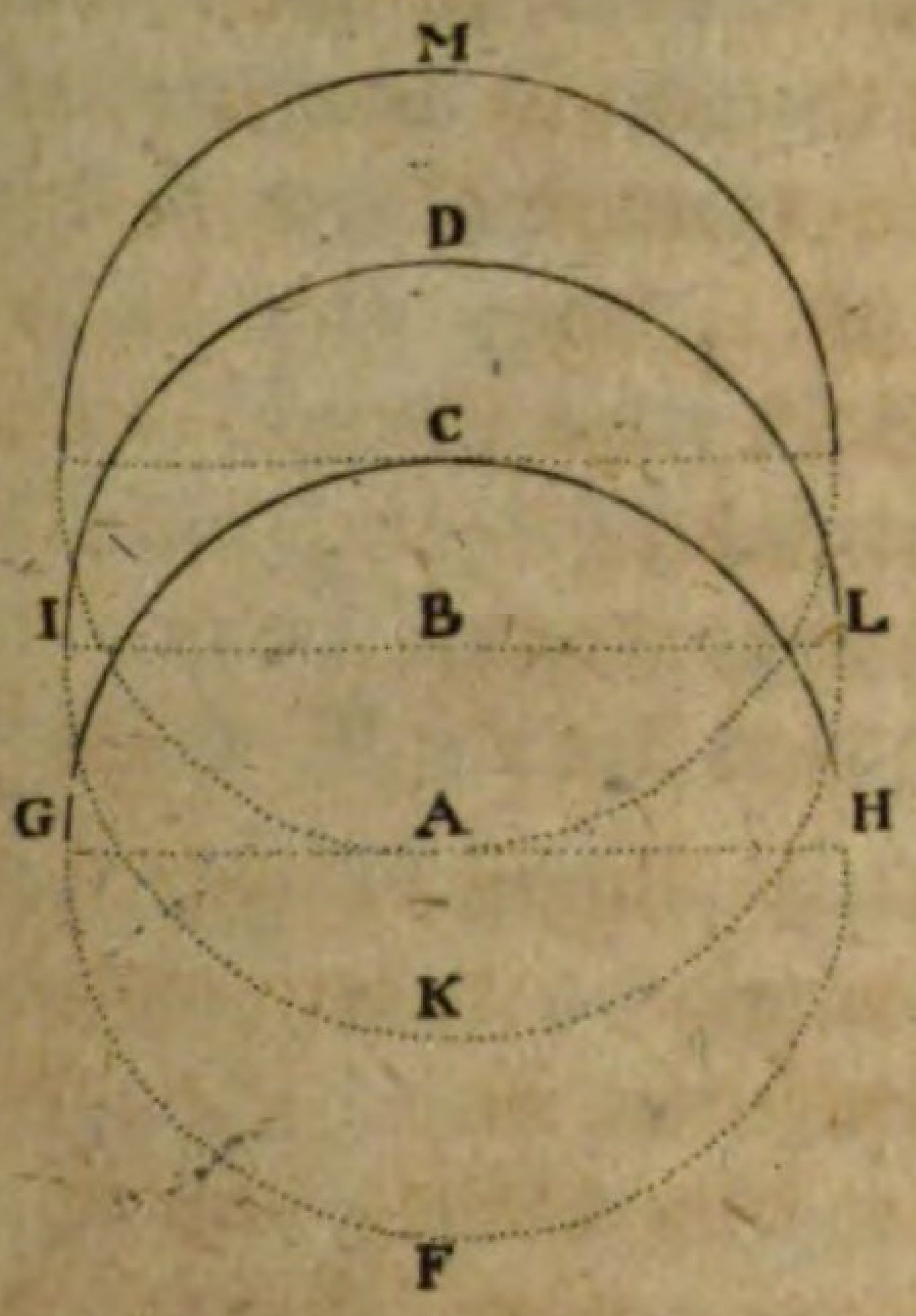
Von dem Gesichte.

Das Gesicht ist der vollkommenste und bewundernswürdigste Sinn, und weichet in Ansehung des Nuzens nur einem einzigen, nemlich dem Gefühle. Das Gesicht und das Gehör sind wegen ihrer Feinheit die kostbarsten, die vollkommensten von unsern Sinnen; sie sind, wenn ich so sagen darf, die innern Thore des Palastes der Seele; der Geruch, der Geschmack und das Gefühl, sind äussere Thore, diese drei Sinne können als einer betrachtet werden; das Gesicht und Gehör selbst sind auch eine Art von Gefühle.

Mit Hülfe unserer Augen betrachten wir nicht nur alles, was uns umgibt, sondern auch das, was sehr weit von uns entfernet ist. Bei einem ieden Schritte, den wir auf dem Lande, dem einzigen wahren Schauplaz der Natur, thun, sind wir der Mittelpunct eines neuen Cirkels von vielen Meilen, *) und zwischen einem ieden von diesen Cirkeln ist nur ein Unterschied, den ein Schritt ausmachen kann; ein Unterschied,

*) Der Gesichtskreis heißt der scheinbare Horizont; die Aussicht wird zuweilen durch einen Hügel, durch ein Gebürge, durch einen Wald verhindert, aber diese Hinderniße sind weder häufig noch langwierig, und wenn wir weiter fortgehen, so machen sie tausend neuen Gegenständen Plaz, die eben so angenehm sind, als sie, und uns die angenehmste Ueberraschung verursachen. Den wahren Horizont nennet man die Linie, welche, wie man angenommen hat, die Erde in zween gleiche Theile zerschneidet. Der eine gegen das Zenith oder den Himmel über uns, der andere gegen das Nadir oder den Himmel unter uns.

Veraenderungen des scheinbaren Horizonts.



schied, der nach einer gewissen Anzahl von Schritten sehr groß und endlich vollkommen wird. Gesezt es gienge einer aus dem Punct A, um nach dem Punct C zu gehen, als so weit er sehen kann. In dem Augenblick ist er der Mittelpunct des Cirkels C G F H. Wenn er von A nach B gehet, (welches nur ein Schritt seyn soll) so wird er der Mittelpunct von einem neuen Cirkel D I K L, und er siehet D, das er nicht gleich sehen konnte, weil ich voraus seze, daß sein Gesicht nur bis an den Punct C reichte. Er siehet endlich die Puncte G F H auch nicht mehr, an deren Stelle siehet er aber I K L, und so fort, bis er endlich zu seinem Gegenstand C kömmt, dann ist er der Mittelpunct eines neuen Cirkels, der sich hinter ihm in dem Punct A endiget, wo er ausgegangen ist, und vor ihm in dem Gegenstand M worauf er zugehet.

Unsere Augen berichten uns, auch schon von weiten, von allem, was auf uns zukömmt, und so können wir leicht das, was uns mißfällt oder drohet, vermeiden, und was uns Vergnügen macht, erwarten oder verfolgen. Wir haben uns zwar auch vor plözlichen Anfällen oder Zufällen zu fürchten, wenn wir an bedeckten Orten sind, wo unsere Aussicht eingeschlossen ist; aber wenn wir auch bei nahe schon gefangen sind, so sehen wir gemeiniglich die Gefahr doch noch bald genug, um ihr zu entgehen, wenn wir sie abgemessen haben, oder sie wenigstens aufzuschieben und auf unserer Hut zu seyn, wenn wir nicht lieber den sicherern Weg der Flucht ergreiffen wollen.

Wie viel geringer wäre der Mensch, wie vieler angenehmer Empfindniße müste er beraubet seyn, wenn er ohne Augen gebohren würde. Sie sind nothwen-

dig zum Leben, und die Natur hat sie keinem Thiere versagt. *) Sie sind nothwendig zum Leben, weil wir ohne ihre Hülfe weder die Gefahren, die uns umgeben, die uns unter den Füssen aufstossen, vermeiden, noch das, was uns gefällt, oder was wir nöthig haben, leicht suchen und finden könnten. Sie sind nothwendig zum Leben, weil sie es allein vollkommen und angenehm machen. Ein unthätiges Leben, das von allen reflectirten Empfindungen **) entblößt ist, ist für die Pflanzen kein Unglück, denn sie sind nur eines solchen unvollkommenen Lebens fähig; aber für uns wäre es ein grosses Unglück, da wir eine Seele haben, die fähig ist zu verlangen und zu geniessen. Nun wären wir wol ohne Augen nicht aller Empfindungen beraubet, aber was noch weit erschrecklicher ist, wir hätten fast allezeit verdrüßliche Empfindungen, wenn wir uns vorstelleten, daß es andere gäbe, die wir niemals fühlen könnten. Tausend Sachen, welche dem Gefühle und andern Sinnen angenehm sind, würden uns zu dieser traurigen Ausruffung bewegen: Wie schön muß das seyn, und wie unglücklich bin ich, daß ich es nicht durch einen Sinn geniessen kann, der gemacht ist, die Schönheit zu geniessen! ***)

Die

*) Auch selbst dem Maulwurfe nicht. Wenn sie einige Thiere nicht haben, so sind es solche, die das Thier- und Pflanzenreich von einander scheiden, es sind Zoophyten, oder Thierpflanzen.

**) Ich nenne diese Empfindungen reflectirte, oder durch die Gedanken und das Gedächtniß vervielfältigte; denn die Pflanzen scheinen wenigstens einfacher Empfindungen fähig zu seyn.

***) Wenn wir auch keine Augen hätten, und uns folglich ihren Gebrauch nicht vorstellen könnten, so würde uns doch die Einbildungskraft, blos nach dem Gefühle, Begriffe von mehr oder weniger schönen Gegenständen geben, und wir würden es beklagen, daß wir keinen eigenen Sinn für die Schönheit hätten, um derselben vollkommen geniessen zu können.

Die Augen sind nicht nur ein Spiegel der sichtbaren Gegenstände, sondern auch die Seelen selbst druken sich darinnen aus. *) Man ist nur halb, wenn man des Gesichtes beraubt ist. Man kann aber auf zweierlei Arten desselbigen beraubet seyn; einmal, wenn man blind gebohren wird, und das ist die betrübteste; oder man kann es erst geworden seyn, und so bleibt uns doch wenigstens das Vergnügen der Erinnerung.

Erziehet einen blind gebohrnen bis ohngefähr in das funfzehente Jahr, ohne mit ihm zu reden, ohne ihm eine Gemeinschaft mit andern Menschen zu lassen, er wird vielleicht sehr geschickt mit den Händen werden, und ein ausserordentlich feines Gefühl haben. Denn das Gefühl ist der unmittelbar nothwendige Sinn zu unserer Erhaltung und zu unserm Wolseyn, er ist aber auch der vollkommenste, und wird es immer mehr, ie weniger er durch die andern Sinnen unterstüzt wird. Aber der Blinde, den ich annehme, wird Gefahr laufen in seinem ganzen Leben, ohngeachtet seines feinen und richtigen Gefühls, ein unvernünftiger und dummer Mensch zu seyn, wenn man ihn nicht höchstens im funfzehenten Jahr in die Gesellschaft bringt, wo er viele neue Begriffe erhalten wird, wenigstens solche, die man durch Urtheile und Einbildungskraft, wenn sie von dem Gefühle unterstüzt werden, erhalten kann. Seine Begriffe selbst werden besser verbunden und richtiger seyn, als die unsrigen: erstlich weil er weniger haben wird, und dann weil er weniger zerstreuet ist. Ein Blinder, der nur etwas unterrichtet ist, und sich noch mehr zu unterrichten befleissiget, ist ein Mensch zum Nachdenken, ein Philosoph, der allezeit alleine ist,

der

*) S. den Artickel von dem männlichen Alter.

der allezeit, auch mitten in der grossen Welt, ruhig nachdenket. *)

Die vornehmsten Werkzeuge, wodurch wir die Eindrücke der Gegenstände empfangen, sind die Nerven; in den Nerven ist der Siz der Empfindlichkeit: der Nerve in den Augen ist der Sehnerve; **) er entspringet aus dem Gehirne, so wie die Nerven der übrigen Sinnen. ***) Er endiget sich in dem Mittelpuncte des Auges, der vordere Theil des Augapfels, den man mit dem Finger berühren kann, heißt die durchsichtige Hornhaut. Durch eine Oberfläche von ohngefähr sieben

*) Die Historien von einigen neuern Blinden, von dem zu Puisaux im Gatinois, vom Saounderson ꝛc. und unter den Alten vom Didymus von Alexandria, vom Eusebius Asiaticus, vom Tiresias ꝛc. beweisen, daß man in den Wissenschaften, absonderlich in der wahren Philosophie, sehr weit ohne die Hülfe des Gesichtes kommen könne. Diese Beyspiele sind in einem Brief angeführt, von dem ich bald mehr reden werde: er führet den Titel, Brief über die Blinden zum Gebrauch der Sehenden. Wenn man ihn gelesen hat, so wünschet man fast blind zu seyn, entweder wie Homer und Milton, oder wie Saounderson ꝛc.

**) Der Sehnerve hat, wie die andern, drei Haupttheile, bei diesem macht die harte Hirnhaut (dura mater,) den ersten, die ihn von aussen einschließt, die weiche Hirnhaut (pia mater,) ist die zwote Hülle, und endlich das Mark (medacia) die weichste Substanz, und auf welche eigentlich die Eindrücke der Gegenstände geschehen. Diese drei Theile, welche sich ausbreiten und das Aug formiren, haben alsdann auch verschiedene Namen.

***) Die Nerven, welche nur zur Bewegung des Körpers dienen, entspringen aus dem Rückgrad, aber die Nerven der Sinnen aus dem Gehirne, und bringen alle Eindrücke in einem Augenblick wieder dahin zurück. Die Nerven des Rückgrads haben auch durch das Mark und durch eine unempfindbare flüssige Materie eine Gemeinschaft mit dem Gehirne, aber nicht so unmittelbar. Man kann das Gehirn mit den Spinnen in einem Garten vergleichen, welche in der Mitte ihres Gewebes auch die geringste Erschütterung eines jeden Fadens empfinden.

sieben Linien in die Länge und von vieren in die Höhe nimmt das Aug ohne Verwirrung einen Abdruck von dem ganzen sichtbaren Horizont auf sieben bis acht Meilen ein, wenn keine Hinderniß im Wege stehet. Dadurch daß es erhaben und gewölbt ist, wird das Gesicht ausgebreiteter und feiner: wenn es hingegen flach und dem Kreise, worin sich das Aug selbst beweget, gleich wäre, so sähe das Thier nur die Gegenstände, die vor ihm sind, wenn es den Kopf nicht alle Augenblicke herum drehete; es würde sie auch nur ganz verwirrt sehen. *) Da aber das Aug rund und erhaben ist, so siehet es vor sich alles deutlich, und auch einen Theil zu beeden Seiten, bis auf eine gewisse Entfernung.

Iris ist der gefärbte Kreis, der sich in der Mitte der durchsichtigen Hornhaut befindet, und in dessen Mitte ein rundes Loch ist, welches man die Pupilla, den Stern im Auge nennet: die Iris formiret sich durch das Ausbreiten der inwendigen Haut am Sehnerven (pia mater.) Die Pupilla zieht sich bei hellem Tage zusamm, und bei den Strahlen des Lichtes wird sie noch enger, ausserdem würden sie die Retina zu heftig berühren, so daß wir gezwungen würden, die Augen völlig zu schliessen. Das Zusamziehen der Pupilla kann man sehr leicht, absonderlich an den Kazen, bemerken.

Die

*) In einem flachen Spiegel würden wir die Gegenstände nur verwirrt sehen, wenn wir dieselbigen nicht durch die Rundung unserer Augen auseinander sezten, ohne daß wir uns dessen bewust sind. Einen andern Beweis, daß die runde oder sphärische Form am geschicktesten ist, die Gegenstände ohne Verwirrung vorzustellen, nehmen wir daher, weil sich alle Gegenstände in einem erhaben geschliffenen Spiegel im kleinen und sehr deutlich abmahlen.

Die Retina, welche dem kleinen Schüsselchen, worin die Eicheln stecken, ähnlich ist, ist die Ausbreitung des Markes oder des innern Theils des Sehnervens. Hier mahlen sich die Gegenstände, nachdem sie durch die Pupilla und die cristallene Feuchtigkeit, welches ein durchsichtiger Körper zwischen der Pupilla und der Retina ist, ihren Weg genommen haben.

Alle diese Theile, von denen ich eben geredet habe, theilen das innere des Auges in drei Behältniße ab, *) die zwei ersten enthalten eine klare Feuchtigkeit wie Wasser, die auch deswegen die wässerige Feuchtigkeit genennet wird; hinter der wässerigen Feuchtigkeit in diesen zwei ersten Behältnißen hängt der Pupilla gegen über die cristallene Feuchtigkeit, welche in einem Kreis eingeschlossen ist, wie der Diamant in dem Kasten eines Ringes. Hinter der cristallenen Feuchtigkeit ist das lezte Behältniß, welches eine sehr helle Substanz enthält, die der Gallert ähnlich ist, und die man die gläserne Feuchtigkeit nennet. Durch diese drei Feuchtigkeiten gehen, so zu sageu, alle in einem ungeheuern Horizont zerstreuten Körper, (und zwar ein ieder nach dem Verhältniß seiner Entfernung **)

und

*) Was man eigentlich das Aug nennet, ist die Iris mit allem, was sie enthält, nemlich die Pupilla, der Cristal und die Retina. Das Weiße im Auge ist gleichsam nur ein Feld, worauf die Pupilla und der Cristal sich bewegen, gegen dessen beide Ende zur Linken und zur Rechten sich die Retina ausdehnet, und dieß ist hinlänglich, um uns von dem, was um uns geschiehet, Nachricht zu geben.

**) Die nechsten Gegenstände an unserm Auge sehen wir in ihrer natürlichen Grösse; aber die andern scheinen uns um so viel kleiner, ie weiter sie von uns entfernet sind, ausserdem würden sie mit den erstern eine Verwirrung machen.

und mahlen sich auf der Retina, welche die Bilder der Seele mittheilet.

Hier müssen wir auch anmerken, daß wir die Gegenstände verkehrt sehen, und daß uns das Gefühl allein gewöhnet, unsern Augen das Gegentheil zu zeigen, (den Beweiß davon wird man in dem Artickel vom Gefühle finden.) Diese scheinbare Lage der Dinge sezt die Kinder am meisten in Erstaunen, und machet, daß sie alle Gegenstände starr ansehen. — — Man könnte die Frage aufwerfen, warum der Urheber der Natur, dessen Weisheit vor allen in den einfachen Mitteln, die er anwendet, hervor leuchtet, die Retina nicht also eingerichtet habe, daß sich die Gegenstände in ihrer wahren Lage darauf vorstellten. Diesen Einwurf könnte man also beantworten, daß entweder das Organum des Gesichts noch mehr verwickelt hätte seyn müssen, als es würklich schon ist, oder daß der Sinn des Gefühls die Fehler des Gesichts von der Kindheit an durch das ganze Leben verbessern muste, welches leichter und einfacher ist, als die Organen eines Sinnes zu vervielfältigen, der ohnehin schon sehr zart und verwickelt ist.

Folgender Beweis von der Umkehrung der Gegenstände in dem Auge ist ausser Streit, es ist ein bekanntes und bewährtes Factum; Herr von Buffon führet es mit allen Umständen an, wenn er von dem Sinn des Gesichts redet, und fügt gute Anmerkungen hinzu, mit denen ich dieses Werk bereichern möchte.

Herr Cheselden, ein berühmter Wundarzt in London, hatte einem jungen Menschen von dreyzehn Jahren, der Blind gebohren war, den Staar gestochen, und erzehlet in den philosophischen Transactionen, N°. 402

die Umstände von dieser Cur, und absonderlich, wie oft sich der junge Mensch im Anfang durch die falschen Vorstellungen dieses neuen Sinnes betrogen habe; (ein anderer Blinder, der auch geheilet wurde, sahe die Instrumente des Wundarztes als einen Theil seiner Hände an.) Wie viel Mühe hatte er nicht, die falschen Vorstellungen nach und nach zu verbessern und in Ordnung zu bringen, aber wie glücklich war er auch nicht, da er gleichsam mit einem neuen Wesen begabt war, welches ihm das Leben angenehm machte, nachdem er das vollkommene Vermögen erlanget, die Gegenstände deutlich und in ihrer wahren Lage zu sehen.

Man findet in einem kleinen, sehr gelehrten und sehr wol geschriebenen Werke eine grosse Anzahl wichtiger Begebenheiten, was die Blindgebohrnen anbetrift; es ist 1749 erschienen und führet den Titel: Brief über die Blinden zum Gebrauch der Sehenden.

So bald sich das Bild der Körper, die um uns sind, auf der glänzenden Oberfläche unsers Auges mahlet, so nimmt auch unsere ganze Seele die verdrüßlichen oder angenehmen Eindrücke davon an. Hier ist es, wo sie sich, auch wider ihren Willen, ohne Bedeckung, ohne Schleier zeiget. Also begreift sie eines Theils in einem Augenblicke durch die Augen, was sie weder so gut durch einen Discours, den sie hörete, noch richtiger und gewisser, doch langsamer, durch eine sorgfältig angestelte Befühlung begreifen würde; und andern Theils gibt sie sich selbst auch zu erkennen, und läßt sich durch eben dieses Mittel entdecken; dabei muß sie allerdings viel gewinnen, wenn sie gut und rechtschaffen ist, denn eine Seele von dieser Art ist sehr schön! — — Ich sage, daß die Augen ein Spiegel

der

der Seele sind, und daß sie sich völlig darinnen zeiget; nichts ist in der That so beredt, so ausdrückend, und so leicht zu verstehen, als ihre Sprache. Die Augen würden alle unsere Leidenschaften, alle unsere Empfindungen sichtbar machen, wenn sie auch würklich nicht die edle und einnehmende Bewegung hätten, die sie haben, um solche auszudrucken. Ihre vornehmsten Bewegungen sind sechs, aber sie können auf tausend Arten abwechseln; dieß ist eine Bezauberung, eine magische Kunst.

Sechs Muskeln, *) wovon vier gerad und zwo schief laufen, verrichten in einem ieden Auge, die sechs Bewegungen, wovon ich geredet habe. Die vier geraden Muskeln ziehen das Aug nieder oder heben es in die Höhe, oder ziehen es auf die rechte und linke Seite, doch ohne es zu drehen; die zween schiefen hingegen ziehen das Aug nieder und drehen es zugleich, der eine gegen den grossen Winkel der Orbita, nemlich gegen die Nase, der andere gegen den kleinen Winkel, nemlich gegen die Schläfe.

Der erste von den geraden Muskeln heißt der Aufheber oder der stolze, er hebet das Aug in die Höhe, den Himmel anzusehen: der andere ist der Niederschlager oder niedrige, und ziehet das Aug nieder, daß man die Erde ansehen kann. Der dritte ziehet auswärts und heißt der Verachter, **) weil er das Aug

*) Die Muskeln sind eine von den Haupttriebfedern in der thierischen Oekonomie.

**) Ich glaube es wäre besser zu sagen, der Verachtende, weil hier nicht eigentlich vom Verachten die Rede ist, sondern nur von dem, was geschickt ist, die Verachtung auszudrucken. In einem ieden Winkel des Auges ist einer von dieser Art: wenn man

gegen den kleinen Winkel ziehet, daß man über die Schulter weg sehen kann.

Die zwen schiefen heissen Cirkel- oder Liebesmuskeln, weil sie das Aug schief und in die Rundung bewegen. Dieses sind die ordentlichen Bewegungen der Augen zweier Verliebten, wenn sie einander ansehen.

Ein schönes sich also bewegendes Aug findet leicht den Weg zum Herzen; aber diese so rührenden Blicke müssen ganz vortreflich seyn, wenn sie frei und aufrichtig sind; sie sind um so viel kostbarer und süsser. Diese Bewegung strengt die Augen sehr an, und würde sie ermüden, wenn man sie zu oft wiederholte, und dieß ist ein neuer Grund, daß man sie nicht verschwenden soll.

Man bemerket drei Arten des Gesichts, das gute oder ordentliche Gesicht, und zwei schlechte, eines, wenn man nur gut in der Nähe und fast mit geschlossenen Augen siehet, das andere, wenn man besser in die Ferne, als in der Nähe siehet; man siehet aber gemeiniglich nur schwach und verwirrt, wie es bei alten Leuten geschiehet. Dieienigen, welche gut in der Nähe sehen, werden daher Myopes und die nur gut in die Ferne sehen Presbytä genennet. Ein kurzes Gesicht nennet man Myopia und ein weites könnte man Presbytia nennen.

Andreas von Laurens, Leibarzt Heinrichs des vierten, ein gelehrter Mann, und zu der Zeit, da er lebte, ein sehr

man über die linke Schulter hinweg sieht, so wird das linke Aug gegen den kleinen Winkel und das rechte gegen die Nase oder den grossen Winkel gezogen. Das Gegentheil zeiget sich, wenn die Person, die man so betrachtet, auf der rechten Seite ist. An einem ieden Auge sind also zween Muskeln zur Verachtung.

sehr guter Schriftsteller, sagt in einem seiner Werke, da er eine Lobrede auf das Gesicht machet; „Die Au„gen sind völlig darzu eingerichtet, den Bewegungen „der Seele zu folgen, sie ändern sich in einem Au„genblick, und richten sich ganz nach den Leidenschaf„ten der Seele, so daß der Araber Blemor und Sy„renee, berühmte Aerzte, nicht ganz unrecht hatten, „wenn sie sagten, daß die Seele in den Augen woh„ne; und die gemeinen Leute glauben es noch, denn „wenn sie die Augen niederschlagen, so denken sie die „Seele auch nieder zu drücken. Du bist also verur„theilt, unverschämter Momus, *) du hast deine „Sache verlohren, komme nun und erlege der Na„tur die gebührende Strafe, daß du sie boßhafter „und falscher Weise in dem Bau des menschlichen „Körpers eines Fehlers beschuldiget hast, weil sie kein „Fenster an das Herz gemacht hat, um alle Leiden„schaften sehen zu können. Willst du noch schönere „Fenster, als die Augen sind? Siehst du nicht darin, „wie in einem Spiegel, die grösten Geheimniße der „Seele? Ließt der Verbrecher nicht in den Augen des „Richters seine Strafe oder seine Begnadigung? „Von dem Auge in das Herz, sagt Theokrit, ist ein „freier Weg, man mag sich immer verbergen, die

 „Leiden-

*) Momus war der Gott der Spötterei, er spottete über alles, und hatte öfters recht. Er fand, daß der Ochs die Hörner unter den Augen haben sollte, um desto sicherer stoßen zu können; daß die Häuser auf Rollscheiben gebauet seyn sollten, damit man sie weiter fort oder zurück schieben könnte, wenn man einen bösen Nachbarn hätte; daß der Mensch ein Fenster auf der Brust haben sollte, wodurch man sehen könnte, was darin vorgienge. Herr Richer, ein guter Fabeldichter, der zu Paris 1748 im 62sten Jahr seines Alters starb, hat diesen Stof in Verse gebracht: man findet sie in der Sammlung seiner Fabeln.

„ Leidenschaft ist so gut in dem Auge, als in dem Her„ zen.„

Von dem Gehör.

Ohngeachtet das Gehör nicht so verwunderswürdig und nicht ganz so nothwendig ist, als das Gesicht, so ist es doch wunderbar wegen der einzeln Theile der Organisation, die es hervor bringet, als auch wegen seines Nuzens. Ich sage wegen seines Nuzens, denn wie wir ohne das Gesicht keine Gemeinschaft mit der übrigen Natur haben könnten, und auch eine sehr geringe untereinander haben würden: so würde es uns ohne das Gehör eben so unmöglich seyn, eine angenehme und dauerhafte Gesellschaft zu formiren, nemlich Gedanken von andern anzunehmen, und ihnen die unsrigen mitzutheilen: oder von unsern beederseitigen Kenntnißen Nuzen zu ziehen.

Der Verlust des Gehörs ist gemeiniglich nicht so schwehr wieder herzustellen, als das Gesicht; denn durch viele Kunst und Gedult kann man endlich so glücklich seyn, mit einem Tauben zu reden und ihm Begriffe, in die Worte, die sie ausdrücken, eingekleidet, mitzutheilen; so entwickelt man auch zugleich sein Verstandsvermögen, und durch eine nothwendige Folge das Vermögen zu reden, welches er wie die andern Menschen hat.

Herr von Buffon führet über diesen Gegenstand eine merkwürdige Erfahrung an, man hat sie zu Paris 1746 gemacht. Herr Rodrigue Pereire, ein Portugiese, hat dem Hrn. d'Aze d'Etavigny, der von Geburth taub und neunzehn Jahr alt war, da er unter die Hände dieses geschickten Meisters kam, den Gebrauch der Sprache in weniger als drei Jahren gegeben.

Wenn

Wenn man einen Tauben von Geburth, welcher taub bleibt, wie Herr d'Etavigny mit vieler Mühe reden lehren muß, so beweißt folgende Erfahrung, daß der Taube, wenn er geheilet wird, bald reden lerne, daß also ein gebohrner Tauber nur stumm sey, weil er taub ist.

Herr Felibien, *) der Academie der Inschriften, macht der Academie der Wissenschaften eine sonderbare und vielleicht unerhörte Begebenheit bekannt, die sich zu Chartres zugetragen hat. „Ein iunger Mensch „von drei und zwanzig bis vier und zwanzig Jahren, „ein Sohn eines Handwerksmannes, taub und stumm „von Geburth, fieng zum grossen Erstaunen der gan„zen Stadt auf einmal an zu reden; man wuste von „ihm, daß er drei oder vier Monate vorher den Schall „der Glocken gehöret habe, und über diese neue und „unbekannte Empfindung ausserordentlich erstaunt „wäre. Darnach ist ihm aus dem linken Ohr ein „Wasser gelaufen, und er hat auf beiden Ohren voll„kommen gehöret. Drei- oder vier Monate hörte er „beständig zu, ohne das geringste zu sagen, und ge„wöhnte sich die Worte, die er hörte, ganz leise zu „wiederholen, und sich in der Aussprache und in den „mit den Worten verbundenen Begriffen zu befesti„gen; endlich glaubte er im Stande zu seyn, das „Stillschweigen brechen zu können, und fieng an zu „reden, wiewol noch sehr unvollkommen. Geschickte „Theologen befragten ihn so gleich über seinen ver„gangenen Zustand, ihre vornehmsten Fragen han„delten von Gott, von der Seele, von den moralisch

*) S. die Memoires der Academie der Wissenschaften, vom J. 1703. S. 18.

„ guten oder bösen Handlungen. Es hatte nicht das
„ Ansehen, daß seine Gedanken so weit gegangen wä-
„ ren. Ob er gleich von Catholischen Eltern gebohr-
„ ren war, und der Messe beiwohnte; ob man ihn
„ schon unterrichtet hatte, das Zeichen des Kreuzes zu
„ machen, und sich in der Stellung eines betenden
„ auf die Knie zu werfen, so hatte er doch niemals
„ einige Achtung darauf, und hatte auch keinen Be-
„ grif von dem, was andere damit verbanden. Er
„ wuste nicht deutlich, was der Tod war, *) und
„ hatte auch niemals daran gedacht; er führte nur ein
„ thierisches Leben: er war ganz mit empfindbaren
„ und gegenwärtigen Gegenständen beschäftiget, und
„ von den wenigen Begriffen, die er durch die Augen
„ bekam, stellte er nicht einmal die Vergleichung an,
„ wie er wahrscheinlich hätte thun können. Dieß
„ kam nicht daher, weil er keinen natürlichen Ver-
„ stand hatte, sondern der Verstand eines Menschen,
„ der des Umganges mit andern beraubet ist, ist so
„ wenig geübt, daß er nicht mehr denket, als wozu
„ er durch äusserliche Gegenstände unvermeidlich ge-
„ trieben wird. Die meisten Begriffe erlangen die
„ Menschen durch den gemeinschäftlichen Umgang.„

Der Siz des Gehörs ist das Ohr; der äussere Theil des Ohrs wird die Muschel genennet, der hohle Canal, der sich in der Mitte der Muschel befindet, heißt der Hörgang, und stößt an das Trommelfell, welches eine zarte und von der Seite des Hörgangs ausgehöhl-
te

*) Eine glückliche Unwissenheit, ein Geschenk der Natur, das wir unsern Kindern bis zu dem Alter lassen sollten, da die Vernunft über die eiteln Schrecken sieget. Bis zu diesem Alter sollte man sie den Tod als einen Stand der Ruhe und des Schlafs ansehen lassen.

te Membrane ist. Unmittelbar nach dieser Membrane sind vier Beinchen, die man nach ihrer Gestalt benennet. Das erste ist das Ringbein, das andere der Bügel, das dritte der Ambos, das vierte der Hammer. Der Stiel von dem Hammer stößt an den Mittelpunct des Trommelfells, und dienet, es mehr oder weniger zu spannen. Wenn diese Membrane des Trommelfells schlapp ist, so verlieren sich die schwachen Töne darauf und gehen nicht weiter. Aber wenn das Trommelfell wol gespannt ist, wie es geschiehet, wenn man aufmerksam höret, so theilet sich der geringste Schall durch eben diese Membrane der Luftmasse mit, welche hinten in einer Höhlung ist, die man die Trommel selbst nennet: diese Höhlung ist mit Luft angefüllt, und hat durch einen Canal, der die Trompete des Eustachius genennet wird, *) eine Gemeinschaft mit dem Munde.

Wenn iemand fragte, warum das Trommelfell besser gespannt ist, wenn man aufmerksam höret, als gewöhnlich, so kann man antworten, daß die Seele, was das Gehör, das Gesicht, die übrigen Sinnen und eine iede Bewegung des Leibes betrift, nur wollen darf, so bestreben sich gleich alle Nerven, Membranen, Muskeln ꝛc. ihr zu gehorchen. Ihr mechanischer Bau, ihre Bewegung, ihre Abhängigkeit untereinander erkläret sich auf diese Art, wenigstens ohngefähr; aber dergleichen Gegenstände gehören nicht für dieses Werk, ich versuche die Natur zu mahlen, und also kann ich nicht alles deutlich erklären.

*) Sie hat diesen Namen von dem berühmten Zergliederer Eustachius, der sie am ersten bemerket hat. Eine solche Benennung ist das erste Monument, das man zur Ehre eines Mannes aufrichten soll, der eine nüzliche Entdeckung gemacht hat.

An der Trommel ist ein anderer Theil des Ohrs, den man wegen seiner krummen Gänge den Labyrinth nennet; er bestehet aus dem Eingang, drei halbrunden Canälen und der Schnecke. *)

Wenn die Luft durch ein Wort oder sonst durch ein Geräusch in Bewegung gebracht wird, und das Trommelfell berühret, so wird auch die Luft in der Trommel beweget, und theilet die Bewegung der Luft in dem Labyrinthe mit, dessen Theile mit kleinen Fibern des Gehörnervens umgeben sind. Dieser bringt die Eindrücke von tönenden Körpern zur Seele, und zwar durch die zitternde Bewegung, die sie in der Luft verursachen, und nachdem diese Bewegung einen Miß- oder Wollaut hat, sanft oder rauh ist, nachdem bringt sie auch Freude oder Schmerz in die Seele. Durch die verschiedenen Verbindungen entstehen so viele Leidenschaften, so viele Bewegungen, als die Seele von dieser Seite zu fühlen fähig ist. Der Schall würkt eben so stark auf uns durch das Gehör, als das Licht durch das Gesichte. Diese zween Sinne haben auf der einen Seite Gemeinschaft mit der Seele, und auf der andern mit allem, was um uns ist, sollte es auch eine ziemliche Weite entlegen seyn. Diese Eigenschaft erhebet sie weit über den Geruch und noch mehr über den Geschmack und über das Gefühl.

Aus den Vergnügungen des Gesichts und des Gehörs kann man schliessen, daß nichts schön ist, als die Ordnung, und daß nur sie allein unser Glück machen kann. Wenn wir verwirrte und unanständige Dinge sehen, so wird unser Aug dadurch ermüdet, beleidiget;

es

*) Dieser Theil des Ohrs ist würklich einer Schneckenmuschel ähnlich.

es macht uns Verdruß: *) wir leiden auch nicht weniger, wenn harte oder mißlautende und wenig verbundene Töne unsere Ohren berühren. Und so ist es auch mit dem Geruch, mit dem Geschmack und mit der Berührung der Körper.

Aber welche Wollust ist es nicht, wenn man an dem Abhang eines Hügels auf den weichen Grase liegt, und vor sich siehet, wie die Natur alle ihre Schönheiten abwechselnd und ohne Verwirrung in einem ungeheuern Halbcirkel, wovon der Beobachter der Mittelpunct ist, ausbreitet. Von Bächen erfrischte Wiesen, Ebenen, worauf nuzbare Thiere mit Vergnügen Furchen ziehen, **) ein Wald, ein Fluß, einige bäurische Bewohnungen, Schäfer, Herden, eine arbeitsame und flüchtige Jugend, die das Feld bauet, oder ihre Geschenke einsammlet; alle diese Gegenstände bereichern diese perspectivische Aussicht. Wenn sich der Gesang der Vögel, die verliebten Töne der Sackpfeife und des Schäfergesangs ***) mit dieser reizenden Aussicht

*) Es ist eine traurige Erfahrung für einen Menschen, der auf dem Lande lebet und zuweilen nach Paris oder in eine andere grosse Stadt gehen muß; alles hat eine traurige Würkung auf ihn, es ist ein Chaos, alle Ausschweifungen, alle widersprechende Dinge vereinigen sich da miteinander; sein Herz öfnet sich nicht eher der Freude, als bis er wieder in seine ruhige und angenehme Bewohnung kömmt.

**) Mit Vergnügen, wenn sie wol gefüttert und gehalten werden, denn ohne dieß arbeiten sie wenig und mit Verdruß.

***) Diese Pfeifen und Gesänge kommen freilich den Gesängen der glücklichen Schäfer in den Thessalischen Tempe nicht gleich; sie werden ihnen auch nicht eher gleichen, bis der Luxus und andere Laster, die in den Städten herrschen, dem Glücke der Schäfer nicht mehr zu wider seyn werden; aber ihre Gesänge sind auch, wie sie heut zu Tage sind, noch angenehm.

sicht vereinigen, so wird iedermann eingestehen, daß kein Glück dem seinigen gleich sey.

Wie können denn aber drei Viertheil der Menschen unempfindlich gegen so viele Reize seyn? Weil sie entweder dumm, oder lasterhaft, oder durch brausende und städtische Vergnügen verderbt worden sind. Die Quelle der wahren sinnlichen Vergnügen hat die Natur auf das Land gelegt, nur da kann man sie trefen, aber man kann sie auch da nicht anderst geniessen, als wenn man eine reine und himmlische Seele mitbringet, die mit allen nüzlichen Tugenden, wie die Producte der Erde, und mit sanften Leidenschaften, wie die Zephyre, gezieret ist.

Von dem Geruche.

Der Geruch kann nicht so wol als ein besonderer Sinn betrachtet werden, sondern vielmehr als ein Theil oder Zusaz zu dem Geschmack. Der Geruch ist einigermassen der Geschmack der Gerüche und der Vorschmack von Speiß und Trank. Aber eben deswegen ist er auch feiner und zarter, als der Sinn des Geschmacks, der selbst eine Art vom Gefühl ist.

Es ist zu vermuthen, sagt der Verfasser der Chymie des Geschmacks, *) daß unter allen Sinnen eine harmonische Progression sey. „Wir haben bemerkt, „ daß der Schall in einer mehr oder weniger zitternden Bewegung der Luft bestehe; daß der Geschmack „ in einer mehr oder weniger starken Bewegung der „vesten

*) Abhandlung über den Sinn des Geruchs und über die Gerüche.

„ vesten Salze bestehe. *) Könnten wir nicht auch
„ behaupten, daß der Geruch eine mehr oder weniger
„ starke Bewegung der fliegenden Salze und des
„ Schwefels sey, daß also die Gerüche ihre harmoni-
„ sche Töne haben müssen, wie der Schall, der Ge-
„ schmack, die Farben. Von dieser Analogie über-
„ zeugt, getrauete ich mir die Gründe einer Geruch-
„ musik festzusezen, wie ich den Grund zu einer Ge-
„ schmackmusik entworfen habe. Wenn ich aber meinen
„ Entwurf genauer untersuche, so finde ich mich in ei-
„ ner Verlegenheit, aus welcher ich mich nicht heraus
„ wickeln kann, nicht deswegen weil man statt der
„ Töne, die in das Unendliche abwechseln, keine Har-
„ monie der Gerüche festsezen könnte; sondern weil
„ ich, entweder aus einer Armuth der Sprachen, oder
„ aus einer Nachlässigkeit der Physiologen, nicht mehr
„ als zween Ausdrücke gefunden habe, welche zween
„ Töne, oder zween ursprüngliche Gerüche anzeigen,
„ den lieblichen und den stinkenden. Die übrigen sind
„ nur besondere Benennungen, oder vielmehr Namen,
„ die von den riechenden Körpern hergeleitet sind, als
„ der Geruch der Pomeranzenblüthe, der Geruch der
„ Rose, der Geruch des Schasmins ꝛc. und dieß ist
„ eben so unzulänglich die ursprünglichen Gerüche ge-
„ nau zu bestimmen, als wenn ich sagte, der Ton ei-
„ ner Orgel, eines Violons, einer Flöte, um die
„ Haupt-

*) Man könte auch sagen, die Verschiedenheit der Farben wäre das Resultat von den mehr oder weniger starken Bewegungen der hellen Strahlen, denn man kann bei ihnen eine Bewegung oder eine Art des Fortstossens annehmen; und ich bin erstaunt, daß der Verfasser dieser Schrift nichts davon saget. Ich vermuthe, er war ein wenig böse auf den P. Castel, der ihm in dieser Entdeckung zuvor gekommen ist, und er will sich vielleicht durch ein beleidigendes Stillschweigen rächen.

„ Haupttöne genau anzugeben, oder wenn ich sagte,
„ die Farbe des Holzes, des Scharlachtuchs, des
„ Schiefersteins rc. um die Grundfarben zu bezeich-
„ nen; oder endlich, der Geschmack des Pfeffers, des
„ Zuckers, des Weins, um die ursprünglichen Arten
„ vom Geschmack anzuzeigen.„

Die Schleimhaut, *) welche inwendig in der Nase ausgespannt ist, empfängt die Gerüche, denn in dieser Membrane vertheilt sich der Geruchnerve. Die Thiere haben einen vollkommenern Geruch, nachdem die Nasenlöcher weiter oder länger sind, uvd also eine grössere solche ausgespannte Membrane haben.

Die Menschen sollten also keinen so guten Geruch haben, als die Thiere, weil ihre Schleimhaut kleiner ist, aber sie ist von einem feinern Gewebe, und dieß ist die Ursache, daß kein Thier eine so gute und feine Nase hat, als der Mensch. **) — — Man wird mir einwenden, daß ein iedes Thier eine bessere Nase habe, als der Mensch. Ich rede aber auch nur von dem natürlichen Menschen, von dem, der seine gute Maschine noch nicht verderbt hat. Wir wollen aufhören, wenn wir

*) Sie wird Schleimhaut genennet, weil sie den Roz, eine weisse und kalte Feuchtigkeit, die von dem Gehirn herab kömmt, aufnimmt, welcher nach und nach durch die kleinen Oefnungen dieser Membrane durchdringt.

**) Dieienigen muß man ausnehmen, die fast kein anders Mittel, als den Geruch haben, um die Feinde, welche sie angreifen, oder gegen welche sie sich vertheidigen sollen, zu entdecken; deswegen haben sie auch ein sehr feines und schnelles Gefühl in diesem Organum. Sie haben eine viel grössere Schleimhaut, als wir, und auch, gegen den übrigen Körper gerechnet, eine grössere Nase. Ein Beispiel sind die Hunde, die eine lange und durchaus cylindrische Nase haben, da die unsrige eng ist und in die Höhe immer spiziger wird.

wir Muth genug haben, ein weichliches Leben zu führen, und uns in Alkoven, hinter den Fürhängen und unter gar zu warmen Decken zu ersticken. Wir wollen nicht mehr Städte bewohnen, wo die Färber, die Schmidte, die Gerber, die Wasserableitungen, die heimlichen Gemächer rc. durch ihre starken und scharfen Gerüche die Schleimhaut verderben. Wir wollen auch dieser Membrane den Zufluß von Feuchtigkeit benehmen, die sie stumpf machet, wenn wir uns durch gar zu viele gemachte Wärme, das ist, entweder durch Müzen, *) oder wenn man den Kopf und die Füsse zu nahe ans Feuer hält, Schnuppen und Flüsse zuziehen. Wir wollen endlich keine köstlich zubereiteten oder gar zu warmen Speisen mehr essen, wovon der Dunst die kostbare Membrane verwelken machet, womit wir die Gerüche anziehen. Wenn wir diese weise Vorsicht gebrauchen, die ich hier anzeige, so werden unsere Kinder, oder wenigstens unsere Enkel den Geruch und die übrigen Sinnen wieder so vollkommen haben, als sie die Natur unsern Vätern gegeben hatte. Was für ein Irrthum hat uns seit so vielen Generationen gehindert, daß wir unser Verderben nicht einsahen, und Mittel dagegen suchten? Wir haben beinahe alle unsere Sinne **) so behandelt, wie ein Narr, der seine Augen

*) Man kann Tag und Nacht zu einer ieden Jahrszeit eine leinene Müze tragen; aber Müzen von Segovischer Wolle, gefütterte Müzen, gehören nur für alte Leute, bei denen fast alle Wärme verloschen ist.

**) Ich sage bei nahe alle, denn das Gefühl muß man wenigstens ausnehmen, welches unsere Weichlichkeit feiner und empfindlicher macht. Aber vielleicht auch zu sehr; denn wir verfeinern diesen Sinn auf Kosten der übrigen, und vielleicht auf Kosten des ganzen Körpers, der dadurch geschwächt wird, und das ist weder gut, noch nüzlich.

gen mit vielen Tüchern bedeckte, der sich Ohren und Nasen verstopfte, der seinen Mund öfters mit Weingeist ausspühlte, um ihn rauh zu machen, um die nervichten Papillen des Gaumens und der Zunge zu verhärten, (welches ihn gegen alle Arten von Geschmack, unempfindlich machen würde) und der sich über alle diese schöne Erfindungen selbst Beifall zujauchzte.

Wir haben weder den Geruch, noch die übrigen Sinnen so fein, als wir sie haben könnten. Es ist kaum glaublich, was uns einige Reisende hierüber einmüthig sagen. Einige Inseln in dem mittägigen America, welche die Antillischen genennt werden, „sind „ von Negern bewohnt, welche den Menschen, wie „ die Hunde auf der Spuhr nachfolgen, und mit der „ Nase die Fußstapfen eines Negers und eines Euro„ päers voneinander unterscheiden. Nach dem Berich„ te des Ritters Digbi, *) hatte ein Junge, den sei„ ne Eltern in einem Wald erzogen hatten, wohin sie „ wegen eines wüthenden Kriegs geflüchtet waren, „ und wo sie nur von Kräutern lebten, einen so fei„ nen Geruch, daß er durch diesen Sinn, die An„ näherung der Feinde entdeckte, und seinen Eltern „ davon Nachricht gab. Nachgehends änderte er „ seine Lebensart, und verlohr nach und nach diesen „ feinen Geruch. Doch behielt er noch vieles davon „ übrig, denn als Eheman könnte er seine Frau gar „ wol durch den Geruch von einer andern unterschei„ den, er konnte sie auch so gar durch die Spuhr fin„ den.„ (Diese ganze Erzehlung lautet wunderbar; man kann, wie ich glaube, etwas davon wegnehmen.)

Man

*) Kenelm Digbi war ein Englischer Edelmann, ein Freund des Descartes, und starb zu London, 1669.

Man darf sich aber wol keinen so feinen Geruch wünschen, wenn man sich einer Person nähert, die einen unreinen Mund hat, oder sonst stark ausdünstet. Aber den feinen Geruch erlanget man durch eine natürliche, gesunde und reinliche Lebensart, wenn also diese Art zu leben allgemeiner würde, so hätte man keinen übelriechenden Schweis und keinen stinkenden Mund mehr; wenn nun ein ieder einen feinen Geruch hätte, so dörfte er auch bei andern Personen keinen übeln Geruch fürchten: denn eben die Ursache, welche einen feinen Geruch hervor brächte, die verhinderte den stinkenden Schweis und andere üble Gerüche. Jedermann würde also einen feinen Geruch haben, weil iedermann gesund lebte, und folglich hätte niemand die Uebel an sich, wovon ich geredet habe.

Starke Gerüche machen die Empfindbarkeit der Schleimhaut stumpf, und sind eine Art von Keilen, welche diese Membrane zerreissen, da sie die schwachen Gerüche von kleinen Theilchen nur ganz gelinde berühren.

Man genießt eine grosse Wollust, und man genießt sie ohne Gefahr, wenn man im Vorbeigehen die Ausdünstungen, womit die Atmosphäre eines Blumenbeets angefüllt ist, einhauchet. Aber den Geruch von gewissen Blumen gar zu nahe und zu lange an sich ziehen, daß der Geruch den Kopf einnimmt, wie z. E. die Lilien, die Tuberosen ꝛc. das heißt sich den Gefahren aussezen, die aus einem unmässigen Genuß entstehen. Herr Lemery erzehlet, daß zwei Personen fünf oder sechs Stunden in einem sehr warmen Zimmer zugebracht haben, wo viele getrocknete Rosen waren, und sie bekamen eine heftige Diarrhöe, welche mit einem

starken Hauptfluß begleitet war, den die flüchtigen Rosentheilchen in dem Gehirne verursachten. (Medicinische Anecd. §. CXXVI.)

Viele Leute verschwenden ihr Vermögen mit Marmor, Porphyr, Spiegeln und Tapeten, *) einen Saal damit zu zieren. In den Städten mag es hingehen, wo alle Uebel nothwendig zu seyn scheinen. Aber wenn du ein geräumiges Haus auf dem Lande besizest, das eine schöne Aussicht hat, so ziere im Sommer einen Saal mit artigen Statuen von Gyps. Zur bessern Abwechslung des Auges, lasse die Wände und Decke blau mahlen. Seze zwischen die Statuen Pomeranzenbäume, Nelkenstöcke und Blumenkränze. **) Halte diesen Saal rein und frisch, seze keine andere Stühle hinein, als artige Bänken. Führe öfters die Musen, aber mit wenigem Geräusche, hinein, (absonderlich die Musik und den Tanz,) die Liebe wird ihnen bald folgen, und du wirst auf diese so leichte Art ein unaussprechliches Vergnügen geniessen.

Von dem Geschmack.

Das Gesicht und Gehör sind, ich wiederhole es noch einmal, die zartesten und empfindbarsten Sinne, und wenn ich so sagen darf, am nechsten bei der Seele. Der Geruch, der Geschmack und das Gefühl sind etwas

*) Man liebet die Tapeten, welche Landschaften vorstellen, und es ist in der That das schönste, was sie vorstellen können; was ich oben vorschlage, würde weniger kosten und in aller Betrachtung besser seyn, nemlich an statt des Abdrucks das Original.

**) Alles dieß muß man nur selten thun, an solchen Tagen, da man sich ein lebhafters Vergnügen verschaffen will, als gewöhnlich, denn die übrige Zeit muß man die Bäumchen und die Blumen in ihrem wahren Elemente, in der freyen Luft, lassen.

etwas weiter von ihr entfernt, daher kömmt es, daß ihre Vergnügen nicht so lebhaft, wie bei den übrigen Sinnen, aber ruhiger und nachdrücklicher sind.

Eine schöne Seele, eine Seele, welche, von der Welt entfernt, einfache und gemeine Tugenden *) ausübet, macht von allen ihren Sinnen einen mässigen Gebrauch, sie ziehet diese, welche ihr lebhaftere und reinere Vergnügen gewähren, den übrigen vor, aber sie hält es auch nicht für unwürdig, die übrigen anzuwenden, und zwar vollkommen anzuwenden. Sie überläßt sich mit einer gemässigten Hize den Reizungen des Gesichts und Gehörs, aber sie kennet das wahre Glück zu gut, daß sie nicht auch von dem Geruch, Geschmack und Gefühl Gebrauch machen sollte.

Die Zunge ist das Organum des Geschmacks: ihre Empfindbarkeit hat ihren Siz in den nervichten Warzen, oder kleinen Verwicklungen der Nerven, die sich auf der ganzen Oberfläche und hauptsächlich an der Spize befinden. Die kleinen Erhöhungen an der Zunge entstehen von der Zertheilung des Geschmacknervens. Es sind auch solche Erhöhungen an dem Gaumen, der die Vergnügen des Geschmacks mit der Zunge theilet.

„Dieser Sinn, sagt Herr Lecat, ist nur eine
„ Art des Gefühls, und kein Gegenstand der dichten
„ Körper, sondern nur der Säfte oder der Feuchtig-
„ keiten, die in diesen Körpern stecken, oder herausge-
„ zogen worden sind.„

*) Diese Tugenden allein machen unser wahres Glück, und bei niemand verhaßt. Wir suchen sie für uns allein zu erwerben, und sie beleidigen die Eigenliebe derer nicht, welche uns kennen, denn sie sehen, daß sie nicht über ihr eigenes Vermögen sind.

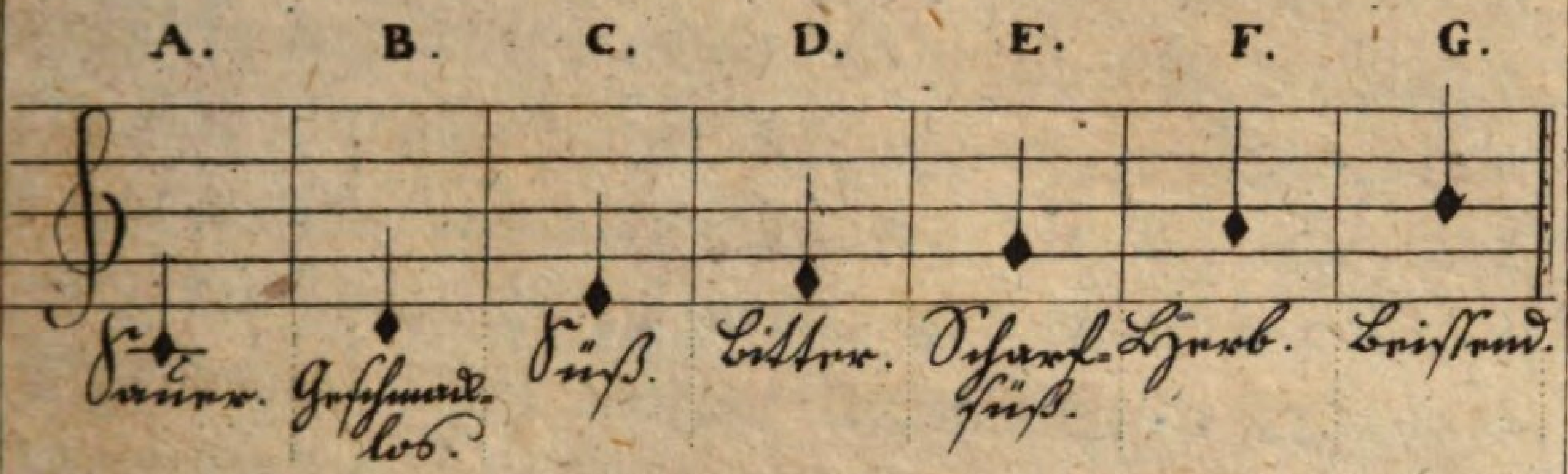
Es ist eine Kunst, daß man sie auf eine angenehme Art zu vereinigen weiß, und eben dieselbige Harmonie, welche die ganze Welt regieret, muß auch in dieser Kunst, wie in allen übrigen herrschen.

„ Die verschiedenen Gattungen des Geschmacks „ bestehen in einer mehr oder weniger starken Bewe„gung der Salze, die auf den Sinn des Geschmacks „ würken, so wie die Töne in einer mehr oder weniger „ starken Bewegung der Luft, die auf das Gehör wür„ket, bestehen. (Eben dieß kann man auch von den „ Theilchen sagen, die auf den Geruch würken.) Es „ ist sehr wahrscheinlich, daß die Gattungen des Ge„schmacks ihre allgemeine und Haupttöne haben, ihre „ Terz ꝛc. maior und minor, daß sie tief und hoch ge„hen, wie die klingenden Körper, um verschiedene „ Empfindungen in der Seele zu erregen. Sieben „ vollkommene Töne sind der Grund der klingenden „ Musik, und eine gleiche Anzahl von ursprünglichen „ Arten des Geschmacks machen den Grund der Ge„schmackmusik aus, und ihre harmonische Zusammen„sezung geschiehet auf eben diese Weise. „

„ In der klingenden Musik machen die Terzen, „ Quinten und Octaven die schönsten Consonanzen „ aus, und so ist es auch vollkommen bei der Ge„schmackmusik. Vermische eine scharfe Säure mit „ einer etwas süssen, so kömmt es mit A - - E - - „ ut - - sol - - 1 - - 5 - - überein, z. B. die „ Citrone mit Zucker, und man hat eine einfache aber „ schöne Consonanz in der Quint maior: vermische „ sauer mit süß, z. E. den Saft von einer sauern Po„meranze mit Honig, du wirst einen ziemlich ange„nehmen Geschmack haben, der A - - C - - ut - - „ mi - - 1 - - 3 - - der Terz maior analogisch ist.

„ Ver-

Die musicalische Eintheilung des Geschmacks.



„ Vermische eine scharfe Säure mit einer beissenden, „ die Consonanz wird nicht mehr so angenehm seyn; „ es ist aber auch nur eine Terz minor: erhöhe oder „ erniedrige den einen oder den andern Geschmack um „ einen halben Ton, so kömmt ein Semitonium in „ B mol heraus, und man wird eine grosse Verän„ derung finden.„ (Chymie des Geschmacks und Geruchs.)

Diese verschiedenen Vermischungen mögen noch so sorgfältig angestellt werden, so werden sie die Natur allezeit sehr unvollkommen nachahmen. Sie allein weiß den verschiedenen Geschmack, die Gerüche, die Farben, die Töne, die Figuren, und mit einem Wort alle Eigenschaften der Körper ineinander zu schmelzen und zu verbinden. Die Harmonie, eine nothwendige Würkung der ewigen Weisheit und Ordnung, hat der ganzen Masse aller Wesen den ersten Stoß gegeben, der sich beständig fortpflanzet, verlängert, und einigermassen mehr ausbreitet, so wol in dem All, welches wir das ganze Weltgebäude nennen, als auch in dem geringsten Wesen, das darin enthalten ist. Der Mensch bildet sich öfters ein, in der Kunst des Ebenmaases und der Harmonie der Nachahmer der Natur zu seyn: er gleichet einem Kinde, dessen Mutter seine noch ungewissen Schritte leitet, und welches glaubet, seine Mutter zu führen.

Die Vergnügen des Geschmacks sind essen und trinken, Vergnügen, welche unmässige Menschen in ein Gift des Leibes und der Seele verwandeln; Vergnügen, welche sich die Geizigen, die Ehrbegierigen

und die Lasterhaften versagen, *) welche rechtschaffene Leute allein wahrhaftig geniessen können; so wie die ganze übrige Natur. Sie sind für die Alten ein angenehmes Bedürfniß, und eine Schadloshaltung wegen der übrigen Vergnügen, die ihnen nun nicht mehr so reizend scheinen.

Aber die Vergnügen bei Tische, ob sie schon sehr natürlich und also sehr wol erlaubt sind, können auch auf eine andere Art, als durch Saufen und Schlemmen tadelnswürdig, ia so gar schändlich werden; sie werden es hauptsächlich, wenn man sich dieselbigen mit grossen Kosten zu verschaffen suchet, wenn man solche Gerüchte, die nur wegen ihrer Seltenheit kostbar sind, den gemeinen und bessern vorziehet; wenn man sich aus den Malzeiten ein ordentliches Geschäfte machet, wenn man viele Zeit bei Tische verdirbt, **) und wenn man zu viel isset und trinket, welches schwehr zu vermeiden ist, wenn man lange sizen bleibet.

Statt dieser mit so vielem Gepränge und Weitläuffigkeiten verknüpften Malzeiten, die der Gesundheit schädlich sind, wollen wir Mittags und Abends ohne viele Zurüstungen in einem ländlichen Saal speisen, wo sich täglich zweimal eine etwas zahlreiche und allezeit eben dieselbige Gesellschaft versammlet: (ausser einigen

*) Unsere Geheimniße entwischen uns leicht bei der Freude eines grossen Gastmals, deswegen sind die Ehrgeizigen bei nahe allezeit nüchtern und die Lasterhaften sind es noch mehr. Was die Geizigen betrift, so sind sie es wenigstens zu Hause.

**) Die Sünde, über eine Stunde bei Tische zu seyn, sollte derienigen gleich geschäzet werden, wenn man alle Tage zwei oder drei Stunden vergehen lässet, ohne sich mit etwas Nüzlichem zu beschäftigen; diese lezte Sünde ist grösser, als man insgemein glaubet.

einigen angenehmen Gästen, die sich unangemeldet einfinden,) hier belebt eine süsse Munterkeit die Gesellschaft, da isset man mit Vergnügen einfache Speisen, die man fast alle aus dem Garten, oder aus dem Hühnerhofe genommen hat, (Dapes inemtas.) Hier vertragen sich der Gott des Weins und der Liebe miteinander, und bemächtigen sich aller Herzen; hier redet man nicht von Geschäften, nicht von dem, was in der Stadt, oder bei Hofe vorgehet, man unterhält sich mit nüzlichen und angenehmen Sachen, man fragt einander nicht, wie Horaz sagt, ob dieser oder iener Schauspieler seine Rolle gut oder schlecht gespielt hat, sondern ob man durch Reichthum oder Tugend glücklich ist; oder man läßt sich vielmehr gar in keine solche Untersuchung ein, da es schon durch die Lebensart dieser Gesellschaft erwiesen ist, daß die Tugend allein glücklich mache. — — Die Malzeit endiget sich durch reizende Gesänge, wo Weisheit und Wollust miteinander verbunden sind, Gesänge, die unsern Arietten weit vorzuziehen sind, welche ausser dem Theater fast alle geschmacklos, frostig und lächerlich sind.

Von dem Gefühle.

Wenn unser Körper nicht ein Gewebe von Nerven wäre, die in allen unsern Muskeln zerstreuet sind, die sie regieren und machen, daß sie die Befehle der Seele vollziehen; wenn sich diese Nerven nicht in unzehliche Aeste vertheilten, welche durch alle Fasern des Fleisches gehen, und so gar bis in die Oefnungen der Haut; so würden wir nichts empfinden. Oder wenn sie sich nur bis in unsere Hände erstreckten, so würden wir nur fühlen, was unter den Händen ist, und man

könnte uns an den übrigen Theilen des Körpers schlagen, verwunden, ohne daß wir es fühlten. Aber die göttliche Güte hat uns so gut, so wunderbar organisirt, daß der geringste Theil unsers Körpers empfindlich ist, und daß uns also ein ieder von dem, was sich uns nähert, Nachricht geben kann.

Man kann also sagen, daß das Gefühl ein allgemeiner Sinn sey; aber es ist nur in den Händen und in den Fingern vollkommen, nur durch diese versichern wir uns von der Gestalt und andern Eigenschaften der Körper, welche übrigens nur einen ungewissen Eindruck vom Warmen und Kalten, vom Gelinden und Rauhen rc. auf uns machen. Man lasse sich z. B. einen Stein auf die Brust, auf den Arm, oder sonst wohin, ausser den Händen, legen, man wird weder seine Figur noch seine Gattung wissen, und ihn vielleicht für ein Stück hartes Holz, oder für ein Stück Metal halten. Wenn man es aber sehen kann, so helfen die Augen in diesem Falle dem Gefühl, wenn sie anderst nicht selbst durch eine falsche Farbe, oder sonst durch Kunstgriffe betrogen werden.

Der Geruch und Geschmack sind, wie ich schon gesagt habe, das erste eigentliche Gefühl, wir fühlen dadurch die verschiedenen Gattungen des Geruchs und Geschmacks. Das Gesicht und Gehör gehet noch weiter, das eine nimmt die Töne ein, das andere die Figuren, die Farben und so zu sagen die Distanzen. Ein ieder Sinn zahlet der Seele Tribut; sie sezt die Gegenstände, wenn sie einmal in ihrer freien Gewalt sind, zusammen und bringt sie in Ordnung, nachdem es ihr gefällt oder nüzlich ist; von einigen macht sie Gebrauch, andere verwirft sie, und das Gefühl allein

kann ihr dieses wichtige Geschäft erleichtern. Wenn du eine angenehme Sache siehest, wenn du angenehme Töne hörest, und an den Ort gehen willst, wo dich diese Reizungen hinziehen, kannst du sie anderst als durch das Gehen, durch die Veränderung des Orts, (welches auch eine Handlung des Gefühls ist *) erreichen? Wenn du wissen willst, ob deine Augen recht gesehen, oder deine übrigen Sinnen recht empfunden haben, muß dir nicht auch das Gefühl diesen guten Dienst leisten? Wenn du mit einem Instrument einen Schall hervorbringen willst, so kann es allein durch das Gefühl geschehen. Mann kann keine Luft in ein Instrument blasen, oder pfeifen, oder singen, ohne in der Kehle und in allen Werkzeugen der Stimme eine zitternde Bewegung zu machen, welches eine Art des Gefühls ist. Die Luftseule zwischen dem Ohre, das da höret, und einem mehr oder weniger entfernten klingenden Körper, ist gleichsam eine gespannte Saite zwischen dem tönenden Körper und dem Ohre, daß man sich also vorstellen kann, wie der Schall den Gehörnerven berühret; daher sind die richtigen Ausdrücke entstanden. — — Ein Schall stößt an meine Ohren;

*) Man könnte mit gutem Grunde einen Unterschied zwischen dem activen und passiven Gefühle machen. Wann man ein Obiect siehet, oder einen Schall höret, und man bleibet auf seiner Stelle, ohne die Luft, von der man umgeben ist, zu bewegen, so wird man mehr berührt, als man die Sache selbst berührt, und dieses ist das passive Gefühl. Aber wenn man eine Bewegung macht, auf das gesehene oder gehörte Obiect zugehet, mit einem Worte, den Ort verändert, welches nicht geschehen kann, ohne die Luft um sich zu zertheilen, und die Erde zu berühren, entweder unmittelbar, durch das Gehen, oder mittelbar, durch das Fahren; so ist dieß das active Gefühl. Ein anders weit vorzüglichers Gefühl ist, wenn man die Sache in der Nähe empfindet, und sie absonderlich mit den Händen befühlet.

ren; diese Stimme ist mir auffallend ꝛc. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es auch mit dem Gesichte, wenn das Aug einen oder mehrere Gegenstände entdecket, so ist zwischen ihm und einem ieden Obiecte eine Reihe Lichttheilchen, welche den Zwischenraum ausfüllen, und man kann sie auf einer Seite als eine Verlängerung des Sehnervens und auf der andern als eine Verlängerung des entdeckten Körpers ansehen, wodurch sie einander berühren.

Also ist ein ieder von unsern Sinnen ein mehr oder weniger ausgebreitetes, ein mehr oder weniger abwechslendes und verfeinertes Gefühl: also lassen sich alle unsere Sinnen einigermassen auf einen einzigen bringen. — — Man kann auch beweisen, daß alle Wesen (ausgenommen die Minerale, welche eine todte Materie sind und erst eine Form bekommen müssen) daß alle Wesen, sage ich, auf eines gebracht werden können, wovon der Grundstof immer eben derselbe ist und dessen Modificationen in das Unendliche abwechseln. Man kann endlich auch beweisen, daß alle Verbindungen, und der ewige Gang des Weltgebäudes die Würkung einer einzigen Ursache, nemlich der Bewegung sind. Diese beständig würksame Ursache, die sich unaufhörlich fortpflanzet, um der Ordnung Gottes zu gehorchen, dieser allmächtigen und unwiderstehlichen Ordnung, die allen Wesen zusamm den ersten und einzigen nothwendigen Stpß gegeben hat, um sie in ihren geringsten organisirten *) Theilen ohne Aufhören zu bewegen.

Wenn

*) Ich sage organisirt, denn die todte Materie hat keine Bewegung, und kann auch keine von sich selbst haben, bis sie eine Form und Organen bekömmt. Die einzige Bewegung, deren sie

Wenn einer in dieser hohen Simplicität der Masse aller Wesen, und in diesem unermeßlichen Reichthum seiner einzeln Theile kein höchstes Wesen erkennete, wenn er es nicht anbetete, wenn er sich nicht gegen dasselbige für nichts achtete, so müste man ihn als ein Ungeheuer betrachten, das man nicht genug bestrafen könnte, oder vielmehr als einen wahnwizigen, als einen rasenden, den man beklagen und von der Gesellschaft entfernen muß.

Daraus, daß die übrigen Sinne gleichsam nur sehr feine Gefühle sind die nur die flüchtigen und unfühlbaren Theile einnehmen, folget, daß unser wahres Glück, welches die andern Sinne angefangen haben, durch das Gefühl erst vollendet werde; es folget daraus, daß sie in verschiedene Gegenden des Hauptes vertheilet seyn müssen, als den obersten Theil des Körpers und den Palast der Seele; und daß die reizende Macht des Gefühls nicht nur in dem ganzen Kopf und auch so gar in den Haaren, sondern auch in dem ganzen Körper ihren Siz haben müsse.

Dieser

sie als eine todte Materie fähig ist, ist eine passive oder zufällige Bewegung, es sey nun durch den Stoß eines andern Körpers, oder durch die Beraubung einer Stüze. Von beeden Fällen wollen wir ein Beispiel geben: ein Stein, der an dem Abhang eines Berges liegt, fällt herab, weil der Regen, die Luft 2c. die Erde, worauf er stand, untergraben haben, und das ist die Beraubung seiner Stüze: dieser Stein stößt in seinem Falle auf einen andern, und theilt demselbigen in dem Stande seiner Trägheit etwas von seiner Bewegung mit, die er verlieret; dieser wird so weit fortgestossen, als in Ansehung der Bewegung, die er empfangen hat, möglich ist; darnach fällt er wieder in den Stand seiner Trägheit, und das ist die Bewegung durch den Stoß.

Dieser so geringe als kostbare *) Sinn muste also einen gewissen Siz haben, sonst würde er nur ein ungewisser und unvollkommener Sinn seyn. Dieser Siz sind die Hände und die Finger. Diese Maschinen haben sehr wenig äusserliche Zierde, und sind durch ihre innerlichen Triebfedern sehr wenig verwickelt, aber ihre Verrichtungen sind so genau, so wunderbar, so abwechselnd, daß wir nur nach ihnen die Stuffen unsers Wesens abmessen können: denn durch sie erlangen wir die meisten erhabenen Eigenschaften, die uns so sehr über die andern Thiere erheben.

Die Hülfe der Hände ist so nothwendig zu der Vermehrung und Ausbreitung unserer Kenntniße, daß wir viele neue Kenntniße erlangen würden, wenn wir, an statt zehn, zwanzig Finger hätten, die zugleich ohne Verwirrung handeln könnten, (welches aber sehr schwehr seyn würde.) Denn auf diese Weise könnten wir in einem Obiecte, das wir berührten, mehrere Verhältniße auf einmal begreifen, und bei verschiedenen Sachen, z. E. in der Instrumentalmusik, mehrere Verbindung zugleich machen.

„Die Geschicklichkeit der Hände, sagt Andreas „du Laurens, dienet dem Menschen mehr als die „Stärke der Zähne, die Nägel und andere Waffen, „die den Thieren zur Vertheidigung gegeben sind: „denn

*) Die Natur verbirgt ihre Wunder gerne in wenig glänzende Schleier, und damit gibt sie uns eine Lehre der Klugheit: sie will, daß wir uns nicht durch den äusserlichen Schein betrügen lassen sollen. Das Gefühl hat keine eigene und von tausend kleinen Triebfedern zusammgesezte Organisation, wie das Gesicht und das Gehör. Es ist in seiner Simplicität wunderbarer, als die übrigen Sinnen in ihrer Feinheit und in ihrem mechanischen Bau.

„ denn alles, was diese Welt in sich begreift, ist sein
„ durch die Geschicklichkeit seiner Hände. Als Anaxa-
„ goras dieses sahe und bemerkte, mit welcher Weis-
„ heit und Kunst die Natur diesen Theil gebauet habe,
„ so sagte er: es wäre unmöglich ein Organum aus-
„ zudenken, das alle Sachen, wie die auch beschaffen
„ seyn mögen, so verrichten könnte, und das mit so
„ vielem Fleiß zusammen gesezt wäre; er trug auch
„ kein Bedenken, wie uns Plutarch berichtet, zu sa-
„ gen, daß der Mensch das weiseste unter den Thieren
„ wäre, weil er Hände hätte.„

Wenn wir noch besser wissen wollen, welches die grossen und nüzlichen Würkungen des Gefühls seyen, so wollen wir es nicht in den leeren Abhandlungen der Beredsamkeit zu lernen suchen, wir wollen den ganzen Weltbau darum befragen; den Himmel, welchen die Hände mit Hülfe des Linials und des Zirkels, welche sie gemacht haben, ausmessen können; die Erde, welche sie gebauet, ausgeschmücket und zu einem Aufenthalt der Freude und des Glücks gemacht haben; die Künste, welche ihnen ihren Ursprung und ihre Vollkommenheit zu danken haben; vor allen aber wollen wir die Liebe fragen, wie angenehm und reizend dieser Sinn sey, der unsere Vergnügen vollkommen macht, und sie uns alle zugleich geniessen lässet. Herr von Buffon hat die physische Liebe, wovon das Gefühl ein Vehiculum ist, nach seinem gewöhnlich starken Ausdruck den sechsten Sinn genennet.

Von

Von der thierischen Oeconomie.

Wenn ein Künstler dem Scheine nach eine sehr einfache Maschine machte, die alle Vortheile vieler andern, vermöge der innern Triebfedern in sich vereinigte, so würde man diesen Künstler mit Recht für einen Menschen von Genie halten, denn er hätte die Natur nachgeahmet, welche mit einem Guß und nach einem sehr einfachen Model die Thiere und selbst die Pflanzen formiret, und sie so organisirt hat, daß die einen wachsen, sich durch die Vermischung vervielfältigen und ihre Bewegungen in das unendliche abwechseln können, und daß die andern, die keine Bewegung und keine eigentliche Vermischung nöthig haben, wachsen, sich ausbreiten, und wie die übrigen Thiere von dem Ueberfluß ihrer organischen Theilchen, von einem Saamen, der in den Schoos der Erde fället, *) wo er durch die Wärme der Sonne befruchtet wird, fortpflanzen können.

Wenn die Pflanzen und die Thiere, und absonderlich die leztern nichts wunderbares, als ihren, so wol äussern als innern mechanischen Bau hätten, so könnte man diesen Mechanismus bis auf einen gewissen Punct, so wunderbar er ist, einer Art von Ohngefähr, einem ohngefähren Zusammenfluß blinder und nothwendiger Ursachen zuschreiben. Aber die Gabe sich fortzupflanzen, die allen Thieren gegeben ist, die Gabe zu urtheilen,

*) Der Saame der Vegetabilien durfte nicht aus den Schalen oder Behältnißen fallen, damit er den Eindrücken der Luft und andern Zufällen widerstehen könnte; er muste so lange darinnen bleiben, bis der Embrio einer neuen und wolgezeichneten Pflanze, die bereit ist, sich zu entwickeln, mit einer andern festen Hülle umgeben ist.

len, welche der Mensch allein besizet. — — Dieses sind Züge, wobei man einen Gott, einen Schöpfer nicht verkennen kann. Machen, daß sich Millionen Welten in einem unermeßlichen Raum in ihren Kreisen drehen, ist nur die Würkung einer grossen Macht, einer tiefen Weisheit; das heist die Steine von dem Steinbruch nehmen und einen schönen Palast daraus bauen. — — Wesen bilden, organisiren, sie lebendig machen und ihnen diesen Palast einräumen, das ist ein Meisterstück einer unendlichen Weisheit und Macht. — — Es ist unmöglich, sagt man, daß ein Mathematicus ein Atheiste sey, weil ihn die unveränderlichen Wahrheiten, welche der Grund der Wissenschaft von den Abstractionen und Verhältnissen sind, von dem Daseyn eines Gottes überzeugen. Noch unmöglicher ist es bei einem Zergliederer, daß er dieses höchste Wesen nicht erkennen und anbeten sollte, wenn er das Innere eines belebten Körpers durchsuchet, denn alsdann kann man von ihm sagen, daß er in das Heiligthum der Natur gehe.

Man hat die thierische Maschine mit Recht mit einem Cirkel verglichen, der weder Anfang noch Ende hat; eine Triebfeder theilet die Bewegung einer andern mit; ihre Vereinigung formiret wieder andere Maschinen, die sie auch wieder in Bewegung sezen; alle Triebfedern vereinigen ihre Bewegung wieder in einer ieden ins besondere, und eine iede theilt ihre Bewegung den andern mit, und zwar durch die Kraft, die sie von ihnen erhalten hat. Das Gehirn bewegt sich z. B. durch den Schlag des Herzens, welches ohne das Gehirn auch unbeweglich seyn würde; und von der wechselsweisen Bewegung dieser zwo Maschinen entspringet das Athmen, ein Vermögen, welches der

Embrio

Embrio nicht hat, weil es ihm nicht nothwendig ist; aber ohne welches das Thier, so bald es gebohren ist, keinen Augenblick leben könnte. Die flüssigen Theile, welche die kleinen Röhren in unserm Körper durchkreuzen, werden durch diese drei bewegenden Kräfte bereitet, und die auf solche Weise zubereiteten flüssigen Theile beleben das Gehirn, geben dem Herzen ihre Bewegungen, und machen, daß der Athem aus- und eingehet. Aus dieser bewundernswürdigen mechanischen Einrichtung siehet man, daß alle freiwilligen und nicht freiwilligen Verrichtungen in der thierischen Oeconomie durch die Würkung der flüssigen auf die festen Theile, und durch die Gegenwürkung der leztern auf die Säfte, entstehen.

Von den festen und flüssigen Theilen würken eine in die andern, um die Verrichtungen zu vollziehen, an denen der Wille des Thieres keinen Theil hat, als die Würkung des Gehirns, das Klopfen des Herzens; und um die Bewegungen zu machen, die von uns abhängen, ob wir sie machen wollen oder nicht, als die Bewegungen der Hände, der Beine 2c.

Die Seele mag nun ihren Siz in dem Gehirn haben, wie die meisten Anatomiker behaupten, oder in dem Herzen, wie einige andere versichert haben, so würket sie auf die materielle Substanz des Körpers, und macht durch sie die Bewegungen, welche aus der genauen Vereinigung des Leibes und der Seele entspringen. Die Sinne, auf welche die äussern Gegenstände würken, bringen ihre Empfindungen in die Seele, und diese würket auf die Nerven, und läßt die Verrichtungen, die eine Folge von diesem Eindrucke sind, vollziehen. Wir wollen diesen Beweiß sinnlich machen.

Wir

Wir sehen einen Gegenstand, das Gesicht überliefert das Bild der Seele, und diese Empfindung erfolgt durch die Nerven, vermittelst der Lebensgeister, die sie enthalten. Hier sind die festen Theile, (der Sehnerve) und die flüssigen, (die Lebensgeister) in Bewegung. Wenn uns nach der Vergleichung, *) die wir angestellt haben, das Bild in dem Gehirn angenehm und freudig vorkömmt, so verbreitet sich über unsere ganze Physionomie ein Vergnügen, welches man in den Augen sehen kann, und dieses ist die Würkung der Geister auf die Muskeln. Wenn uns hingegen das Object eine unangenehme Empfindung verursachet, so zeigen wir ein Mißvergnügen, und unsere Augen und Gesichtszüge drücken unser Leiden aus. Wenn man die Triebfedern untersucht, welche diese Theile in Bewegung setzen, so wird man gewiß versichert, daß diese Würkung nur durch die vereinigte Kraft des wechselsweisen Einflußes, den die festen und flüssigen Theile in einander haben, hervor gebracht werden kann. Wenn der Gegenstand schrecklich ist, wenn er uns zu drohen scheinet, so befiehlt uns die Liebe, welche uns die Natur zur Erhaltung eingepflanzet hat, die Flucht, und dann zeiget sich die wechselsweise Bewegung der festen und flüssigen Theile noch deutlicher. Die Nerven setzen sich in Bewegung, die Lebensgeister durchlaufen mit unglaublicher Geschwindigkeit den Raum, der sie von den Theilen, die sie in Bewegung setzen sollen,

*) Wir urtheilen von den äussern Gegenständen nur nach der Vergleichung; nichts würde dem Gesichte eines Menschen unangenehm seyn, der nicht das Vermögen zu vergleichen hätte. Nur weil wir weiß sind, halten wir die Schwarzen für ungestalt, dieß kann aber auch von der Eigenliebe herkommen.

sollen, absondert; sie durchdringen das fäserigte Gewebe der Muskeln mit lebhafter Stärke; diese schwellen auf, ihre Extremitäten nähern sich einander, ziehen die Beine und das Fleisch an sich, und setzen die Füsse und die Schenkel in Bewegung. Wenn diese Bewegungen oft wiederholt werden, so wird die Circulation schneller, weil die festen Theile stärker auf die Säfte würken, diese geben neue Lebensgeister und also auch neue Stärke, und dieses Gleichgewicht erhält sich eine kürzere oder eine längere Zeit, nachdem das Thier schwach oder stark, und die Passion, die es erhitzt hat, mehr oder weniger lebhaft ist.

Ich habe diese Vorstellung der thierischen Bewegung nur deswegen angegeben, um die Action begreiflich zu machen, die durch die vereinigten Kräfte der Fibern in den Muskeln, und der Säfte in den Röhren entstehet. So kann man auch die Kette begreifen, welche die Sinnen, die Verrichtungen des Gehirns und die Bewegungen des Körpers miteinander vereiniget. Die Schranken, die ich mir vorschreiben muß, erlauben mir nicht, diese Verhältnisse weitläufiger auseinander zu setzen, so bewundernswürdig sie auch an sich selbst und in ihren Würkungen sind.

Man hat den menschlichen Körper wegen seiner wunderbaren Abänderung in der Zusammensetzung Microcosmus (die kleine Welt) genennet. Welche unendliche Weisheit muß die Structur der Theile zusammen, und eines ieden ins besondere geordnet haben! Wenn wir die Gebeine *) betrachten, die man als die Balken

*) Man zehlet bei 250 Beine in einem Skelette, und sie musten auch in einer so grossen Anzahl seyn, um alle Theile des Körpers biegsam und zu den Bewegungen geschickt zu machen.

Balken am menschlichen Körper anzusehen hat, welche Kunst verräth nicht ihre Zusammenfügung! Man siehet eben so viel Stärke, als Leichtigkeit in den Beinen vereiniget. Man bemerket daran Löcher, zahllose und fast unmerkbare Oefnungen, damit die Röhren durchlaufen können, welche die Nahrung überall hinbringen, und die Nerven, welche die Empfindung durch den ganzen Körper verbreiten. Die Hirnschale *) ist sehr genau in einander gefügt, damit sie das Gehirn vor den äussern Zufällen in Sicherheit seze. Die Canäle und die Nerven in dem innern Theil des Kopfes haben eine Gemeinschaft mit seiner Hülle, und zwar durch unendliche Wege, wovon die meisten unmerkbar sind. Der Kopf ist auf ein Wirbelbein **) gesetzt, welches wir Atlas ***) nennen, und welches sich mit ihm zugleich drehet. Auf dem andern Wirbelbein, nemlich der Axe, bewegt sich der Kopf, vermittelst eines erhabenen Beins, welches Odontoides genennet wird, weil es die Gestalt eines Zahns hat; auf diesem drehet sich das erste Wirbelbein, nebst dem Kopfe, wie in einer Angel.

Die Haut ist über den ganzen Körper ausgespannt, und sie gibt ihm seine ganze Schönheit. Sie ist das Organum des Gefühls. Man kann sie als ein

L 2 Emun=

*) Die Hirnschale ist aus acht Beinen zusammten gesetzt, welche das Gehirn, das kleine Gehirn (Cerebellum) und die andern innern Theile des Kopfes wie in einer Schachtel einschliessen.

**) Die Wirbelbeine machen zusamm das Rückgrad aus, und haben ihren Namen daher, weil sich der Körper durch sie, wie in einer Wirbel beweget.

***) Dieß ist das erste Wirbelbein am Halse, und wird also genennet, weil es die Last des Hauptes träget.

Emunctorium *) betrachten, durch dessen Oefnungen die empfindbare und unempfindbare Transpiration ihren Weg nimmt, und durch welche beständig eine Feuchtigkeit ausdünstet, die sich von den kleinen Canälen losreisset. Diese Ausdünstung ist weit beträchtlicher, als man insgemein glaubet. Nach den Versuchen des Sanctorius verlieret ein Mensch, der acht Pfund isset und trinket, fünf davon durch die unempfindbare Transpiration.

Sanctorius ist nicht der einzige Arzt, der in der Transpiration Entdeckungen gemacht; Herr Dodart, von der Academie der Wissenschaften, hat diesen Theil der Arztneikunst vollkommener gemacht, und die Erfahrungen, die er hierüber angestellet, sind um so viel genauer, da er sie an sich selbst gemacht hat. Dieser geschickte Beobachter versichert aus beständigen Erfahrungen von dreissig Jahren, daß man in der Jugend mehr ausdünste, und daß die stärkste Ausdünstung einige Stunden nach der Malzeit von statten gehe. „Er „machte über diesen nemlichen Gegenstand, sagt Herr „von Fontenelle, eine andere Erfahrung, wozu die „einförmige Lebensart allein nicht hinreichend war; **)

„es

*) Dieses Wort kömmt von dem Lateinischen emungere, ausreinigen. Man braucht es in einem weitläuftigern Verstand von dem, was zu einer wenig empfindbaren Ausführung, als des Schweises, dienet.

**) Herr Dodart war besonders zu dieser Art von Erfahrungen geschickt, weil man sie an sich selbst machen, und ein beständig gleiches und einförmiges Leben führen muß, so wol einen Tag, wie den andern, als auch in den verschiedenen Altern, ausserdem könnte man die Ausdünstungen von verschiedenen Zeiten nicht mit Gewißheit miteinander vergleichen. Eine unordentliche Abwechslung von Unmässigkeit und Nüchternheit würde alles verderben.

„ es war, welches vielleicht manchem wunderbar vor„ kommen möchte, eine grosse Frömmigkeit darzu nö„ thig. In dem ersten Tage der Fasten 1667 hat er „ 116 Pfund, eine Unze gewogen. Er hielte nach„ gehends die Fasten, wie sie in der Kirche bis in „ das zwölfte Jahrhundert gehalten wurde; er aß und „ trank nichts bis um 6 Uhr des Abends; er lebte die „ meiste Zeit von Hülsenfrüchten, und gegen das En„ de der Fasten von Brod und Wasser: am Oster„ abend wog er nicht mehr als 107 Pfund, 12 Un„ zen, er hatte also in 46 Tagen durch eine strenge „ Lebensart 8 Pfund, 6 Unzen verlohren, welche den „ vierzehnten Theil seiner Substanz ausmachten. Er „ fieng sein ordentliches Leben wieder an, und in 4 Tagen „ ist er wieder 4 Pfund schwehrer geworden. Dieß „ gibt zu erkennen, daß er in 8 oder 9 Tagen seine „ erste Schwehre wieder bekommen haben würde, und „ daß man leicht wieder ersetzet, was durch das Fasten „ abgehet. Als er diese Erfahrung der Academie „ übergab, gebrauchte er alle mögliche Vorsicht, um „ verborgen zu bleiben, aber er wurde entdeckt. Es „ ist selten, nicht daß ein Philosoph ein guter Christ „ sey, sondern daß eine und eben dieselbige Handlung „ eine besondere philosophische Bemerkung und eine „ christliche Strenge sey, und daß sie zugleich für die „ Academie und für den Himmel geschehe.„

Die berühmten Männer haben nicht ihre Beobachtungen über die Transpiration angestellet um die Neugierde zu befriedigen, sie haben die Erhaltung der Gesundheit zum Endzweck, und iedermann weiß, daß eine verringerte, gehemmte und überflüssige Ausdünstung viele Krankheiten verursachen könne. Ein ieder aufmerksamer Mensch wird leicht gewahr, daß man

sich, wenigstens in unserm verderbten und weichlichen Zustande, vielen Gefahren aussetzet, wenn man plötzlich aus einer warmen Atmospähre in eine sehr kalte Luft gehet. Wenn man hievon überzeugt ist, so kann man leicht den Mißbrauch einsehen, den wir zu einer Jahrszeit vom gefrornen Wasser machen, wo es auch dem stärksten natürlichen Menschen schädlich seyn würde. Den Aerzten kömmt es zu, uns die Ordnung vorzuschreiben, die wir befolgen, und die Arztneien, die wir in Krankheiten, welche von dem Zurückhalten der auszudünstenden Materie entstehen, gebrauchen sollen; aber einem ieden unter uns kömmt es zu, diesen Zufällen vorzubeugen, und zwar durch den Gebrauch der Dinge, welche man nicht natürliche *) nennet, wenn wir das Glück nicht gehabt haben, durch eine etwas harte Erziehung den Körper gegen die äussern Eindrücke der Luft bei nahe unempfindlich zu machen.

Die Oefnungen der Transpiration sind unzehlich, und wenn man den microscopischen Bemerkungen des Leuwenhöck hierüber glaubet, so sind sie in so grosser Menge und so klein, daß hundert und fünf und zwanzig tausend auf einer Grösse, wie ein Sandkorn, seyn können. Dieß ist nicht das einzige Wunder, welches man durch die optischen Instrumente in den

Thieren

*) Die nicht natürlichen Dinge sind der Gegenstand desienigen Theils in der Artzneikunst, welcher Hygiene genennet wird, von einem griechischen Wort, welches Gesundheit bedeutet, sie schreibet die Regeln vor, die man beobachten muß, um einen gesunden Körper und ein langes Leben zu erhalten. Man zehlet sieben nicht natürliche Dinge, die Luft, die Nahrungsmittel, die Arbeit und die Ruhe, den Schlaf und das Wachen, die zurückgehaltenen oder ausgestossenen Excremente, und die Leidenschaften der Seele.

Thieren entdeckt hat. Da die Theile ihres Körpers durch unendliche Theilungen und Unterabtheilungen der Fasern zusammen gesetzet sind, so hat Ruisch bemerket, daß die kleinsten davon so zart sind, daß in einem Theilchen von der Grösse eines Senfkorns Millionen sich befinden. Diese Fäserchen, die so klein und so schwach sind, formiren die Fibern, diese erlangen durch die ungeheure Menge ihre Stärke, und aus ihnen entstehen die Muskeln, welches die Organen der Bewegung so wol der festen als der flüssigen Theile sind. *)

Die Kraft der Muskeln ist so erstaunend, daß nach der Berechnung des berühmten Borelli, die Muskeln eines Menschen von 150 Pfunden, wenn er zween Schuh in die Höhe springet, in dem Augenblick zweitausendmal mehr Kraft anwenden müssen, nemlich eine Kraft, die ohngefähr einer Last von dreimal hundert tausend Pfunden gleich ist. Das Herz ist ein hohler Muskel, der bei einem ieden Schlag oder Zusammziehen, wodurch er das Blut in die Pulsadern, und von den Pulsadern in die andern Adern treibet, mit einer Kraft würket, die einem Gewichte von mehr als hundert tausend Pfunden gleich ist.

Alle Anatomiker sind über die Verrichtungen des Gehirns einig, **) und geben zu, daß es der Ursprung

 aller

*) Die Zahl der Muskeln belauft sich auf 425, und diese Menge ist nöthig, damit die thierischen Verrichtungen mit einer Leichtigkeit vollzogen werden können. Die Circulation geschiehet vermittelst der Würkung der Muskeln auf die Säfte, das Athmen, das Kauen 2c. wäre ohne diese bewegende Kräfte unmöglich. Durch die Muskeln gibt sich die Freude, die Traurigkeit, der Zorn und die übrigen Leidenschaften äusserlich zu erkennen.

**) Die ganze Masse des Gehirns ist in den Beinen der Hirnschale eingeschlossen. Man theilet es in das eigentliche Gehirn, in

aller Arten von Nerven, die Quelle des Lebens, der Kraft, des Vergnügens, des Schmerzens ist, und daß die Lebensgeister darinnen zubereitet werden. *) Aber welcher Theil in dem Gehirn bringt diese grosse Würkungen hervor? Seine bewundernswürdige Natur hat sich allezeit vor den Untersuchungen der geschicktesten Beobachter verborgen und wird ihnen vielleicht niemals bekannt werden.

In dem Gehirn und in dem Rückenmark entspringen vierzig Paar Nerven, die sich in alle Theile des Körpers vertheilen. Die, welche ihren Ursprung in dem kleinen Gehirn haben, bewegen sich beständig ohne unsern Willen; sie sind die Organen, von welchen das Leben abhänget, sie bringen die beständige Bewegung in das Herz und unterhalten sie; es stehet nicht in unserer Gewalt, sie aufzuheben, und das Herz kann keinen Augenblick stille stehen, daß es uns nicht das Leben kosten sollte. Die Nerven, welche aus dem Gehirn und dem Rückenmark kommen, dienen zu den freiwilligen Bewegungen, und verbreiten sich in die Muskeln des Angesichts, der Arme, der Beine ꝛc. Man beweißt diese Vertheilung der Nerven durch eine Erfahrung, welche über diesen Gegenstand keinen Zweifel übrig läßt. Wenn man das Gehirn eines lebenden Thieres zusammen drücket, so hören die Muskeln, welche zu freiwilligen Bewegungen dienen, auf zu würken, aber das Athemholen, die Bewegung des

Herzens,

in das kleine Gehirn, und in das verlängerte Mark, wozu man noch das Rückenmark setzen muß, welches in dem Canal der Wirbelbeine enthalten ist.

*) Die Lebensgeister sind die kleinsten Theile des Bluts, die zu seiner Bewegung und zu seiner Gährung dienen, und es also geschickt machen, den Leib zu nähren.

Herzens, welche zum Leben unumgänglich nöthig sind, dauern fort. Wenn man eben diese Erfahrung mit dem kleinen Gehirn anstellet, so höret das Athmen und der Umlauf der Säfte auf, und das Thier stirbt. Die Erscheinungen, welche aus dieser Erfahrung entspringen, und die Geschwindigkeit, womit sie sich unsern Sinnen offenbaren, machen, daß man die Nerven als Austheiler des subtilen Saftes betrachten muß, welchen man den Lebensgeist nennet. Seine Bewegung ist so schnell, daß er so geschwind, als der Wille befiehlt, von dem Gehirn in die äussern Theile des Körpers fähret, und mit eben der Behendigkeit zurück gehet, wenn ein äusserlicher Gegenstand auf unsere Sinnen würket.

Alle Eindrücke auf die Sinnen, alle natürliche Verrichtungen, die zur Erhaltung unsers Wesens nothwendig sind, würden also aufhören, wenn die Nerven nicht die Lebensgeister in alle Theile des Körpers ausbreiteten.

Aus den Werken der weisen Physiologen muß man die kostbare Kenntniß von der thierischen Oeconomie schöpfen; an den Cadavern, (die niemand schrecklich seyn sollen, wenn man nüzliche Kenntniße erlangen will,) soll sich der Mensch kennen lernen; da er das Vermögen hat zuweilen Thiere seinen Untersuchungen aufzuopfern, so kann er vielleicht die Geheimniße noch ergründen, die er bisher, vieler Versuche und Erfahrungen ohngeachtet, noch nicht hat entdecken können. *Wir wissen* z. E. daß die Lunge und das Zwerchfell *) die Organen des Athemholens sind, daß ein Thier ohne Luft nicht leben kann, daß also dieses Element noth-

*) Das Zwerchfell ist eine Scheidewand von Muskeln und Sennen, welche die Brust und den Bauch von einander absondert.

wendige Eigenschaften hat, welche einen mächtigen Einfluß auf den ganzen mechanischen Bau des Körpers haben; aber wer weiß, wie sich diese Luft in die Brust ziehet, wie sie auf das Blut würket, um es zur Nahrung aller Theile und zu ihrem Wachsthum geschickt zu machen? — — Die Rede ist eine Articulation der Stimme, wozu die Zunge, die Lefzen und die Zähne das ihrige beitragen, kann man aber mit dieser Erklärung vollkommen zufrieden seyn? Verlangt man sonst nichts mehr? Möchte man nicht auch gerne wissen, ob die grosse Luftröhre *) ein Instrument mit Saiten, oder eine Röhre ist, welche Thöne, wie eine Hoboe von sich gibt? **)

Wenn man diese Geheimniße nicht völlig ergründen kann, so wird man doch wenigstens von Bewunderung durchdrungen seyn, wenn man die schönen Entdeckungen

*) Die Luftröhre ist der Canal zum Athemholen, und ist von Knorpeln, die einen halben Cirkel formiren, zusammengesetzt. Der obere Theil, welcher die Kehle genennet wird, ist das Organum der Stimme.

**) Vom Herrn Dodart haben wir ein System der Stimme, wo er behauptet, daß man die Luftröhre als eine Pfeife ansehen müsse, daß die Luft, welche aus der Lunge kömmt durch verschiedene Knorpeln und absonderlich durch die Epiglottis (Kehldeckelchen) modificirt werde, welche die Oefnung der Kehle genau bedecket, und absonderlich zu den Cadenzen dienet.

Herr Ferrein hat an der Mündung der Kehle Saiten oder Bänder von Sennen entdecket, die dieses geschickte Mitglied der Academie Stimmsaiten nennt, und die er als zwo klingende Saiten betrachtet, die mehr oder weniger gespannt sind, und auf welche die Luft ohngefähr würket, wie der Fiedelbogen auf die Saiten eines Violons. Dieses System ist sehr wohl erläutert in einem Aufsatz, welchen Herr Ferrein der Academie der Wissenschaften überreicht hat, und der sich in den Memoiren vom Jahr 1744 befindet.

deckungen selbst untersuchet, die über die thierische Oeconomie angestellet worden sind, über die Verrichtungen und Organisation ihrer Theile, über die Mittel, welche die Natur anwendet unser Leben vor schrecklichen Zufällen und vor dem Tod selbst in Sicherheit zu sezen, die uns, so oft wir etwas verschlucken, drohen, sollte es auch nur ein Krümchen Brod, oder ein Tropfen Wasser seyn. *)

Man wird sehen, durch welchen wunderbaren Mechanismus das Herz seinen gleichen Schlag erhält, so lange das Thier lebet; dieser ist nothwendig, um das Blut und die stärkenden Geister, womit dieses Fluidum angefüllt ist, in die geringsten Theile des Körpers zu verbreiten. **) Wird man diese kleinen Ventile

*) Durch den Schlund gehen die Speisen in den Magen, er liegt hinter der Luftröhre so, daß Speise und Trank, die wir hinab schlucken, über die Oefnung der Kehle gehen müssen, wo nichts hinein kommen darf, ausser die Luft, daß man nicht auf der Stelle einen erstickenden Husten empfinden müste, der zuweilen die betrübtesten Folgen haben kann. Ohngeachtet der Gefahr, welche damit verknüpft ist, wenn etwas in die Luftröhre kömmt, hat doch der Schöpfer über die Mündung dieses Canals einen Weg in den Magen bereitet, der um nicht gefährlich zu seyn, um so viel künstlicher seyn muste. Durch ein bewundernswürdiges Kunststück schliesset die Epiglottis, die man als eine kleine Zugbrücke ansehen kann, welche sich aufziehet, um der Luft bei dem Ein- und Ausathmen Bahn zu machen, den Eingang des Canals genau, wenn nur ein kleines festes oder flüssiges Theilchen in den Magenschlund gehen will.

**) Das Herz ist ein hohler Muskel, welcher aus Querfibern und etwas länglichten von ausserordentlicher Stärke zusammen gesetzet ist. Dieser Theil der Eingeweide hat eine beständige und beträchtliche Wärme nöthig, und würde durch seine unaufhörlich starke Bewegung bald austrocknen, wenn ihn der Urheber der Natur nicht von allen Seiten mit einer Hülle umgeben hätte

Ventile *) ohne Enthusiasmus, ohne von der lebhaftesten Erkenntlichkeit durchdrungen zu seyn, sehen können, welche in den kleinen Gefässen auf eine solche Art angebracht sind, daß zwar das Blut seinen ordentlichen Lauf haben kann, welche aber demselbigen, wenn es wieder zurück tretten will, eine unüberwindliche Hinderniß in dem Wege legen! Wird man ohne Erstaunen die ungeheure Menge von Drüsen **) sehen können, die alle auf einerlei Art organisirt zu seyn scheinen, und wovon doch eine iede so verschiedene Verrichtungen hat! Sie sind bestimmt, das Blut, welches eine Feuchtigkeit ist, die fast gar keinen Geschmack hat, von andern salzigten Säften abzusondern, deren Geschmack und Gebrauch von ienem sehr verschieden sind. Unter diesen Drüsen sind einige, als die Nieren, ***) bestimmt,

hätte, die ihn beständig anfeuchtete. Der beständige Zufluß dieser Feuchtigkeit erfrischet diesen Theil der Eingeweide, machet ihn glat, seine Fibern schlüpfrig, und erleichtert ihre Würkungen.

*) Diese Valvuln sind eine Art von Klappen, die sich in den subtilen Röhren und in den Eingeweiden befinden, dieienigen, welche die Herzkammer auf- und zuschliessen heissen Tricuspides oder Dreigespitzten, weil sie den Epheublättern ähnlich sind, deren Figur ohngefähr einem Triangel gleichkömmt.

**) Die Drüsen sind überhaupt aus verschiedenen Arten und Nerven zusammen gesetzt; eine iede Drüse ins besondere hat ein Gefässe zur Absonderung und zur Reinigung, die bestimmt sind, einen besondern Saft von dem Blute abzusondern und auszuführen, oder in ein gewisses Behältniß zu bringen. Die Leber, das Milz, die Nieren &c. müssen als eine grosse Anzahl kleiner Drüsen betrachtet werden, da immer eine auf die andere gesetzt ist.

***) Die Nieren sind zur Absonderung des Urins bestimmet; sie scheiden diese Feuchtigkeit von dem Blute; darnach kömmt sie durch die Harngänge in die Blase und von da in die Harnröhre, wo sie nur durchlauft.

bestimmt, den Urin zu filtriren, der gesalzen ist; andere den Speichel von dem Blute abzusondern, der gar keinen Geschmack hat; *) einige sondern die Galle von andern Feuchtigkeiten, andere verstatten den Threnen ihren Ausfluß, **) andere dem Schweis ꝛc. Wenn diese Feuchtigkeiten also vom Geblüte abgesondert sind, so kommen einige in ihre bestimmte Behältniße, als die Galle, der Succus pancreaticus, die Lebensgeister, um sich mit der Masse der flüssigen Theile zu vereinigen, wo sie schlechterdings nothwendig sind; ***) andere, als der Urin, der Schweis ꝛc. werden ausgeführet; noch andere endlich, als der Speichel, die Milch, der Saame können aus den Gängen der Circulation ausgeworfen werden, oder wieder in die flüssige Masse kommen.

Damit ich nichts vorbei lasse, was die Thierische Oeconomie überhaupt angehet, (denn eine genaue Erklärung würde mich zu weit führen,) so will ich diesen Artikel beschliessen, wenn ich noch kurz von der Art werde geredet haben, wie das Leben durch die wunderbare Veränderung der Lebensmittel in unserer ganzen Substanz erhalten und erneuert werde.

Wenn

*) Die Speicheldrüsen sind in dem Munde und in den nahe daran liegenden Theilen. Viele davon sind auch an der Zunge. Der Zufluß des Speichels wird grösser, wenn die Muskeln, die den untern Kiefer bewegen, die Zunge ꝛc. zusammen gezogen sind, welches bei dem Kauen merklich ist.

**) Ein iedes Aug hat eine Threnendrüse. Die Feuchtigkeit, welche sich aus denselbigen dränget, muß die Bewegung des Augapfels befördern, und die so nöthige Biegsamkeit der Augenlieder erhalten.

***) Die Galle und der Succus pancreaticus sind zwei flüssige Materien, welche den Chylus zur Vollkommenheit bringen und zubereiten, daß er sich in Blut verwandeln kann.

Wenn die Speisen zerschnitten, in dem Munde zermalmet und mit Speichel angefeuchtet sind, der die Verdauung und die Gährung befördern soll, so kommen sie durch den Schlund in den Magen. Da bleiben sie einige Zeit, und wenn sie von den Verdauungssäften aufgelöset sind, so verwandeln sie sich in einen Brei von graulichter Farbe und von einem herben Geruch. Diese Veränderung, wozu die Luft, die Bewegung des Zwergfells und die natürliche Wärme das ihrige beitragen, machet, daß die Speisen aus dem Magen in die Gedärme gehen können. Die Länge dieser leztern beträgt sechsmal die Höhe des Menschen, und ist deswegen so eingerichtet, damit sich der Chylus auf diesem langen Wege von den unnüzen Materien absondern könne. Wenn der Chylus die Gedärme durchlauft, und sich die Galle und der Succus pancreaticus mit demselbigen vermischet, so lößt die erste die fetten Theile, welche noch von einigen Speisen übrig geblieben sind, vollends auf, und der Succus panceraticus zertheilet diese Materien noch weiter. Das Gedärm ist an dem Gekröse *) befestiget. Indem sich die Nahrungssäfte und was man den nahrhaften Theil des Chylus nennet, von den gröbsten Theilen absondern, und durch die Oefnungen der Milchadern gehen, **) die durch verschiedene Mündungen an den Gedärmen hängen; so befeuchten die Drüsen an den Gedär-

*) Dieß ist eine platte und in Falten gelegte Membrane, ohne welche die Gedärme, die daran befestiget sind, in dem Raum des Unterleibes untereinander laufen würden.

**) Die Milchadern sind besondere sehr feine und durchsichtige Gefässe. Man nennet sie überhaupt lymphatische Gefässe, und die Gefässe des Chylus, weil sie denselbigen aus den Gedärmen pumpen, um ihn in das Behältniß des Pecquet zu bringen, wie wir sogleich zeigen wollen.

Gedärmen die ausgetrockneten Alimente, und setzen sie in den Stand, weiter fort zu gehen, bis aller Chylus ausgepumpet ist, und diese Nahrungsmittel in die äussern Theile der Gedärme kommen, wo sie durch die ordentlichen Gänge ausgeworfen werden.

Durch das Zusammenziehen der Gedärme und durch die Würkung der Muskeln in dem Unterleibe wird der nahrhafteste Theil des Chylus in die Milchgefässe getrieben, und diese bringen den Saft in das Behältniß des Pecquet. *) Dieses Behältniß in dem Menschen ist aus drei grossen Höhlungen zusammen gesetzet, die durch eine sehr zarte Haut formiret werden. Der Chylus steigt durch den thoracischen Canal längst des Rückgrads hinauf; ehe aber dieß geschiehet, vermischet er sich mit der Lympha aus den lymphatischen Gefässen, die sich an diesem Behältniße endigen. Diese Säfte miteinander vereinigt gehen also an dem Rückgrad hinauf und ergiessen sich in die linke Ader unter dem Schlüsselbein, vereinigen sich mit dem darin fliessenden Blute und kommen durch die grosse Hohlader in die linke Herzkammer. **) Alles miteinander gehet wieder aus dem Herzen heraus, lauft in dem ganzen Körper herum und dienet ihm zur Nahrung. Es ist eine wunderbare Erscheinung, daß der Chylus wider

*) Joh. Pecquet von Dieppe, hat seinen Namen durch die Entdeckung dieses Behältnißes unsterblich gemacht. Er machte im J. 1651 neue Erfahrungen in der Anatomie bekannt und starb zu Paris 1674.

**) Die zwo Herzkammern sind zwo ziemlich tiefe Höhlungen. Aus der rechten Herzkammer entspringt die Pulsader, welche das Blut in die Lunge bringt, wo es sich vermittelst des Athemholens erfrischet; die linke Herzkammer treibt das Blut durch die grosse Pulsader (Aorta), daß es sich in alle Theile des Körpers verbreitet.

wider die Gesetze der Schwehre in dem Gang am Ruckgrad aufwärts steiget, dessen Membrane zu schwach ist, als daß sie sich zusammen ziehen könnte: es wird aber dieser Saft durch das Schlagen einer Pulsader in die Höhe getrieben, welche auf den thoracischen Gang drücket, daß der Saft aufwärts steigen muß. Wann er einmal in die Höhe getrieben ist, kann er nicht mehr herab fallen, weil er durch viele Valvuln, die sehr nahe aneinander sind, aufgehalten wird, diese Ventile öfnen sich, daß der Saft hinauf steigen kann, welcher hernach durch seine Schwehre eben diese Ventile wieder zudrücket, und sich also den Ruckweg selbst verschliesset.

Es ist aber nicht genug zur Erhaltung der thierischen Oeconomie, daß die Nährungsmittel in den Chylus und dieser in Blut verwandelt, in das Herz geleitet werden, wie ich eben gezeiget habe. Es ist auch nöthig, daß das Blut durch das Zusammenziehen des Herzens bis in die äussersten Theile getrieben, und ein Theil desselbigen wieder dahin zuruckgetrieben werde, um neue Lebensgeister einzunehmen, und die Circulation wieder von neuem anzufangen.

Ohne mich in eine genaue Untersuchung über die Geseze des Kreislaufs einzulassen, will ich nur mit wenigem sagen, wie diese Verrichtung von statten gehe, deren Daseyn niemand mehr läugnen kann, *) welches so

*) Man will behaupten, daß die Alten von dem Kreislauf des Bluts nichts gewust hätten; er ist erst im J. 1628 durch Herrn Harvey, den Leibarzt Carls des 1sten, Königs von England, entdecket worden. Demohngeachtet sagen einige Gelehrte, daß Hippocrates, der Vater der Arzneikunst, welcher 500 Jahre vor C. G. lebte, von der Circulation geredet habe; man führet unterschiedliche Stellen dieses grossen Mannes an, welche zu beweisen

so merkbar ist, wenn man seine Hand an das Herz leget, und wenn man mit der Hand die Schlagader befühlet, welche Schläge den Puls ausmachen, diesen wunderbaren Compaß, der den Arzt in der Behandlung der Krankheiten leitet. *)

Um den bewundernswürdigen Mechanismus des Kreislaufes zu begreifen, muß man wissen, daß sich alle Augenblicke des Lebens das Herz und die Arterien zusammen ziehen und wechselsweise eines um das andere erweitern. Wenn sich das Herz zusammen ziehet, so nähern sich die Wände der Herzkammern, und drücken das Blut gegen den untern Theil des Herzens. Das Blut, welches auf diese Weise fortgestossen wird, öfnet die Valvuln und nimmt seinen Lauf durch zween verschiedene Gänge. Ein Theil gehet in die Pulsader der Lunge, welche alsdann ausgedehnet ist, und von da aus sehr schnell in die verschiedenen Aeste dieser Arterie, und endlich in die ganz subtilen Arterien (arteriae capillares) hier vereiniget sich das Blut mit der Luft, die in den kleinen Luftröhren enthalten ist. Aus den Extremitäten dieser Arterien entspringen sehr feine Blut-

weisen scheinen, daß er sie gekennet habe. Herr Fagon war der erste, der diese Lehre in Frankreich behauptet hat. Herr von Fontenelle sagt, daß die alten Aerzte derselbigen Zeit, welche an den Vorurtheilen der Schule hielten, zu des jungen Fagons Lob zu sagen pflegten, daß er viel versprochen, und wenn er keine so paradoxe Meinung, wie die Circulation behauptet hätte, so hätte er sich empor schwingen können.

*) Die Kenntniß des Pulses ist seit einiger Zeit weit vollkommener gemacht worden; man kann hoffen, daß wir in dieser Wissenschaft den Chinesischen Aerzten bald gleich kommen, wo nicht sie gar übertreffen werden, welche, wie man sagt, die ausgebreitesten Kenntniße in Ansehung des Pulses besitzen.

Blutadern, (venae capillares) diese vereinigen ihre Aeste miteinander und formiren ein beträchtliches Gefäß, welches die Blutader der Lunge genennet wird, und welche das Blut in das linke Ohr des Herzens und von da in die Kammer auf eben derselbigen Seite treibet. Der andere Theil des Bluts gehet aus der linken Kammer heraus, nimmt seinen Lauf durch die grosse Pulsader, die alsdann ausgedehnet ist. Diese Arterie theilet sich in zween Aeste, und macht eine aufsteigende Aorta, welche das Blut in die obern Theile bringet, und eine absteigende Aorta, welche die Nahrung in den untern Theilen ausbreitet. Wo die Aeste der ganz feinen Arterien aufhören, da formiren sie bei ihrer Vereinigung eine dicke Röhre, welche man die Hohlader nennet, und welche das Blut in das rechte Ohr des Herzens bringet, welches nicht zur Nahrung verwendet worden ist.

Wenn sich die zwei Ohren zusammen ziehen, so treiben sie das Blut in die Herzkammern, wovon das Zusammenziehen durch das Nachlassen der Fleischfiebern einen Augenblick aufhöret. Darnach erweitern sich jene wieder, um neues Blut aufzufangen und das Herz ziehet sich zusammen um das aufgefangene auszustossen. Wenn sich die Ohren zusammen ziehen, so erweitern sich die Kammern, und so geschiehet es auch umgekehret.

Durch diesen, in Ansehung seiner so grossen Würkungen, so einfachen Mechanismus erhält sich die Circulation bei dem Thiere. Aber welches ist die erste Ursache dieser fortdaurenden Bewegung des Blutes? Durch welche Mittel hat die Natur dem Herzen den nöthigen Trieb und die erforderliche Kraft eingepflanzet,

zet,

zet, um diese erstaunlichen Bewegungen durch ein ganzes Leben zu verrichten? Warum ermüden die andern Muskeln, die nicht zu so verschiedenen Bewegungen bestimmt sind, als die Muskeln des Herzens, so bald und so leichte, da sich die Fibern dieses Eingeweides in einer langen Reihe von Jahren, wenigstens nicht merklich, schwächen? — — Der Urheber der Natur scheinet sich einige Geheimniße vorbehalten zu haben, damit wir nicht noch eitler, und noch stolzer würden, als wir schon sind, wenn wir sie hätten entdecken können; oder diese Geheimniße sind vielmehr in der Ordnung der Dinge so hoch gesetzet worden, daß sie unser Geist nicht erreichen kann. Es sey nun, wie es wolle, so haben doch geschickte Naturkundiger die Circulation berechnet, und gefunden, daß ein Mensch selten über vier und zwanzig Pfund Blut hat; daß das Herz in einer Stunde ohngefähr zweitausendmal schlägt; daß das Herz bei einem ieden Schlag zwei Unzen Bluts in die Aorta treibe, daß also nach dieser Berechnung die ganze Masse des Bluts alle Stunden vier und zwanzig mal durch das Herz gehe, nemlich 576 mal in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden. Vor etlichen Jahren hat Herr Bernard, Doctor der Arztnei zu Douay über diesen schönen Theil der thierischen Oeconomie ein Problem aufgelöset.

Von dem Stande der Krankheit.

Dieser so traurige und betrübte Zustand war nicht für den Menschen gemacht. Die Natur hatte uns nicht bestimmt, schwach und voll Dünste zu seyn, contracte Glieder, geschwundene Lenden, das Podagra rc. zu haben: dieß ist alles unser eigen Werk, un-

sere Ausschweifungen haben uns alle diese Krankheiten zugezogen. Wir haben bald auf einmal, bald nach und nach das Blut, welches in unsern Adern fliesset, verderbet und angesteckt: der Scharbock, die Blattern, die schreckliche Venusseuche und andere Krankheiten von dieser Art sind die Entwicklung eines Keimes der Fäulniß, den wir in uns tragen, *) welchen aber die Natur nicht in uns gelegt hat, ia sie wendet alle Kräfte an, ihn zu zerstören, sie schwächet in einem ieden neuen Individuo die inwendigen Verderbniße, die ihm zur Nahrung dienen. Aber die geringste verderbte Materie, die wir von unsern Vätern erhalten, diese befördert diesen Keim durch die ungesunden Nahrungsmittel und durch eine Lebensart, die noch ungesunder ist. Die Ausschweifung mit dem Weine, der Gebrauch der geistigen Getränke, selbst der mässige nicht ausgenommen, eine beständige und tödtende Ruhe, sind die schleichenden Ursachen von unsern meisten Uebeln. Die Ausschweifungen in der Liebe werfen uns sehr frühzeitig in die Arme des Todes, absonderlich wenn

*) Diese Keime des Schmerzens und des Todes, und absonderlich der Stof des venerischen Uebels sind durch eine natürliche Folge immer stärker von unsern Vätern auf ihre Nachkommen gebracht worden. Viele von ihnen haben sich der Unmässigkeit und allen Arten von Ausschweifungen ergeben, welche ihr Geblüt verringert und verderbt haben. Eben diese Ausschweifungen, der Gebrauch der Gewürze ꝛc. pflanzen bei ihren Nachkommen absonderlich bei denen, die ein ungesundes und müssiges Leben führen, von einer Generation auf die andere die Uebel fort, welche sich ausserdem verringert und endlich völlig verlohren haben würden: so ist es auch mit dem Gifte der Blattern, welches man vielleicht in einem Jahrhundert bei einer Nation ausrotten könnte, wenn ein ieder für sich den Weg einschlagen wollte, den ihm die Natur angewiesen hat, nemlich mässig und arbeitsam zu seyn, sich von allen Ausschweifungen zu enthalten.

wenn wir keine ermüdende Leibesübungen verrichten, welche uns, als physische und moralische Mittel betrachtet, diese Vergnügen nicht so nothwendig machen; wir können sie auf diese Art länger geniessen, und die Unordnungen, die sie in unsern Körpern anrichten, wieder herstellen, wenn wir uns denselbigen zuweilen unmässig überlassen haben.

Ich will mit wenigen Worten einige Mittel anzeigen, die meisten Uebel, die uns umgeben, nicht zu heilen, sondern (welches viel vorzüglicher ist) ihnen zuvor zu kommen.

Man sollte nur bei Verwundungen und schmerzlichen Krankheiten seine Zuflucht zur Medicin und zur Chirurgie nehmen. Ich sondere die Medicin und die Chirurgie nicht von einander ab, zwo göttliche Künste, *) die wir nicht mehr von einander trennen, und die einerlei Menschen miteinander ausüben werden,

 wenn

*) Ich nenne hier die Medicin eine göttliche Kunst, da ich an einem andern Ort ganz anderst von ihr geredet habe. Deswegen bin ich doch nicht im Widerspruch mit mir selbst. Ich denke, man soll die Medicin verachten, wenn sie, an statt uns zu sagen, lebet nach der Natur, oder ich werde euch nicht von einem Uebel, als durch ein anders heilen können, uns hingegen in unserer Weichlichkeit, in unsern ungesunden Gewohnheiten unterhält, um uns ihre tödtende Hülfe, die grausamer ist, als der Tod selbst, und uns tausendmal ehe wir sterben umbringet, nothwendig zu machen. Die Medicin, auf die wir unser Vertrauen setzen dürfen, und welche Altäre verdienet, verwahret die Bemerkungen von allen Jahrhunderten über die würksamsten Mittel, die Gesundheit wieder herzustellen, wenn sie durch Zufälle angegriffen wird, die keine nothwendige Folgen von Ausschweifungen, von einer unordentlichen Lebensart rc. sind. Diese Bemerkungen laufen nicht in das Unendliche, ein Arzt soll sie ordentlich in seinem Kopfe haben, und das kann er leicht

wenn wir einmal anfangen, richtig zu urtheilen. *) Die Fieber und andere langwierige Krankheiten können insgemein ohne viele Arztneimittel geheilet werden.

Wenn es wahr wäre, wie man gemeiniglich glaubet, daß das Alter dieienige Lebenszeit ist, wo man allen Arten von Krankheiten mehr ausgesetzt ist, so hätte ich diesen Artikel von dem kranken Menschen an das Capitel von dem Alter setzen können; aber ein wenig Ueberlegung wird uns leicht begreiflich machen, daß dieses ein Irrthum sey. Die Vernunft stimmt auch hier, wie in allen andern Sachen, mit der That überein. Ein Mensch wird gemeiniglich nicht alt, als wenn er sich so aufgeführet hat, daß er es werden kann; als wenn er, absonderlich in seiner Jugend, kein gar zu unordentliches und ungesundes, oder gar zu regelmässiges und einförmiges Leben geführet hat; als wenn er von allen seinen Kräften Gebrauch gemacht, wenn er mit einem Worte alle Absichten der Natur erfüllet hat. Dieses vorausgesetzt muß der Mensch in seinem Alter nur einige leichte Schwachheiten und keine Krankheiten empfinden; und dieß geschiehet auch ordentlicher Weise. Umsonst wird man durch das vorgebliche Ansehen des Cicero das Gegentheil behaupten wollen, daß man das Alter als eine Krankheit ansehen müsse, (De Senect. Cap. 11.) er erkläret sich unmittelbar darauf, und räth statt aller Arztneimittel eine genauere Ordnung, als in der übrigen Lebenszejt, zu beobachten. Wenn er es nun als eine wahre Krankheit betrachtete, so würde er nicht glau-

) S. den Discurs des Herrn Louis, in den Memoiren der Academie der Chirurgie: und den Brief des Hr. Lecat an M Magister der freien Künste und der Chirurgie zu Paris, Amsterdam, 1766.

glauben, daß man sie durch die Ordnung allein heilen könnte.

Ich werde keine Untersuchung über alle Zufälle anstellen, die auf unsere Gesundheit zielen, sie sind unzählich, seit dem wir uns einigermassen von der Natur entfernet haben.

Vielleicht versuchet man einmal, die Menschen, wo nicht auf die einfachsten Mittel, ihre Gesundheit zu erhalten, zuruck zu führen, ihnen wenigstens zu zeigen, daß diese Mittel da sind; und dann, wenn die Vernunft in der That eine Wolthat der Natur ist, hoffe ich, daß sie sich ein wenig dem Instincte nähern werden. — — Sich dem Instincte nähern, räth, wie ich glaube, die Vernunft, dieß ist auch mein Geheimniß, mein allgemeines Verwahrungsmittel, ich sage es noch einmal und wünsche, daß man mich verstehe.

Es ist kein Theil an unserm Körper, dem wir nicht alle Gattungen von Uebeln zugezogen haben; sie werden aber alle verschwinden, so bald wir anfangen ein gesundes und vernünftiges Leben zu führen.

Sich, und absonderlich den Kopf zu sehr bedecken, enge und dicke Kleider tragen, in weichen und warmen Betten liegen, sich in Alkoven hinter die Fürhänge verschliessen, später als um fünf oder sechs Uhr, wenn es auch im Winter wäre, aufstehen, alle Tage herrliche Malzeiten halten, nicht laufen, oder sich nicht mit ermüdenden Arbeiten beschäftigen, in der Stadt und unter den Aerzten leben, *) durch alles dieß wird man öfters krank, oder verdienet es wenigstens zu werden.

*) Die nöthigen Einschränkungen hab ich bereits im Anfang dieses Artikels und an einem andern Ort beigebracht, da ich von den Aerzten geredet habe.

Man kann in den Städten, ohne die dicke und unreine Luft, oder die gar zu mühsamen und ungesunden Handthierungen zu rechnen, noch viele andere Ursachen zu Krankheiten finden, als da sind die Wissenschaften, die Geschäfte, die Intriguen, die äusserliche Pracht, die Schauspiele, die gar zu zärtliche Liebe, diese geistige und romanenhafte Liebe, und selbst alle die Dinge, die man unter die Zahl der gar zu mühsamen oder ungesunden Arbeiten rechnet. — — Man hat vielleicht die Pracht, die Schauspiele und die Liebe nicht auf dieser Liste erwartet, weil sie nichts als Vergnügen zu seyn scheinen. — — Es wäre leicht zu beweisen, daß absonderlich die Trauerspiele, der Luxus und die metaphysische Liebe viel Unglück anrichten. Die es empfunden haben und wieder auf den rechten Weg zurück gekommen sind, die haben keines Beweises nöthig. Und die andern haben eine Decke vor den Augen, daß das stärkste Licht nicht durchdringen kann.

Willst du glücklich und gesund leben, so lebe auf dem Lande, ohne Unruhe, ohne Ehrbegierde; schaffe daselbst so viel gutes, als dir möglich ist; formire eine zahlreiche und wolgesittete Gesellschaft, dessen Glieder sich alle unter einem Dache vereinigen; (denn in diesen Gesellschaften, die in der Stadt fast unmöglich sind, vermehret sich das Gute, so wol das physische, als das moralische, und das Böse verlieret sich dadurch, daß es sich zertheilet) athme die gute Morgenluft ein, meide den Müssiggang, ruhe von einer Arbeit durch eine andere aus, ꝛc.

Was ich von den allgemeinen Mitteln, seine Gesundheit zu erhalten, gesagt habe, ist bereits fast eben so an einem andern Ort dieses Buches gesagt worden,

aber

aber so nothwendige Wahrheiten können nicht oft genug wiederholt werden, und dieß soll so oft geschehen, bis man sie besser fühlet, als bisher geschehen ist.

Diesen Artikel will ich mit dem traurigen Gemählde eines kranken Menschen schliessen. Was die einfachsten und würksamsten Mittel, ihn zu heilen, betrift, wenn er von der Natur verlassen zu seyn scheinet, so muß ich ihm auf die Bücher verweisen, die davon geschrieben worden sind, und auf die Aerzte, welche diesen Vorschriften folgen.

Eine Gährung in den Säften oder sonst eine Veränderung in dem mechanischen Bau des Körpers ist eine Unordnung, und darzu wird die Natur mit vieler Mühe gebracht, sie bemühet sich allezeit, die Ordnung wieder herzustellen. Daher kömmt es, daß ein gefährlich verwundeter oder kranker Mensch in eine allgemeine Entkräftung in eine tödliche Schwachheit fällt, oder er bekommt schreckliche Convulsionen, welches oft noch mehr zu fürchten, aber nicht von so langer Dauer ist. In diesem letztern Falle will uns die Natur mit Gewalt aus einem kritischen Zustande reissen, *) daher erfolgt entweder die Genesung, oder der Tod. In dem ersten Falle scheinet sie uns zu verlassen, und rettet uns, wenn es möglich ist, durch unsere Schwachheit selbst. Man weiß, daß ein Fieber, eine ausserordentliche Ausdünstung, ꝛc. die uns bis an den Stand des Grabes bringen, uns öfters das Leben wieder geben.

*) Dieser allgemeine Stoß ist ein Widerstand, den die Kräfte des Thiers miteinander gegen einen Zufall thun, der ihm eine völlige Auflösung drohet; es ist gleichsam ein Ausfall, den sie auf den Tod machen; und in diesem heftigen aber nothwendigen Streit ist kein Mittel zwischen siegen oder sterben.

Wenn wir eine gesunde und natürliche Lebensart führeten, so würden keine solche Veränderungen, keine so gefährliche Revolutionen in uns vorgehen, die die Natur verabscheuet, und die sie nicht stillen kann, daß es uns nicht einen Theil unserer Gesundheit und öfters, aller Anstrengung und Sorgfalt ohngeachtet, das Leben kosten sollte.

Ein Kind, welches in seinem ersten oder zweiten Jahre stirbt, ist eine Blume, die verwelket, an statt aufzublühen. Ein achtzigiähriger Mann, welcher stirbt, oder vielmehr ohne Krankheit, ohne Schmerzen auslöschet, ist eine reife Frucht, welche von sich selbst abfällt. Dieses Kind oder diesen Greisen sterben zu sehen, ist ein rührendes Schauspiel. Es ist also nur ein einziger Fall, wo die Annäherung des Todes schrecklich ist. Wenn nemlich ein Jüngling, der die Annehmlichkeiten und die Reize des Lebens noch lange geniessen sollte, aus demselbigen grausam hinweg gerissen wird. Seine Lippen, worauf die Wollust schwebte, sind nicht mehr roth und glänzend, sie entfärben sich und werden grün und blau; die Bleiche seines Gesichts ist ein dicker Schleier, der die Rosen verdecket, welche man noch kurz vorher darauf sehen konnte; seine in Thränen schwimmenden und fast verlöschten Augen werfen auf alles, was um ihn ist, einen zärtlichen Blick, und wollen gleichsam sagen: wir öfnen uns zum letzten mal; wir werden keine Liebe, keine Freundschaft mehr einflössen, und werden auch die süssen Eindrücke davon nicht mehr empfinden, wir werden das ergözende Gemählde nicht mehr sehen, welches uns die Morgenröthe, die Blumen, die ganze Natur noch so oft verschaffen könnte!

Ob man schon das Leben mit Recht ungerne verläßt, wenn man jung, und zwar an einer Krankheit stirbt, weil wir nach der Absicht der Natur entweder vor Alter, oder eines schleunigen und gewaltsamen Todes sterben sollten; so kann man sich doch auch selbst in der Jugend, und noch mehr, wenn der Tod zur bestimmten Zeit kommet, in diesem traurigen und kritischen Augenblicke trösten. Die Versprechungen der Religion sind so schön, so wünschenswerth, und kommen mit der Hofnung, welche die Natur selbst in unser Herz gepflanzt hat, so vollkommen überein! *) Also soll ein Greis seine letzten Jahre ruhig zubringen, wie ein Fremder, der an dem Ufer des Meers ist, und sich daselbst an allem ergözet, indem er ein Schif erwartet, worauf er wieder in sein Vaterland zuruck kehren kann. Ein Jüngling ist ein anderer Fremder, der noch nicht Zeit gehabt hat, das Land, welches er bewohnet, kennen zu lernen, er weiß kaum noch, daß er nur auf eine Zeit lang da ist, er betrachtet es, als sein Vaterland, machet sich einen Entwurf zu seiner Glückseligkeit und will ihn ausführen. Aber wenn ihn eine Krankheit, oder sonst ein Zufall in die Arme des Todes wirft, denn sollen sich seine Augen auf einmal öfnen; in diesem Augenblicke soll er lernen, daß für ihn ein weit glücklichers Vaterland bestimmt sey, und wenn er sich mit Mühe von seinen unschuldigen Neigungen los gemacht hat, so soll er zu sich selbst sagen: meine Geliebte und meine Freunde werden sich wol über meinen Verlust oder vielmehr über meine Abwesenheit trösten können, sie werden mir bald in die glücklichen Wohnungen folgen, wo ich sie erwarte; weder sie, noch ich haben also Ursache, uns zu beklagen.

*) Die wildesten Völker haben einen Begrif von der Unsterblichkeit, und ein Verlangen darnach.

Die Verschiedenheit der menschlichen Gattung.

Es gibt keine Gattung, wo mehr Verschiedenheit anzutreffen wäre, als bei der unsrigen, und dieß konnte nicht anderst seyn, nicht nur weil sie die zahlreichste ist, und sich so allgemein auf der Erde ausgebreitet hat, sondern weil der Mensch allein das Vermögen hat, welches öfters sein Unglück ist, seine äusserliche Form, und wol auch die innere, zu verändern.

Die Menschen sind voneinander unterschieden, entweder durch die Farbe und durch die Gestalt, durch einige Züge des Gesichts, durch den Character, oder durch platt gedruckte Köpfe, durch ausserordentlich lange Ohren, durch völlig breit gedruckte Nasen, durch herabhangende Brüste ꝛc. und absonderlich durch lächerliche und grausame Sitten. Die ersten Verschiedenheiten, nemlich die Farbe, ꝛc. sind nothwendige Würkungen des Himmelsstriches, die andern sind ein Werk des menschlichen Eigensinnes und seines Hanges, alles dasienige zu verderben, was die Natur noch so schön gemacht hat, wie wir sehen werden, wenn wir die vornehmsten Länder auf den beeden Halbkugeln nur mit einem Blicke durchlaufen.

Zu den Verschiedenheiten der Farbe, der Gesichtszüge, der Gestalt und des Characters könnte man noch andere setzen, die auch natürlich zu seyn scheinen, die nur von Zeit zu Zeit zum Vorschein kommen, aber bald wieder verschwinden, weil sie gemeiniglich nur die Würkung von einer vorübergehenden Ursache sind, oder von einer Ursache, die auch fort dauern könnte, welche man aber in ihrem Laufe hemmet. So hätte sich vielleicht

leicht eine Art Menschen in England fortpflanzen können, die eine Haut, wie ein Stachelschwein, hatten, wenn die ersten von dieser ungeheuern Art nicht fast alle zu jung gestorben wären, als daß sie ihres gleichen hätten hervorbringen können. Hr. Ascanius, der Arztnei Doctor und Mitglied der Königl. Gesellschaft zu London, erzehlet die Geschichte eines Menschen, der in England insgemein nur *the porcupine man*, oder Stachelschweinmensch genennet wurde. Dieser Mensch der von gesunden und wolgestalten Eltern gebohren worden, war es auch, wie sie, als er auf die Welt kam. Erst nach fünf oder sechs Wochen entdeckte man an seinem Leibe eine grosse Anzahl kleiner Auswüchse, die man anfangs für eine Krankheit in der Haut hielt; nach und nach sahe man, daß es Borsten waren, so hart wie ein Horn, deren Wachsthum nichts verhindern konnte. Den Kopf, die flache Hand und die Fußsole ausgenommen, war sein ganzer Leib mit dieser Art von Borsten bedecket; wenn sie durch die Haut hervor kamen, waren sie, wie die kleinen Kiele bei dem Federvieh, wenn es nackend ist; sie waren sechs Linien lang und zwei Linien dick, und standen senkrecht auf der Haut, wie bei einem Igel. Ihre Farbe war bleich und schienen durchsichtig, wenn man sie gegen das Licht hielt; wenn man die Haut faltete, und die Borsten horizontal lagen, so schien die Haut an diesem Theil weiß zu seyn, da sie sonst an den übrigen Theilen des Körpers schwärzlich war. Wenn dieser Mensch bekleidet war und Handschuh an hatte, so war er in allen Stücken andern Menschen gleich; er hatte einen schwarzen Bart und schwarze Haare; er war wol gebauet und hatte eine einnehmende Gestalt. Aber dieß war eine ganz besondere Erscheinung: alle Herbste fielen ihm diese Borsten aus,

welches überhaupt die Mauszeit ist, und darnach wuchsen sie wieder. Einsmals verlohr er ein Stück Fleisch von einem Bein, und die Stelle blieb ohne Borsten. In seinem zwanzigsten Jahre bekam er kleine zusammgeflossene Blattern: in sehr kurzer Zeit verlohren sich alle Haare an seinem Leibe; aber nach seiner Genesung kamen die Borsten wieder, wie vorher; übrigens genoß er fast einer beständigen Gesundheit. Man hat die gewaltsamen Mittel, die man gegen die venerische Krankheit zu brauchen pfleget, angewendet, um ihn von diesen unbequemen Felle völlig frei zu machen; er hat die Speichelcur ohne die geringste Besserung ausgestanden, und deswegen hat man keine Mittel mehr versucht. Dieser Satyr wurde verliebt; das ist eben nicht zu wundern: er wuste ein Mädchen an sich zu ziehen, die ihn heurathen wollte, und dieß ist eben auch nichts ausserordentliches. Aber dieß möchte manchen besonder scheinen, daß er in dieser Ehe sechs Kinder gezeugt hat, so wol Söhne als Töchter, und daß sie alle, wie er beschaffen, und mit harten Haaren bedeckt waren: itzt lebt nur noch ein Knabe, der seinem Vater vollkommen gleich ist, und ist zu wünschen, daß er der lezte seines Stammes seyn möge. *)

In einer Familie zu Berlin werden seit vielen Zeugungen alle Kinder mit sechs Fingern gebohren. In einer Familie zu Verneuil an der Oise, bei Senlis, hat der Vater und seine Söhne kein Haar.

Man findet in unterschiedlichen Memoiren der Academien besondere Bemerkungen, welche dergleichen Abweichungen der Natur bestättigen, indem sie bei einzeln Menschen geringe Verschiedenheiten hervorbringt.

Ich

*) Vermischte natürliche Historien, von Alleon Dulac, 3ter Theil.

Ich will itzt die beständigen Verschiedenheiten in der Gattung überhaupt betrachten, und zwar in Ansehung der verschiedenen Himmelsstriche und des Einflusses, den sie auf die Menschen in der alten und in der neuen Welt haben.

Die alte Welt.

Die nordischen Völker.

In Lappland und an den mitternächtigen Küsten der Tartarei findet man ein Geschlecht Menschen von kleiner Statur und von wunderlicher Gestalt, deren Physionomie so wild ist, als ihre Sitten. Ihre Weiber sind eben so häßlich und den Männern so ähnlich, daß man sie nicht gleich voneinander unterscheiden kann. Die Weiber in Grönland haben eine sehr kleine Gestalt, und ihr Körper hat ein gutes Ebenmaas, aber ihre Brüste sind so weich und lang, daß sie ihre Kinder auf die Schulter nehmen, wenn sie dieselbigen säugen; an dem äussersten Ende sind diese Brüste so schwarz, wie eine Kohle, und die übrige Haut hat eine sehr dunkle Olivenfarbe. Diese Völker, die von aussen alle einander gleich sind, sind auch alle gleich dumm und ungeschickt. Sie halten sich unter der Erden auf, oder in Hütten, die bei nahe völlig unter der Erde und mit Baumrinden oder Fischbeinen bedeckt sind. Eine Nacht, die etliche Monate dauert, machet, daß sie in dieser Wohnung beständig Licht haben müssen. Im Sommer müssen sie in einem dicken Rauche leben, um sich vor den Mückenstichen zu verwahren. Bei dieser so harten und traurigen Lebensart sind sie fast niemals krank, und erreichen alle ein hohes und munters Alter. Die einzi-

ge Unbequemlichkeit, der die Alten unterworfen sind, ist die Blindheit; diese verursachet ihnen der beständige Glanz des Schnees im Winter, Herbst und Frühling, und der verderbliche Rauch im Sommer.

Die nordischen Nationen sind allezeit so fruchtbar gewesen, daß sehr grosse Völkerschaften von ihnen ausgegangen sind, die ganz Europa überschwemmet haben: dieß hat einige Geschichtschreiber veranlasset, daß sie Norden eine officinam gentium (Werkstatt der Völker) genennet haben.

Die Tartarn haben sich auf der einen Seite mit den Chinesern und auf der andern mit den Russen vermischet; und diese Vermischung hat die Züge dieses Geschlechts nicht völlig ausgelöschet, denn unter den Moscowitern gibt es noch viele Tartarische Gesichter. Ob schon die Moscowiten mit den übrigen Europäern von einem Geblüthe sind, so findet man doch unter ihnen einzelne Menschen, die eine unförmliche Gestalt haben, dicke Schenkel und kurze Beine, wie die Tartarn.

Die Kalmucken, welche an dem Caspischen Meere, zwischen Moscau und der grossen Tartarei, und viel weiter gegen Mittag als die Lappländer wohnen, sind starke Leute, aber die häßlichsten und ungestaltesten unter der Sonne. Sie haben ein so flaches und breites Gesicht, daß die Augen fünf bis sechs Finger breit von einander stehen; ihre Augen sind ausserordentlich klein, und ihre kleine Nase ist so platt, daß man an statt der Nasenlöcher nur zwo Oefnungen siehet; ihre Knie sind auswärts und die Füsse einwärts gebogen, und diese leztere Unförmlichkeit ist eine Frucht der Erziehung.

Die

Die Völker des Orients.

Die Chineser haben überhaupt ein breites Gesicht, kleine Augen, stumpfe Nasen und fast gar keinen Bart. Die Japaner sind den Chinesern ziemlich gleich, nur etwas gelber und brauner, weil ihr Land schon weiter gegen Mittag liegt: diese Völker haben beinahe eben die natürlichen Eigenschaften, eben die Sitten und eben die Gewohnheiten, wie die Chineser. Dieß ist eine von den sonderbarsten und beeden Nationen gemeinen Gewohnheit, daß sie den Mädchen in ihrer Kindheit die Füsse mit solcher Gewalt zusamm pressen, daß sie nicht wachsen können. Eine schöne Weibsperson muß in diesem Lande einen so kleinen Fuß haben, daß ihr ein Schuh von einem sechsiährigen Kinde, wie angemessen ist. *)

Alle morgenländische Völker haben ein Vergnügen an langen Ohren; einige ziehen die Ohren, um sie lang zu machen, aber sie durchstechen sie nicht; andere, als zu Laos, ziehen die Ohren so ungeheuer groß, daß man bei nahe eine Faust durchbringen kann, so daß sie ihnen bis auf die Schultern herab hangen.

Die Siamer schwärzen sich die Zähne, weil sie sich vorstellen, die Menschen müsten keine weissen Zähne haben, wie die Thiere; und dieses thun sie mit einer Art von Firnis, welches man von Zeit zu Zeit wiederholen muß. Wenn sie diesen Firnis gebrauchen, so müssen sie sich einige Tage des Essens enthalten, damit diese Materie fest werden kann.

Die

*) Man hat einen bösen und mühsamen Gang, wenn man so schmale Füsse hat. Wenn man aber nicht viel gehen kann, so ist man eines sehr nüzlichen und angenehmen Vermögens beraubet.

Die Einwohner in den Manillischen und andern Philippinischen Inseln sind vielleicht unter allen Völkern des Erdbodens am meisten vermischt, und zwar durch die Verbindungen, welche die Spanier, Indianer, Chineser, Malabaren und Schwarzen mit einander gemacht haben. Die Schwarzen, welche in den Felsen und Bergen auf dieser Insel wohnen, sind von den andern Einwohnern völlig unterschieden; man will einige unter ihnen gesehen haben, welche an dem Steiß vier oder fünf Zoll lange Schwänze gehabt haben.

Auf der Insel Formosa ist es keiner Weibsperson erlaubt, vor dem fünf und dreissigsten Jahr ein Kind zu gebähren, ob es ihnen gleich frei stehet, lange vorher zu heurathen. Wenn sie schwanger sind, so tretten ihnen die Priesterinnen mit den Füssen auf den Bauch, damit sie vor der Zeit gebähren; es wäre bei ihnen nicht nur eine Schande, sondern auch ein schwehres Verbrechen, wenn man vor der bestimmten Zeit ein Kind zur Welt kommen liesse. — — Von wie vielen Uebeln, von wie vielen abscheulichen Handlungen sind nicht diese barbarische Religionen die Quellen! Quid non Relligio potuit suadere malorum! (Was böses ist geschehn, das nicht ein Priester that!)

Die Völker gegen den Mittag.

Die Einwohner von neu Holland, an der orientalischen Küste von Indien, sind groß, gerade, schlank; ihre Augenlieder sind immer halb geschlossen, um die Augen vor den Mücken zu bewahren, die sie sehr beunruhigen; sie sind vielleicht die elendesten Leute auf der Welt, und diejenigen Menschen, welche am

nechsten

nechsten an die unvernünftigen Thiere grenzen; sie wohnen Haufenweise beisammen, Manns- und Weibspersonen untereinander; sie haben keine eigentliche Wohnung und kein anders Bett, als die Erde; sie haben kein anders Kleid, als ein Stück Baumrinden, die sie wie einen Gürtel mitten um den Leib gebunden haben; sie haben weder Brod, noch Getraid, noch Hülsenfrüchte; ihre einzige Nahrung ist Fische, welche sie fangen, indem sie Behältniße von Steinen in kleinen Meerbusen machen.

Die Indostaner und die andern Völker auf der Halbinsel von Indien haben mit den Europäern in Ansehung der Gestalt und der Züge viel ähnliches, aber sie sind von ihnen durch die Farbe unterschieden; die Indostaner, Männer und Weiber, haben eine Olivenfarbe.

In dem Königreich Decan heurathen die Kinder sehr iung, die Knaben mit zehn und die Mädchen mit acht Jahren; man findet auch einige, die in diesem Alter Kinder zeugen, aber diese Weiber hören auch schon vor dem dreissigsten Jahr auf zu gebähren. In dem südlichen Indostan gibt es Weibspersonen, die sich Blumen in die Haut schneiden lassen, und sie mit verschiedenen Farben von Wurzelsaft bemahlen, so daß ihre Haut einem Blumenstoffe gleichet.

Die Bengaler sind gelber als die Indostaner, vielleicht deswegen, weil sie näher an der Linie sind. Man behauptet, daß ihre Weiber die geilsten in ganz Indien sind. Man treibt in Bengalen einen grossen Sclavenhandel mit Manns und Weibspersonen: man macht auch viele Evnuchen daselbst.

Die Einwohner auf der Küste von Coromandel und auf der Küste von Malabar sind sehr schwarz. Die Gewohnheiten der verschiedenen Völker in Indien sind alle besonders wunderlich. Die Banianer, auch Indianische Völker, essen nichts, was ein Leben hat: sie fürchten sich, das geringste Insect zu tödten, auch selbst dieienigen, die ihnen schädlich sind. *)

Unter den Einwohnern von Calicut in Asien gibt es Familien, deren Beine bei nahe so dick sind, als bei andern Menschen der Körper: die Haut ist hart und rauh, und ohngeachtet der ungeheuern Dicke dieser Theile sind sie doch sehr hurtig.

Der Schweis bei den meisten Indianischen Völkern, so wol Manns- als Weibspersonen hat keinen übeln Geruch; aber die Negern in Africa haben einen sehr unangenehmen, und wenn sie erhizt sind, sollen sie einen Geruch wie frischer Knoblauch haben. Die Indianischen Weibspersonen lieben die weissen Europäer sehr und ziehen sie allen Weissen in Indien und allen übrigen Indianern vor.

Die Völker in Persien, in der Türkei, in Arabien, in Aegypten und in der ganzen Barbarei, können als eine Nation angesehen werden, die sich zu den

Zeiten

*) So sind auch die Peruvianer in America. — — Diese so sanftmüthigen und menschenfreundlichen Leute, denen wir ein wenig nachahmen sollten, haben die Spanier mit unerhörter Grausamkeit ausgerottet. Sie iagten dieselbigen, wie wir die Hirschen und die wilden Schweine iagen. Oft sagte ein Spanier zu einem seiner Freund: leihe mir ein Viertheil von einem Indianer, daß ich Abends meine Hunde füttern kann, morgen werde ich auf die Jagd gehen, dann will dir einen halben dafür geben. S. die Anmerkungen des Herrn von Voltaire über das Trauerspiel, Octavius und der iunge Pompeius, oder das Triumvirat.

Zeiten des Mohomets und seiner Nachfolger sehr weit ausgebreitet, sich sehr grosser Länder bemächtiget, und sich mit den Völkern dieser Länder auf eine ausserordentliche weise vermischt haben. Die Arabischen Princessinnen und vornehmen Frauen, die sich nicht viel in der Sonne aufhalten, sind sehr weiß, schön und wol gewachsen: die gemeinen Weiber sind braun und von der Sonne verbrannt, sie mahlen sich auch die Haut.

Die Völker des Occidents.

Obgleich die Aegypter an die Araber grenzen, und wie diese unter Türkischer Herrschaft stehen, so sind doch ihre Gewohnheiten sehr von den Arabischen unterschieden. In allen Städten und Flecken an dem Nil findet man Mädchen, die dem Vergnügen der Reisenden gewidmet sind, ohne daß sie selbige dafür bezahlen dürfen: reiche Leute halten es bei ihrem Sterben für eine Pflicht der Frömmigkeit, Hospitäler zu stiften, und sie mit Mädchen zu versehen, die sie in dieser frommen Absicht kaufen lassen. Die Aegypterinnen sind sehr braun; sie haben sehr lebhafte Augen; die Mannspersonen haben eine Olivenfarbe.

Wenn man die Geschichte der Africanischen Völker ließt, so erfährt man nicht ohne Erstaunen, daß die Einwohner auf den Gebürgen in der Barbarei weiß, und hingegen die Einwohner an den Küsten des Meers sehr braun sind. Diese kleine Erhebung über die Fläche der Erde hat eben die Würkung, als viele Grade der Breite auf ihrer Oberfläche. *)

*) An diesen und noch vielen andern Zügen in diesem Artikel erkennet man den Adlerblick. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, sie von dem Herrn von Buffon zu entlehnen.

In ganz Georgien findet man kein häßliches Gesicht; *) und die Natur hat daselbst die meisten Weibspersonen mit Annehmlichkeiten versehen, die man sonst nirgend siehet: sie sind groß, wol gewachsen, haben eine vortrefliche und subtile Gestalt, und ein reizendes Angesicht. Auch die Mannspersonen sind sehr schön, und haben einen guten natürlichen Verstand; aber es ist kein Land in der Welt, wo die Ausschweifungen in der Liebe und im Trinken so im Schwange gehen, als in Georgien.

Die Weibspersonen in Circassien sind sehr schön und weiß: sie haben so dünne Augbraunen, daß man sie für einen Seidenfaden ansehen könnte. Im Sommer tragen die gemeinen Weibspersonen nur ein einfaches Hemd, welches insgemein blau, gelb oder roth ist, und dieses Hemd ist bis an den halben Leib offen: sie haben einen vollkommen schön gebauten Busen; sie sind sehr frei mit den Fremden, aber doch ihren Männern getreu, die auch deswegen nicht eifersüchtig sind.

Die Mingrelier, welches Land einen Theil von Georgien ausmacht, sind eben so schön, als die Georgier und Circasser, und es scheinet, als ob diese drei Völker einerlei Geschlecht von Menschen sei. In Mingrelien, sagt Chardin, gibt es zum Bewundern schön gebaute Weibspersonen, die ein maiestätisches Ansehen, und ein vortrefliches Gesicht und Gestalt haben: sie haben ausserdem so einnehmende Blicke, daß sie iedermann reizen, den sie ansehen. Die Männer sind sehr wenig eifersüchtig: wann eine Mannsperson seine Frau

*) Georgien oder Gurgestan ist eine Provinz in Asien und macht einen Theil von Persien und von der Asiatischen Türkei aus.

mit einem Liebhaber antrift, so hat er das Recht ihn zu zwingen, daß er ihm ein Schwein bezahlen muß; und er sucht gemeiniglich keine andere Rache; das Schwein verzehren sie alle drei mit einander. Sie halten es für eine sehr gute und löbliche Gewohnheit viele Weiber und Beischläfferinnen zu haben, weil man viele Kinder zeuget, die man für baar Geld verkaufet, oder gegen Waaren und Lebensmittel vertauschet. Uebrigens sind diese Sclaven nicht theuer; denn die Mannspersonen von fünf und zwanzig bis vierzig Jahren kosten nicht mehr, als funfzehn Thaler und die Mädchen zwischen dreizehn und achtzehn Jahren zwanzig Thaler.*)

Die Türken, welche viele dergleichen Sclaven kaufen, sind aus verschiedenen Völkern zusammengesezt. Ueberhaupt sind die Türken stark und sehr wol gebauet, ihre Frauen sind weiß, schön und wol gewachsen.

Die Griechischen Frauen sind noch schöner und lebhafter, als die Türkinnen: sie haben ausserdem noch den Vortheil, daß sie nicht so gezwungen sind, wie diese, weil sie nicht in die Serrails eingeschlossen werden.

Die Griechen, die Neapolitaner, die Sicilianer, die Corsen, die Sardinier, die Spanier liegen ohngefähr unter einerlei Himmelsstrich, und haben eine sehr ähnliche Farbe miteinander; alle diese Völker sind brauner, als die Franzosen, die Engländer und andere Völker, die nicht weit gegen Mittag liegen. Wenn man durch Spanien reiset, so bemerket man schon von Bayonne aus einen Unterschied der Farbe: die Weibs-

*) Als ich von der Vermischung der Geschlechter redete, hab ich gesagt, daß nichts besser beweise, wie sehr wir noch Barbaren sind, als unsere Gleichgültigkeit, Weibspersonen aus diesen Ländern zu uns kommen zu lassen, um unsere Gattung vollkommener zu machen, und sie zu verschönern.

personen sind etwas brauner: sie haben auch feurigere Augen. Die Spanier sind mager, und ziemlich klein: sie haben eine feine Gestalt und einen schönen Kopf.

Von dem rothen Meer an bis in den Ocean findet man so braune Leute, daß sie fast schwarz aussehen: man findet auch Negern. Wenn man die Zeugnisse der Reisenden mit einander vergleichet, so scheinet es, daß die Verschiedenheit in dem Geschlechte der Schwarzen eben so groß sey, als bei den Weissen.

Die Negern an dem Fluß Senegal *) haben so schöne Frauen und von so schöner Farbe, als irgend in einem andern Land auf der Welt: sie haben eine grosse Neigung gegen die Weissen. Uebrigens haben diese Weiber beständig die Tabackspfeife in dem Munde, und ihre Haut hat einen etwas unangenehmen Geruch, wenn sie erhizt sind.

Die Negern auf der Insel Gorea, an der Küste von Africa, sind dem Brandwein ausserordentlich ergeben, und betrinken sich öfters darin: sie verkaufen ihre Kinder, ihre Anverwandten, und öfters verkaufen sie sich selbst, um Brandwein zu bekommen.

Ob gleich die Negern von Guinea einer sehr guten und dauerhaften Gesundheit geniessen, so erreichen sie doch selten ein gewisses Alter: in einem Alter von vierzig Jahren haben sie schon das Ansehen eines Alten. Der frühzeitige Umgang mit den Weibspersonen ist vielleicht die Ursache ihres kurzen Lebens. Unter diesem Volke ist nichts so selten, als ein Mädchen, die

sich

*) Die nemlich längst des Senegals oder Senega's wohnen. Dieser Fluß, welcher von Morgen gegen Abend einen Strich Lands von 400 Meilen durchströmet, tritt zu bestimmten Zeiten aus seinen Ufern, wie der Nil.

sich der Zeit erinnern könnte, da sie eine Jungfrau gewesen ist.

Die Negern haben überhaupt wenig Verstand, aber sie haben destomehr Empfindung; sie sind munter oder melancholisch, arbeitsam oder Faullenzer, Freunde oder Feinde, nachdem man mit ihnen umgehet. Wenn man sie wol füttert und ihnen nicht übel begegnet, so sind sie vergnügt, frölich, bereit alles zu thun, und die Zufriedenheit mahlet sich auf ihrem Gesichte; aber wenn man hart mit ihnen verfähret, so werden sie niedergeschlagen, und sterben zu weilen vor Schwermuth. Sie haben einen tödtlichen Haß gegen diejenigen, die ihnen schlecht begegnet sind; hingegen sind sie sehr für ihren Herrn eingenommen, und unternehmen alles, um ihm ihren Eifer und ihre Ergebenheit zu bezeugen. Sie sind von Natur mitleidig, und auch zärtlich gegen ihre Kinder, gegen ihre Freunde und gegen ihre Landsleute; sie theilen das wenige, was sie haben, gerne mit denen, die es bedürftig sind, wenn sie dieselbigen auch nur durch ihre Dürftigkeit kennen. Sie haben also, wie man siehet, ein vortrefliches Herz, sie haben die Anlage zu allen Tugenden. „Ich kann ihre Historie nicht schreiben, sagt Herr von Buffon, „ohne mich über ihren Zustand äusserst zu betrüben: „sind sie nicht sehr unglücklich, da sie zur Sclaverei „verdammt sind, da sie beständig arbeiten müssen, „ohne etwas erwerben zu können? Muß man sie noch „übernehmen, sie schlagen, und sie wie Thiere tractiren? Die Menschheit empöret sich wider ein so verhaßtes Verfahren, welches die Gewinnsucht eingeführt hat. Man zwingt sie zu arbeiten, und man „gibt ihnen auch die gemeinsten Nahrungsmittel sehr „sparsam. Sie können, wie man sagt, den Hunger

„ leicht ertragen; von dem, was ein Europäer bei ei„ner Mahlzeit verzehret, können sie drei Tage leben; „so wenig sie auch essen und schlafen, so sind sie doch „stark und dauerhaft zur Arbeit. Wie können Leute, „die nur noch eine geringe Empfindung von Mensch„lichkeit haben, diese Maximen annehmen, ein Vor„urtheil daraus machen, und aus diesen Gründen die „Ausschweifungen zu rechtfertigen suchen, die sie aus „Durst nach Golde begehen!„

Wir verabscheuen die barbarische Gewohnheit der Cannibalen, welche die Gefangenen verzehren, die ihnen das Glück der Waffen in die Hände liefert, und wir lassen die Unglücklichen einen tausendfachen Tod erdulten, über die wir kein anders Recht haben, als die Stärke und die Gewalt.

Es wäre viel besser für sie, wenn wir sie auf einmal tödteten, wenn wir sie eben so schändlich und barbarisch hinrichteten, wie es einige Engländer vor vier Jahren *) gethan haben: hier ist die schreckliche Geschichte

*) Unser Jahrhundert ist gleichwol das Säculum der Menschlichkeit und der Philosophie, aber das eine und das andere gehet schwehr über das Meer. Es scheinet, daß die Europäer völlig aufhören, Menschen zu seyn, wenn sie den grossen Zwischenraum, der sie von andern Völkern absondert, zurück gelegt haben. Dieß kömmt auch daher, daß wir oft Colonien von ungesitteten und wol gar lasterhaften Leuten in die Inseln schicken, die wir fest sezen und bei uns verbessern sollten. Man könnte sagen, daß wir die neue Welt als ein Cloac ansehen, wo man alle Unreinigkeit von der alten hinwerfen müsse; und dieß ist die gröste Ungerechtigkeit. Ich will die schrecklichen Auftritte, wovon Canada der Schauplaz war, nicht zu dem Gemählde sezen, das ich izt entwerfen will: die gerechte Strenge, womit die Schuldigen bestraft werden, beweiset, wie sehr wir Philosophen und Menschen sind.

schichte davon mit kurzen Worten; *) ich werde die Sache nicht weitläuftig erzehlen: man muß das Laster, so viel möglich mit abgewandtem Gesichte mahlen; man muß es nur mit einem Zuge voll Abscheu, nur mit einem halb gezeichneten Zuge mahlen.

Einige Familien, die unglücklichen Ueberbleibsel von sechs wilden Nationen, bewohnten die Ebene Connestoga in Pensilvanien, einer Provinz in Nordamerica, man nennete sie nach dem Namen dieser Ebene Connestoger.

Als die Engländer im Jahr 1701 dahin kamen, „brachten die Häupter der Familien den vornehmsten der „Colonie Wildpret, Getraid und Thierhäute, dieß war „ihr ganzer Reichthum, sie würden eben so wol Gold „gebracht haben, wenn sie Bergwerke gehabt hätten. „Wilhelm Penn machte so gleich mit dieser Völkerschaft einen Freundschaftstractat, der nach den Ausdrücken der Connestoger so lange dauern sollte, als „die Sonne scheinen und das Wasser in dem Meer „und in den Flüssen laufen würde. Dieser Tractat „ist seit dem öfters erneuert worden, und die Kette „wurde, wie sie sagten von Zeit zu Zeit poliret; die „Ebene, welche die Wilden bewohnten, ist nach und „nach von den Weissen eingenommen worden, und „sie haben da Wohnungen aufgerichtet. Die Connestoger haben sich zusamm gezogen, und sich in einen „sehr kleinen Theil ihrer alten Besizung eingeschränket. Man hat schon oft bemerket, daß die Indianer allezeit abnehmen, wenn sie sich nahe bei den „Weissen

*) Ich will sie aus dem Journal encyclopédique ausziehen (den 15 Jun. 1764.) wo sie nach einer öffentlichen Englischen Schrift erzehlet wird, die den Titel führet *Genttemans Magazine*, wo sie Herr Franklin hat einrücken lassen.

„ Weissen aufhalten: es wäre zu wünschen, daß ein „ Gelehrter versuchte, die physischen oder moralischen „ Ursachen dieser Erscheinung zu entdecken. „

Die unglücklichen Indianischen Familien, die bis auf zwanzig Personen geschmolzen waren, (sieben Männer, fünf Weiber und acht Kinder) wurden von Schehacs, einem rechtschaffenen und ehrwürdigen achtzigjährigen Greissen regieret, er war noch einer von denen, welche den Verbindungs- und Freundschaftstractat mit Wilhelm Penn 1701 geschlossen hatten. Man redete in seinem Hause von nichts, als den guten Freunden, den Engländern. Man würde es für ein Verbrechen gehalten haben, wenn nur einer vermuthet hätte, daß die Völkerschaft durch sie auf eine so geringe Anzahl gebracht worden wäre; die würdige Tochter des Schehacs hatte den Namen Peggi angenommen; man segnete den Himmel, man lebte auf die Treue der Tractaten sicher; man betrachtete so wol die Weissen und die Schwarz und Weissen wie auch die Schwarzen als Brüder; man suchte sich einen wie den andern verbindlich zu machen. — — Mittwochs den 14 December, 1763, mit Aufgang der Sonne überfielen 57 Mann, die in der selbigen Nacht von der Englischen Grenzstadt ausgezogen waren, das Dorf Connestoga: drei Viertheile der Einwohner waren schon auf dem Wege, um den Engländern einige Waaren zu verkaufen, und absonderlich um sich mit ihnen zu unterreden. Der erste Gegenstand, welcher ihnen, als sie gegen neun Uhr des Morgens nach Hause kamen, in die Augen fiel, waren die blutigen und zerstreuten Glieder des ehrwürdigen Alten, Schehacs, und noch fünf anderer von den ihrigen, die in dem Dorfe zurück geblieben waren. Sie verlangten Rache von dem Gouverneur, der in diesem

Augenblick alle Empfindungen der Rechtschaffenheit und der Ehre, die man sonst an seiner Nation nicht verkennet, verlohren zu haben schien, und den unglücklichen Connestogern in der Vestung von Lancastre ohne Rührung einen sichern Aufenthalt verstattete, wo sie einige Tage darnach durch die nemlichen Meuchelmörder umgebracht worden sind, die ihre Brüder erwürget hatten; und niemand widersezte sich ihnen.

Es scheinet, als ob die Europäer beleidiget worden wären, als sie die Rechtschaffenheit und andere Tugenden bei diesen **Barbaren** angetroffen haben und als ob sie untereinander gesagt hätten: „sollen die Wil„den allein glücklich seyn, Menschen, die ohne Wis„senschaft und fast ohne Geseze sind; da wir noch so „weit von der Glückseligkeit entfernet sind, wir, die „wir die Gestalt der Erde verändert haben und den „Himmel kennen? -- — Sie bewundern uns, oh„ne daß sie uns deswegen weniger lieben, (ein Be„weiß ihrer Dummheit *) aber sie werden uns ohne „Zweifel noch hassen und mit uns Krieg führen, denn „der Friede kann unter Menschen, die einander so „zuwider laufende Gesinnungen haben, von keiner „langen Dauer seyn. Eines von beiden muß also „geschehen, entweder wir müssen unsern Grundsäzen „und unsern Kenntnißen entsagen, und ohngefähr „ihre

*) Es ist nur allzu wahr, daß die Leute in Europa insgemein nur mit Eifersucht bewundern, und das man nicht begreift, wie man dasienige lieben könne, was man bewundert. In dieser elenden Denkungsart steckt viel Verderbniß und Niederträchtigkeit; zwei Fehler, die sich nur an einem Menschen befinden können, der schon lange civilisirt ist, und der sich seit geraumer Zeit durch Sclaverei erniedriget hat.

„ ihre Sitten annehmen; *) und deswegen haben
„ wir uns nicht so viele Mühe in den Künsten und
„ Wissenschaften gegeben, um wieder rückwerts zu
„ gehen; oder wir müssen sie auf die nemliche Stuffe
„ erhöhen, die wir erreicht haben, und das ist un-
„ möglich, denn sie haben nicht Verstand genug. Es
„ bleibt also nur ein Mittel übrig, nemlich sie auszu-
„ rotten. Dieß ist leicht, sie sehen uns als ihre Brü-
„ der an, wir wollen uns dieses Vertrauen zu Nuze
„ machen, um sie zu betrügen, um sie in unsere Neze
„ zu locken, daß sie darinnen umkommen.„

Es ist also wahr, was Rousseau von Genf behauptet, daß die Wissenschaften und Künste unsere Sitten verderbet, und uns grausam gemacht haben! Es ist also wahr, daß man, um gut und glücklich zu seyn, so unwissend und einfältig als ein Connestoger, und so dumm als ein Hurone seyn müsse! — — Es gibt ein anderes weit sicherers Mittel alle Tugenden, deren ein Mensch fähig ist, in sich zu vereinigen; wenn man nemlich so sehr Philosophisch ist, als Socrates, oder so weise, als Archimedes, oder wie Klyiogg, wie die Pignons, ꝛc. **) auf dem Lande ein unschuldiges und beschäftigtes Leben führet.

Nachdem Hr. Francklin, vielleicht etwas zu umständlich, die Ermordung der Connestoger erzehlet hat, so will er, wie es einem jeden rechtschaffenen Schriftsteller

*) Wir könnten diese einfachen und sanften Sitten annehmen, ohne daß wir deswegen dem Guten in unsern Grundsäzen und in unsern Kenntnissen entsagen dörften.

**) In der neuen Ausgabe des Socrate rustique, (welches die Geschichte des Klyiogg ist) findet man weitläuftige und sehr wichtige Erzehlungen von der alten und ehrwürdigen Familie der Pignons bei Thiers in Auvergne.

steller gebühret, diesen Eindruck durch einen weit sanftern lindern; er beschreibet, wie die Mauren und andere Völker das Gastrecht und die Freistätte so heilig und unverlezt halten.

Ein Spanier, welcher einen jungen Mauern erstochen hatte, sprang über die Mauer in einen Garten. Der Eigenthümer, welcher ihn sahe, muthmaßte, daß er eine böse That begangen haben müste. Er gieng auf ihn zu und sagte ihm, indem er ihm die Hälfte von einem Pfersich reichte: „ Iß diese Frucht, du weist, „ daß ich dir die Rechte der Gastfreundschaft, so bald „ du sie in deinem Munde hast, nicht versagen kann, „ wenn ich auch wollte. „ Da er so mit ihm redete, verbarg er ihn in einem Gartenhause, und nahm den Schlüssel mit sich weg. Er gieng wieder in sein Haus zurück, und freute sich über das, was er gethan hatte; wie er in den Hof kam, brachte man seinen sterbenden Sohn in einer Sänfte. Er fragte nach dem Mörder; und aus der Beschreibung erkannte er den Spanier, den er gerettet hatte; er gieng wieder in das Gartenhaus zurück, und sagte zu dem jungen Cavalier: „ Kommt „ heraus, der, welchen ihr erstochen habt, ist mein „ Sohn, ich liebte ihn zärtlich, sein Verlust sezet mich „ in Verzweiflung: meine betrübten Nachbarn haben „ meinen unglücklichen Sohn in mein Hauß getragen; „ sie haben euch so gut beschrieben, daß ich euch nicht „ verkennen konnte; ich könnte euch strafen, und ich „ sollte es thun, wenn ich nur die Stimme der Rache, „ oder vielmehr des gerechtesten Unwillens hören wollte: aber ich hab euch zu essen angebotten, ich hab „ euch mein Wort gegeben, ich will es halten, kommet, und folget mir. „ Er führte darauf den Spanier in seinen Pferdstall, gab ihm das beste von seinen

Pfer-

Pferden, und nahm mit diesen Worten von ihm Abschied. „Fliehet vor denen, die euch verfolgen, ma„chet euch die Schatten der Nacht zu Nuze: morgen „mit Anbruch des Tages werdet ihr in Sicherheit „seyn: ihr habt das Blut meines Sohnes vergossen, „dieser schreckliche Streich hat mein Herz zerrissen, „aber Gott ist gerecht und gut; ich danke ihm, daß „er mir Stärke genug gibt, meinen Zorn zu unter„drücken, und Kraft, meine Versprechungen zu er„füllen.„

Man darf die Geschichte der Connestoger und des Mauren nicht so ansehen, als ob sie sich nicht zu den Gegenstand, den ich abhandle, schicken. Sie geben die moralischen Verschiedenheiten zweier Völker in Europa und eines Volkes in der neuen Welt zu erkennen.

Niemals soll die Liebe zum Vaterland über die Liebe zur Wahrheit in meinem Herzen siegen. Ich habe hier Gelegenheit, den Franzosen meinen Landsleuten zu beweisen, wie ich eben den Engländern bewiesen habe, daß weder sie, noch wir schon so menschlich sind, als wir es zu seyn glauben. Die Franzosen werden für die ersten gehalten, die den Sclavenhandel angefangen haben, und es gibt noch Franzosen, die das Herz haben, ihn zu treiben. Man muß lesen, was Montesquieu in seinem Geist der Geseze davon saget, und diesen schändlichen und barbarischen Handel in einen erlaubtern und menschlichern verwandeln.

Die Negern haben einen solchen Abscheu vor der Sclaverei, daß sie sich, wenn man sie aus ihrem Lande wegführet, die Zunge abbeissen, um sich, wenn sie solche verschlucken, zu ersticken. Diese Unglücklichen zu trösten, und ihrer Verzweiflung zuvor zu kommen,

muß

muß man vor ihnen auf verschiedenen musicalischen Instrumenten spielen.

Die kleinen Negers heist man Negrillons, und die Negersschiffe könnte man mit besserm Rechte Ställe für die Negern nennen.

Ein Edict von 1685 über die Regierung, Policei und den Handel der Negern auf den Französischen Inseln in America, wird der schwarze Codex genennt.

Zuweilen wird unter den Negern von einem schwarzen Vater und einer schwarzen Mutter, ein Weisser gebohren; und bei den kupferfarbnen Indianern ein Schneeweisser; aber bei den Weissen werden niemals schwarze Kinder gebohren. Die Weisse scheint also die ursprüngliche Farbe der Natur zu seyn, welche das Clima, die Nahrung und die Sitten verändern, die aber unter gewissen Umständen wieder zum Vorschein kömmt, wiewol so sehr verändert, daß sie der ursprünglichen Weisse nicht mehr gleichet.

Es scheinet; sagt auch Herr von Buffon, daß man drei Ursachen annehmen könne, welche zusammen die Verschiedenheiten hervor bringen, die man bei verschiedenen Völkern bemerket. Die erste ist der Einfluß des Clima; die andere, welche genau mit der ersten verbunden ist, die Nahrung; und die dritte, welche vielleicht noch näher an die erste grenzet, als die zweite, sind die Sitten.

Die neue Welt.

Es gibt, so zu sagen, auf dieser andern Halbkugel nur ein einziges Geschlecht von Menschen, welche alle mehr oder weniger braun sind. Ausgenommen in dem nordischen America, wo man Leute findet, die den

Lapplåndern åhnlich sind, und auch einige mit blonden Haaren, wie die nordischen Europåer. Uebrigens bemerket man an allen Menschen in diesem ungeheuer grossen Welttheil fast gar keine Verschiedenheit, welches vielleicht eine Würkung ihrer einförmigen Sitten und Lebensart ist.

Der wilde Mensch und der Seemensch.

Alle Vôlker, von denen wir geredet haben, und alle, die wir noch darzu setzen kônnten, sind entweder Wilde, wenigstens bei nahe, oder Civilisirte; und dieß kônnte mir noch Gelegenheit geben, von dem natürlichen Menschen und von dem Menschen in der Gesellschaft zu reden. Aber ich werde genug gesagt haben, wenn ich bemerke, daß der erste zu dumm, zu faul, zu unempfindlich sey; und daß der andere zu viel, nemlich zu viel eingebildete Bedürfnisse habe, daß er unendlich glückseliger seyn würde, als der natürliche Mensch, wenn er in zahlreichen Gesellschaften lebete, welche durch weise, einfache und ohngefåhr in allen Låndern einfôrmige Gesetze regieret würden.

Man behauptet, daß der wilde Mensch und absonderlich der Seemensch ordentliche Thiere sind, und führet, diese Meinung zu unterstüzen, folgenden Grund an: sie sind in zwei wesentlichen Stücken von dem Menschen unterschieden, nemlich in der Gabe zu reden, *) und in dem Vermôgen sich vollkommener zu machen, das ist, Tugenden und Talente zu erwerben.

Wenn

*) Dictionnaire der Naturgeschichte, zu Ende des Artickels von dem wilden Menschen.

Wenn diese zwo Gattungen von Menschen auch nicht reden, so haben sie doch die Organen, welche geschickt sind, artikulirte Töne zu formiren, *) und die geringe Verbindung, die sie untereinander haben, die wenigen Sachen, die sie sich einander zu sagen haben, sind ohne Zweifel die Ursache ihres Schweigens. Wenn sie sich nicht vervollkommnen, wenn sie dem Anscheine nach keinen Begrif von Tugenden und Talenten haben, so geschiehet es deswegen, weil sie noch nicht, wie wir, durch verschiedene Begebenheiten die Mittel gefunden haben, Gesellschaften zu formiren. Man kann aber allein in der Gesellschaft Tugenden und Talente erlangen, und sich einen genauen und vollständigen Begrif davon erwerben, wenn wir anderst diese Namen nicht solchen Sachen beilegen, welche die Thiere durch einen maschinenmässigen und keinesweges vernünftigen Instinct verrichten, und wenn wir nicht die Sanftmuth und das gütige Wesen einiger Thiere zu Tugenden, und die Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit einiger andern, die beständig einförmig sind, zu Talenten erheben, und wenn wir nicht aus eben diesem Grunde bei einigen aus ihrer List, aus ihren Betrügereien, aus ihrer Wildheit ein Verbrechen machen; bei allen diesen Sachen scheint sich in der That die Moral ein wenig mit der Physik zu vereinigen. Einige Philosophen, einige Beobachter der Natur läugnen schlechterdings, daß die Seemenschen und die Wilden eine viel geringere Gattung von Thieren wären, als wir; sie sind überzeugt, daß die Natur allezeit die einfach-

*) Es ist bei nahe kein Thier, welches nicht Organen der Stimme hätte, die den unsrigen ähnlich sind, und wenn sie sich keine Sprache formiren, so kömmt es daher, weil sie einander wenig Begriffe mitzutheilen haben, weil wir ihnen Zwang anthun, sie verfolgen und uns ihrem Fortgang widersetzen.

sten Wege gehet, und glauben, daß der Seemensch, und der wilde oder Waldmensch *) mit uns nur eine Gattung ausmachen; und es fehlt wenig, daß sie nicht auch den Affen zu dieser Gattung rechnen.

Sie sagen, daß unsere Erdkugel wahrscheinlich einige Jahrhunderte mit Wasser überschwemmt gewesen sey; **) die ersten Menschen sind also Fische oder Seemenschen gewesen, nachgehends ist ein Theil der Erdkugel nach und nach trocken geworden, und viele Gattungen von Fischen und unter andern die Menschen wurden Amphibien, ***) daraus entstunden Thiere auf dem Lande, oder Vögel: die Menschen haben sich nach dem Maas zerstreuet, nachdem die Erde bewohnbar geworden ist, einige haben sich in Gesellschaften zusammen gethan, und daraus sind diese entstanden, die wir heut zu Tag formiren; die andern sind in den Wäldern geblieben und diese nennen wir wilde Menschen.

Diese Muthmassungen mögen nun beschaffen seyn, wie sie wollen, so ist doch wenigstens gewiß, daß wir ein iedes Thier, das uns nur im geringsten gleichet, mit einer Art von Ehrerbiethung behandeln, und uns bemühen

*) Ich verstehe unter dem Waldmenschen den natürlichen Menschen: man eignet diesen Namen öfters einer Gattung Menschen zu, die man unter die Affen zehlet und welche Ourang-Outang genennet worden.

**) Inductionen und auf bekannte Facta gegründete Vernunftschlüsse scheinen dieses System zu rechtfertigen, aber man muß es demohngeachtet nur als eine sinnreiche Hypothese ansehen.

***) Einige befanden sich in den Meeren, die sich von dem Lande getrennet hatten, und blieben darinnen, und haben ihr Geschlecht darinn fortgepflanzet, daher findet man noch heut zu Tag in der offenbaren See Gattungen von Menschen, Hunden, Ochsen ꝛc.

bemühen sollen, es zahm zu machen, sein Glück zu erweitern, alle Eigenschaften, die es besitzet, zu entwickeln, und ihm neue erwerben zu helfen, wenn es deren fähig ist. Welche Eroberungen, welch ein wahrer Ruhm, wenn es uns gelingen sollte, Thiere, die bisher nur dumm und böse gewesen sind, so geschickt und vielleicht noch besser, als wir sind, zu machen!

Ehedessen waren die Seemenschen ohne Zweifel besser bekannt, als itzo, denn die Alten haben oft davon geredet; nach ihnen haben die Mahler und die Poeten die Tritonen, die Nereiden und die Syrenen *) gebildet, wie sie hüpfend einher schwammen, und um den schäumenden Wagen des Neptuns auf einer Muschel bliesen.

Heut zu Tag bezeichnen wir die Meermenschen durch das Wort Syrene, und zum Unterschied nennen wir das Weibchen Meerfrau, oder welches noch besser ist, wir nennen das Männchen Triton und das Weibchen Syrene. Syrenen trift man in den Africanischen Meeren an; dieß sind Ungeheuer oder Thiere, welche zu zwo verschiedenen Classen zu gehören scheinen, denn sie sind Menschen und Fische, sie gleichen einem Menschen vollkommen vom Kopfe bis an den Gürtel, aber ihre Schenkel und ihre Beine sind, an statt daß sie getheilt

*) Die Tritonen waren nach den Poeten Söhne des Neptuns und der Amphitrite; sie vereinigten sich mit den Nereiden, deren an der Zahl funfzig, alle Töchter des Neptuns und der Doris waren. Die Syrenen waren, nach eben diesen, Töchter des Flusses Achilous und einer von den neun Musen; sie wohnten an der Küste von Sicilien, wo sie so harmonisch sangen, daß sie die Reisenden in die Klippen lockten, wo sie fast allezeit umkamen.

theilt seyn sollten, zusamm gewachsen, mit einer schuppigten Haut überzogen, und endigen sich in einen breiten und gabelförmigen Schwanz, wie bei dem Fische Delphin. Sie haben eine ordentliche Menschengestalt, einen runden Kopf, etwas grosse Augen, platte Wangen, stumpfe Nasen, sehr weisse Zähne, etwas graue, zuweilen blaue und über die Schultern herabhangende Haare, eine weisse und sehr feine Haut. Die Männchen und die Weibchen sind auch zugleich männlichen und weiblichen Geschlechts. Die Weibchen haben einen festen und runden Busen, wie die jungen Mädchen, die nicht durch allzu häufige und lebhafte Liebkosungen vor der Zeit welk werden.

Das Männchen oder der Triton hat schon in seiner Jugend einen langen und grauen Bart; er hat, wie das Weibchen, kurze und breite Arme, ohne daß man einen Elenbogen bemerken kann: *) die Finger sind halb durch eine Membrane zusamm gewachsen, und dieses dienet ihnen statt der Floßfedern.

Das Fleisch der Meermenschen hat, wie man sagt, einen Geschmack, wie Schweinfleisch; ich wünschte zur Ehre der Menschheit, daß man dieses Fleisch niemals, ausser in dem dringendsten Nothfall, kosten möge. Man sollte weder Seemenschen, noch wilde Menschen, noch Affen, noch Trettes=Trettes, **) noch

*) Nicht als ob ihre Arme nicht auch aus zwei Beinen, wie die unsrigen zusamm gesetzt wären; sondern die Fertigkeit, sie beständig zum Schwimmen ausgestreckt zu halten, machet, daß sie an der Junctur dieser zwei Beine die Buge nicht haben, welche den Elenbogen formiret, und die wir selbst an unsern Armen erst durch das öftere Biegen machen.

**) So wird dieses Thier in dem Dictionn. der Thiere und in dem Dictionn. der Naturgeschichte genennet, aber in dem Handlexicon heißt es Tretratette.

noch andere Thiere, die ohngefähr ein menschliches Gesicht haben, tödten; auch dieienigen, welche eine ganz verschiedene Natur von der unsrigen haben, sollte man mit Widerwillen umbringen, und ihnen so wenig Schmerzen machen, als möglich ist.

In Norwegen, *) wo noch viel Unwissenheit und Aberglaube herrschet, und wo man folglich lächerliche Gesichte hat, soll man Seemenschen gesehen haben, wovon einige den Bischöfen, andere den Mönchen gleichen. Rondelet und nach ihm Jonston haben ihre Naturgeschichte der Fische mit diesen lächerlichen Figuren gezieret.

Larrey **) erzehlet in seiner Geschichte von England (1ter Th. S. 403) daß man 1187 zu Oxford ***) in dem Herzogthum Suffolck einen Seemenschen gefangen habe, den der Gouverneur ein halb Jahr verwahrte, der aber einsmals entwischte und wieder in das Meer kam, auch nachgehends nicht mehr gesehen wurde.

Man lißt in den Deliciis von Holland, daß im Jahr 1430 nach einem erschrecklichen Sturm, welcher die Dämme durchriß, Mädchen von Westfrißland

*) Die drei nordischen Reiche in Europa, Norwegen, Dänemark, Schweden, werden unter den Namen Scandinavien begriffen.

**) Isaac Larrey war gebohren zu Lintor bei Walbec. Seine vornehmsten Werke sind, 1) die Geschichte des Augustus. 2) Die Geschichte der Königin in Frankreich, Eleonora. 3) Die Geschichte von England, welche sehr geschäzet wird. 4) Die Geschichte der sieben Weisen. 5) Die Geschichte Ludwigs des 14ten. Diese letzte ist etwas weitläufig, es sind 3 B. in 4to. Larrey starb 1719 in einem Alter von 80 Jahren.

***) Dieß ist nicht die berühmte Universität, welches die Hauptstadt der Provinz Oxford ist.

zu Wasser nach Surmerand giengen, um die Kühe zu melken; und als das Wasser verlaufen war, sahen sie ein Meerweibchen in einem Schlamme, wo sehr wenig Wasser war. Sie führten es nach Edam, wo man ihr Kleider anzog, und genoß die ordentlichen Speisen. Es lernete nehen, und darauf führte man es nach Harlem. Daselbst lebte es einige Jahre, ohne das Reden zu lernen, *) und es hatte beständig eine natürliche Neigung zu dem Wasser. **)

In der allgemeinen Geschichte der Reisen wird erzehlt, daß Fischer auf der Insel Ceylon ***) mit einem Netze auf einen Zug sieben Tritonen und neun Syrenen gefangen haben. Ein Spanischer Medicus anatomirte sie in Gegenwart verschiedener Jesuiten, die als Missionairs auf der Insel waren, ****) und befand alle ihre innern Theile wie bei dem Menschen.

Dieser

*) Man hat ohne Zweifel entweder die gute Methode nicht angewendet, wie Herr Rodrigue Pereire, ein berühmter Portugiese, wovon ich in dem Artikel von dem Gehöre geredet habe, oder es fehlte dieser Frau (ich weiß nicht wie) ein Organum, welches zur Hervorbringung articulirter Töne erfordert wird.

**) Dieser Erzehlung fügt das Dictionn. der Naturgeschichte noch bei, daß sie Töne wie eine sterbende Person von sich gab; wenn die Stimme der Syrenen so beschaffen gewesen wäre, die durch die Poeten so berühmt geworden sind, so hätten sie keine Zauberinnen seyn sollen.

***) Diese Insel ist eine der schönsten in Indien, wo ein ausserordentlicher Baum wächst, der Tallipot genennet wird, dessen Blätter so breit sind, daß ein einziges funfzehn bis zwanzig Menschen bedecket; wenn sie trocken sind, macht man feste und bequeme Zelten daraus.

****) Wenn sie der Medicus und die Missionnairs umbrachten, um sie zu anatomiren, ohne wenigstens vorher versucht zu haben, sie zahm zu machen und sie zu füttern, so bringt es ihrem Herzen keine Ehre: in dieser Art von Neugierde ist Barbarei.

Dieser weitläufigen und umständlichen Erzehlungen ohngeachtet, kann man doch noch mit gutem Grunde an der Würklichkeit der Seemenschen zweifeln. Wenn man alle Zweifel heben wollte, so müste man noch Tritonen in den Meeren finden, oder einen Naturkündiger anführen können, der, wo nicht ein ganzes Skelette, doch wenigstens ein Stück davon hätte. Der gelehrte Schwede, Peter Artedi, *) redet von einer Syrene, die bei neu Marseille in America gefunden wurde, er führet viele Schriftsteller an, die auch davon geschrieben haben, beschreibt sie und setzt noch hinzu, er wünsche, daß sich ein geschickter Naturforscher von der Würcklichkeit dieses Thieres versichere, er aber, der es nicht gesehen hätte, wolle lieber gar nichts in diesem Puncte entscheiden, als zu verwegen urtheilen.

Von der Würcklichkeit der wilden Menschen ist man besser überzeugt, als von dem Daseyn der Seemenschen, und man hält sie überhaupt eben so wol für Thiere, als die letztern.

Der P. le Comte, ein Jesuite, der aber zu seinem Unglück nicht in unserm Jahrhundert gelebet hat, nennet den Wilden eine Art von Thieren. **) Aus sei-

 ner

*) S. seine Ichthyologische Bibliothek, (oder die Naturgeschichte der Fische, 3ten Th.)

**) Wenn er zu unsern Zeiten gelebt hätte, so würde er ohne Zweifel die Abhandlung des Herrn Rouseau über die Ungleichheit unter den Menschen gelesen haben, und diese Worte in der Anmerk. 8 würden sein verwegenes Urtheil zurückgehalten haben. Gesetzt, sagt Rousseau, da er von den Herren Montesquieu, Buffon ꝛc. redet. „Gesetzt diese neuen Hercules kämen von ihren merkwürdigen Reisen zurück, und wollten alsdann bei Gelegenheit eine moralisch politische Geschichte von dem, was sie gesehen haben, herausgeben; alsdann würden wir eine neue

ner Beschreibung, die er von den Wilden auf der Insel Borneo, und auf der Küste von Coromandel machet, und aus seinen Schilderungen kann man urtheilen, wenn man ihm auf sein Wort glauben muß. „Der „ Wilde oder Waldmensch hat eine ausserordentliche „ Stärke, und ob er gleich nur auf zwei Füssen geht, „ so ist doch dieses Thier so schnell im Laufen, daß man „ Mühe hat es zu fangen. Die vornehmen Leute ia„ gen es, wie wir die Hirschen. *) Es hat eine sehr „ zottichte Haut, tiefe Augen, ein wildes Ansehen, „ ein verbranntes Gesicht, aber alle seine Züge sind „ ziemlich regelmässig, ob gleich rauh, und von der „ Sonne aufgeschwollen. Sein Körper ist mit einer „ Art von weisser, grauer oder schwarzer Wolle be„ deckt.„

„ Als ich von China auf die Küste von Coroman„ del gieng, sagt eben derselbe Schriftsteller, sahe ich „ auf der Erdenge von Malaca eine Art Affen, wel„ che mir dasienige bestättigten, was ich eben von den „ wilden Menschen erzehlet habe. Dieser Affe gehet von

neue Welt unter ihrer Feder hervor kommen sehen, dadurch wir die unsrige besser kennen lernten. Wenn dergleichen Beobachter sagen werden, dieses Geschöpf ist ein Mensch, und ienes ein Thier, alsdann kann man es glauben. Man müste aber sehr einfältig seyn, wenn man sich hierin auf ungeschickte Beobachter verlassen wollte, von welchen man öfters eben das fragen möchte, was sie bei andern Geschöpfen so leicht entscheiden wollen. „

*) Was sollen diese Unglücklichen von uns denken, was sollen sie sagen, wenn sie so verfolgt und aufgeopfert werden, absonderlich wenn sie ohngefähr aus eben der Classe wie wir sind? — Ich wünschte, daß einer von ihnen auf einmal den Gebrauch der Sprache bekäme und daß er uns sagen könnte, was wir ihm für Empfindungen verursachen. Ich glaube ihn zu hören, und zittere vor Entsetzen.

„ von Natur auf seinen zween hintern Füssen, die er „ sehr wenig bieget, wie ein Hund, der das Tanzen „ gelernet hat. Er bedienet sich, wie wir, seiner bee„ den Arme: sein Gesicht ist wolgebildet: er schreiet „ vollkommen, wie ein Kind. Alle äusserlichen Hand„ lungen dieses Thieres sind so menschlich, und seine „ Leidenschaften so lebhaft, und so unterscheidend, daß „ ein Stummer seine Empfindungen und seinen Wil„ len nicht besser ausdrücken kann, als er. Diese Art „ von Thieren scheinet absonderlich von Natur sehr „ zärtlich zu seyn; und um den Personen, die sie ken„ nen und lieben, ihre Neigung zu bezeugen, umarmen „ sie solche, und küssen sie mit einem Feuer, welches „ in Erstaunen sezet.*) Ob sie schon sehr groß sind, „ (denn die welche ich gesehen habe, setzt er hinzu, wa„ ren wenigstens vier Schuh hoch,) so ist doch ihre „ Leichtigkeit und Geschicklichkeit unglaublich, es ist ein „ Vergnügen, welches bis zur Verwunderung steiget, „ wenn man sie an den Schifseilen herum laufen sie„ het, wo sie zu weilen spielen, als wenn sie sich selbst „ eine Kunst, auf dem Seile zu tanzen, erfunden „ hätten.„

Diese Art Affen ist der Waldmensch, der Ourang-outang der Indianer; man nennet diesen Affen auch den wahren Satyr, weil er sehr verliebt gegen unsere Weibs-

*) Man könnte den P. le Comte fragen, was er für eine, ich will nicht sagen Religion, sondern Philosophie gehabt habe, als er diese Erzehlungen niederschrieb, warum ist ihm bei dieser Stelle die Feder nicht aus den Händen gefallen? Man kann so guten Creaturen nicht so leicht die Seele absprechen: was für Gedult, was für Sanftmuth muß man nicht gebraucht haben, was für Erfahrungen muß man nicht angestellet haben, wenn man das Gegentheil behaupten will?

Weibspersonen ist, ein neuer Beweiß, daß diese Gattung wenig von der unsrigen verschieden ist.

Herr de la Martiniere erzehlet in seinem Geographischen Lexicon, daß man zu Anfang dieses Jahrhunderts in den Hanövrischen Wäldern einen wilden Menschen gefangen habe, der nach England hinüber geführet worden sey. Georg der 1ste der damals in England regierte, ließ ausserordentliche Sorgfalt für ihn tragen, da er aber dem ohngeachtet unflätig fortlebte, und nicht zahm gemacht werden konnte, *) so gab man ihm einem Mann zur Aufsicht. Dieser wilde Mensch starb einige Zeit darnach. **)

Man lißt in den Memoiren von Trevoux (Jan. und Febr. 1701) einen Brief, dessen Verfasser auf der Englischen Fregatte, **London**, ein wildes Kind gesehen haben will, welches erst drei Monate alt war: es war zwei Schuh hoch, und völlig mit ganz kurzen Haaren bewachsen; es hatte eine sehr stumpfe Nase, und war so stark, wie ein Kind von sieben Jahren. Der Verfasser des Briefs schloß dieses aus dem ungewöhnlichen Widerstand, den er empfand, wenn er es bei der Hand zog. Er bemerkte einen Verdruß, wenn er es aus

seinem

*) Er lebte ohne Zweifel nur so unflätig und der Natur so zuwider, und blieb so wild, weil er durch das Einschliessen in Verzweiflung gebracht war, und die Orte nicht verlassen konnte, wo er nichts natürliches sahe, und wo er sich für das einzige Thier seiner Art hielte.

**) Der Mann, dessen Aufsicht er übergeben war, brauchte vielleicht gerade die nöthige Sorgfalt nicht, daß er ihn nemlich in einem Parc eingesperret hätte, wo er hätte herum laufen können; daß er ihm seine Speise beständig an einem Ort gestellet, und ihn dadurch gewöhnet hätte, dahin zu kommen; daß er öfters mit ihm gespeiset, und ihm wenigstens im Anfang, nicht mehr als eine oder zwo Personen auf einmal hätte sehen lassen.

seinem Behältnisse zog, seine Handlungen schienen alle menschlich zu seyn; es legte sich auf die Seite, wenn es schlafen wollte, und stüzte sich auf eine von seinen Händen, der Puls an den Armen schlug, wie bei uns.

Der Mercure de France vom Monat December 1731 gedenket eines iungen wilden Mädchens, welches in dem Walde zu Songi, bei Chalons in Champagne, gefunden wurde. Es ließ sich, wie ich gehöret habe, Mlle. le Blanc nennen, und es schien ihr sehr vernünftig, in der Gesellschaft einen Namen zu führen, aber sonst fand sie wenig Sachen, woran sie ein Vergnügen hatte. Im Anfang ihres Aufenthalts in Frankreich, ehe sie nemlich an unsere Weichlichkeit gewöhnet war, konnte sie im Lauf einen Haasen einhohlen. Es wurden ganze Jahre erfordert, bis sie sich vom rohen Fleisch enthalten konnte, ihr Magen konnte den elenden Geschmack von gesottenen Speisen nicht vertragen. — — Hat sie niemals ein Verlangen nach den Wäldern gehabt, woraus man sie gezogen hat? — — Wenn man aus den Händen der Natur kömmt, und unsere Sitten, Ungerechtigkeiten, ꝛc. siehet, so muß man, wenn man nicht wieder in die Wälder zurück kehret, wenigstens keinen andern Platz in der Gesellschaft einnehmen, als die Stelle eines guten und rechtschaffenen Landmanns.

Von den Thieren überhaupt.

Nach dem Menschen, der ohnstreitig das Meisterstück der Natur ist, *) wollen wir auch die andern Gattungen von Thieren durchgehen, und sehen, in welchen Stücken sie dem Menschen gleich kommen, und wie sie von ihm unterschieden sind.

Man kann sich das Sinnbild wieder vorstellen, welches ich zu Anfang dieses Werks gebraucht habe, und die ganze Natur als eine Pyramide ansehen, wovon der Mensch die Spitze ausmacht. Er erhebt sich auf der einen Seite zu Gott, dem einzigen Wesen, das über der Pyramide existirt, und auf der andern Seite hat er Gemeinschaft mit allen niedrigern Creaturen, und genießt sie alle.

Wir wollen sehen, wie ferne der Mensch an den Eigenschaften anderer Wesen Theil nimmt, **) und dann, wie er sich über sie erhebet.

Ein iedes Thier hat zwei Dinge zu seinem Wesen nöthig, die Bewegung und die Ruhe, Wachen und Schlafen, zween beständig aufeinander folgende Stände, die ununterbrochen fortgehen; von ihrem Gleichgewichte hängt die Gesundheit und das Leben ab; sie müssen also nicht nur abwechselnd, sondern auch ohngefähr gleich seyn. Beständig in Unthätigkeit seyn, beständig

*) Nemlich das vollkommenste Wesen, das Gott auf die Erde gesetzt hat, denn es können auf andern Weltkörpern noch vollkommnere seyn.

**) Nicht nur die Thiere, sondern auch die Pflanzen und die Mineralien stehen mit ihm in einem genauen Verhältniße; denn er ist aus eben denselben Elementen zusamm gesetzt, wie sie; er ist eben den natürlichen Gesetzen der Anziehung, des Widerstands, der Bewegung und der Ruhe rc. unterworfen.

beständig schlafen, ist ein Stand der Krankheit; beständig in Bewegung seyn, beständig wachen, ist ein noch schrecklicherer Stand, und kann leicht den Tod befördern. *)

Bei einem schlafenden Thiere, findet nur die Bewegung der Lunge, des Herzens und des Gehirns statt. Diese Bewegung geschiehet ohne unsern Willen und Vorbedacht, und das Thier befindet sich in einem leidenden Zustand. Die Auster, die Muschel ꝛc. und absonderlich die Thierpflanzen kann man also als beständig schlafend ansehen. Die beständige Würksamkeit des Gehirns, die der Schlaf selbst nicht hindern kann, ist die Ursache der Träume. Dann würket es von unserm Willen unabhängig, durch die Gewalt, durch den Stoß, welchen ihm Gott gegeben hat, um seine Bewegungen fortdauernd zu machen.

Wachen und schlafen sind zwo Modificationen, die allen Thieren wesentlich sind; in diesem Stück ist kein Unterschied zwischen ihnen und den Menschen: das Herz und alles, was damit in Verbindung stehet, nemlich die Lunge, die Luftröhren und alles, was zur Circulation und zum Athemholen dienet, ist bei allen diesen Gattungen ohngefähr einerlei, ohne selbst die unsrige davon auszunehmen.

Wenn man die Sache nur obenhin ansiehet, so scheinen die Thiere und die Pflanzen nichts miteinander gemein zu haben. In der Einleitung zu diesem Werke

*) Ich habe gelesen, daß man in dem alten Aegypten einem grossen Verbrecher in seinem Gefängniße eine grössere Marter, als den Tod selbst anthun wollte, und man ließ ihn vierzehn Tage keinen Augenblick schlaffen; dieses allein würde ihm den Tod zugezogen haben, wenn man noch länger gezaudert hätte, ihn hinrichten zu lassen.

Werke hab ich versucht, das Gegentheil zu erweisen; und es will uns würklich alles überzeugen, daß die Ordnung in den Werken der Natur so beschaffen sey, daß sie durch allgemeine Aehnlichkeiten an einander hängen, und mit einander verbunden sind. Die Seele oder der Geist hat ein allgemeines Verhältniß mit der Materie; daß sie nemlich existiren und eine Modification annehmen können. *) Die Materie hat mit dem Geiste das allgemeine Verhältniß, wovon ich eben geredet habe; sie hat aber ausserdem noch zwo besondere und wesentliche Eigenschaften, die Ausdehnung und die Undurchdringlichkeit, **) sie theilet sich von Natur in drei Classen, in die Mineralien, Pflanzen und Thiere: ***) und

*) Die Seele hat nur eine, aber bewundernswürdige Modification, nemlich das Denken; die Materie hat mehrere, welche in allen sichtbaren Wesen eine vortrefliche Abwechslung verbreiten, nemlich die Gestalten, die Farben, die verschiedenen Arten des Geschmacks, alles dasienige, was man zufällig nennet.

**) Die Ruhe, worin sie bleibet, wenn sie niemand stöhret, die Bewegung, die sie empfindet, wenn sie durch eine äusserliche Kraft gestossen wird, sind Würkungen von ihrer Ausdehnung und von ihrer Undurchdringlichkeit; vermöge der Ausdehnung sind die Theile, woraus die Materie zusammgesetzt ist, aneinander gebunden, und haben von sich selbst kein Mittel aus diesem Zustand zu kommen; dieß ist die Ruhe: vermög ihrer Undurchdringlichlichkeit widerstehen sie den Kräften, die sie zusamm drücken wollen, dieß ist die Ursache der Bewegung. Denn wenn die Materie durchdringlich wäre, wenn nemlich ein harter Körper, der an einen andern weniger harten stösset, diesen zusammdrucken und vernichten könnte, so würden die weniger harten Körper, anstatt zu widerstehen und nachzugeben, durch die härtern Körper verschlungen werden, und keine Bewegung statt finden.

***) Man könnte diese drei Classen auf zwei bringen: die todte und organisirte Materie, aber man müste die andere wieder in die lebende und in die nicht lebende organisirte Materie eintheilen; es ist aber auch vielleicht die todte Materie nicht aller Organen beraubet.

und ein iedes Individuum von diesen drei Classen hat die Existenz und die Modification mit der Materie und dem Geiste gemein; ein iedes ist noch überdieß ausgedehnt und undurchdringlich und in diesem Stücke gehört es allein zur Materie: ausser diesen allgemeinen Eigenschaften haben die Mineralien noch ihre besondern, und so ist es auch mit den Pflanzen und Thieren.

Die vornehmsten Verschiedenheiten unter diesen drei Classen oder Reichen der Natur sind sehr fühlbar; aber die Verschiedenheit von einer ieden Gattung, die vorher gehet, oder nachfolget, ist viel weniger merkbar; doch es gibt eine, denn die Natur thut alles mit Ordnung, mit fast unmerkbaren Abänderungen, und durch gewisse Stuffen.

Nach dem System des Herrn von Buffon ist ein grosser Abstand zwischen den dummsten Menschen, und zwischen dem Thiere, das am besten organisirt und am vollkommensten ist, als z. B. der Affe, der Elephant 2c. Der Urheber der Natur scheinet zum Vortheil des Menschen, von dem allgemeinen Geseze, das er sich vorgeschrieben hat, abgewichen zu seyn. Dieses allgemeine Gesez bestehet darin, daß alle Wesen nur durch unmerkliche Nuancen von einander unterschieden werden, daß also in der ganzen Schöpfung alles untereinander verbunden ist und zusammen hänget, daß alles angefüllt und lebendig ist.

Die vollkommensten Thiere sind dieienigen, welche nicht nur das Wachen und das Schlafen, den Kreislauf des Bluts und das Athmen der Luft *) mit dem

*) Die Luft circuliret auch in unserm Körper, und ist zum Leben nothwendig, sie gehet durch die Lunge und durch die Luftröhren, wie das Blut durch das Herz und durch die Arterien. (S. in der Geschichte des Menschen, die thierische Oekonomie.)

dem Menschen gemein haben, sondern deren Rumpf auch dem seinigen ähnlich ist, und nur die Extremitäten von ihm unterschieden sind, z. B. der Elephant, das Pferd, der Affe, der Bär, der Hund, die Kaze rc.

Hier muß ich bemerken, daß alle Thiere, deren Herzen einander gleichen, auch in ihrer übrigen Bildung der Theile vieles miteinander ähnlich haben, *) nun haben aber alle Thiere, die ich genennet habe, ohngefähr ein Herz wie der Mensch.

Sie haben auch eben die Sinnen, wie der Mensch, sie haben auch einen allgemeinen innern Sinn, wo alle übrige zusammen treffen. Dieser Sinn, welcher die Einbildungskraft genennet wird, und in dem kleinen Gehirn seinen Siz hat, hat vor den übrigen den Vortheil, daß er nicht nur die Eindrücke aller Sinnen in sich vereiniget, sondern auch eben diese Eindrücke fest behalten, und sie lange Zeit als gegenwärtig aufbewahren kann. Die Augen sehen nur die Gegenstände, die würklich vor ihnen sind, und so ist es auch mit dem Gefühle beschaffen, rc. **) aber das Gehirn siehet und fühlet

*) „Die Schildkröte, deren Herz ganz besonders formirt ist, sagt „Buffon, ist auch ein besonders Thier, welches keinem andern „Thiere gleichet.„ — — Hier ist also in der Natur ein Fehler? Sie hat also keine Nuance in der Ordnung der Schöpfung zwischen der Schildkröte und den Thieren, die vor ihr hergehen und ihr nachfolgen? Hierauf kann man antworten, daß die uns unbekannten Thiere ohne Zweifel diesen Zwischenraum ausfüllen.

**) Man muß aber doch gestehen, daß der Schall, der Geruch und der Geschmack nur leichte und folglich wenig dauerhafte Eindrücke auf das Gehirn machen; aber was wir gesehen oder befühlet haben, drücket sich stark ein, weil diese zween Sinne würksamer und ausgebreiteter sind, als die andern, und uns mehr mit allem, was uns umgibt, verbinden.

let alles, was wir iemals gesehen und gefühlet haben, wenn es will; und durch das Vermögen sich die Bilder wieder vorzuzeichnen, verbindet es alles, was die Augen gesehen und die Hände berühret haben, mit einander, und macht sich eine Reihe von Gemählden, die bald reizend, bald abscheulich ausfallen, nachdem wir traurig oder munter sind, nachdem wir gut oder schlecht verdauet haben, ꝛc.

Ein sehr merklicher Unterschied zwischen den Menschen und den Thieren ist nach dem Herrn Buffon dieser, daß das Gehirn des Menschen sich Bilder schaffet, und auf tausendfache Arten abändert, weil es von der Seele, einer denkenden und freien Substanz beherrschet wird, da dieß alles bei den Thieren maschinenmässig geschiehet; da ihr Gehirn nur ein Magazin ist, wo sie im Nothfall die Eindrücke wieder finden können, welche die Sinnen dahin gebracht haben, aber mehr finden sie nicht darin, (und das ist, eigentlich zu reden, keine Erinnerung.) Sie haben also nach eben diesen vortreflichen Schriftsteller weder eine Einbildungskraft, noch eine Beurtheilungskraft; daher kömmt es, daß sie allezeit einerlei Dinge und auf einerlei Art verrichten.

An statt dieser Vortheile, deren sie beraubet sind, führen sie aber gemeiniglich ein sicheres und klügers Leben, als wir; sie können die Vernunft nicht zu Hülfe ruffen, aber sie machen sich ihre Organen, so viel möglich zu Nuze; mit einem Worte, wenn sie in Ansehung der Einsichten weit unter uns sind, wenn sie nicht wie wir, die Kraft zu denken und zu überlegen haben, so sind sie hingegen fast allezeit glücklicher, als wir, so kennen sie auch nur das physische Gute und Böse, und

das erste überwiegt allezeit das leztere. *) „Aber in dem
„ Menschen, sagt Herr von Buffon, ist das physische
„ Vergnügen der geringste Theil seiner Vergnügun-
„ gen, und der physische Schmerz der geringste Theil
„ seiner Plagen; seine Einbildungskraft, welche un-
„ aufhörlich beschäftiget ist, thut alles, oder arbeitet
„ vielmehr beständig zu seinem Unglück, denn sie stel-
„ let dem Menschen nur leere Fantomen oder übertrie-
„ bene Bilder vor, und gibt ihm Stärke, sich damit
„ zu beschäftigen. Die Seele wird mehr durch diese
„ leeren Vorstellungen gequälet, als durch würkliche
„ Gegenstände, und sie verlieret ihre Kraft zu urthei-
„ len, und selbst ihre Herrschaft: sie vergleicht nur
„ Erdichtungen, sie will nur, was andere wollen, und
„ öfters will sie Unmöglichkeiten.„

Dieses erinnert mich an eine Unterredung zweier Freunde, welche beede einsam auf dem Lande lebeten.
„ Nur hier ist man glücklich, sagte der eine, aber um
„ glücklich zu seyn, muß man sich viel zu schaffen,
„ und von allen seinen Sinnen Gebrauch machen,
„ (doch muß man grosse Malzeiten, und müssige Per-
„ sonen, die ein Vergnügen daran haben, vermeiden,)
„ ein rechtschaffener Mann und ein Wolthäter seyn,
„ seinen Garten bauen, und übrigens, wenn ich so
„ sagen darf, **nach Art der Thiere leben.**„

„Es

*) Wenigstens bei den Thieren, die wir der Natur überlassen, oder die wir mit Menschlichkeit behandeln. Denn wenn ich von einem Kettenhunde, oder von einem Esel redete, den man täglich durch überhäufte Arbeiten ermüdet, so würde ich von ihm sagen, was la Fontaine von einem unglücklichen Holzhauer saget: „Was hat er für Vergnügen gehabt, so lang er auf der „ Welt ist?

„Es ist wahr, antwortete der andere Freund, „daß diese unvernünftigen Creaturen überhaupt glück„licher sind, als wir, denn ihre Glückseligkeit ist „gleichförmiger und beständiger, aber sie ist auch „weit mehr eingeschränkt, und nicht so eindringend, „wie die unsrige.„

Der Ausdruck, **nach Art der Thiere leben**, welcher zarte Ohren beleidigen könnte, will so viel sagen, als ohne viele Sorgen und Ehrbegierde leben; aber wenn wir so lebten, möchte mir iemand einwenden, was würde alsdann aus den Wissenschaften, aus den Künsten, aus den obrigkeitlichen Aemtern ꝛc. werden? Viele von diesen Sachen vertragen sich besser mit der ländlichen Einfalt, als man insgemein glaubet, und denienigen, welche sich nicht damit vereinigen lassen, könnte man entsagen, und dieß wäre sehr gut. — — Was die Gerechtigkeit, die Kriegsübungen und die Wissenschaften betrift, so könnte man zu gleicher Zeit ein Landmann und ein Richter, oder ein Soldat, oder ein Gelehrter seyn. So muß man ohne Zweifel die weise Antwort des Kliyogg's verstehen, die er einem Officier gab, der einen von seinen Söhnen verlangte, und ihm Beförderung in Kriegsdiensten versprach. — — „Nach euern Begriffen, „sagte der Officier, würde also nur eine Profession „in der Welt seyn, wenn die Kinder allezeit die Le„bensart ihrer Väter erwählten. Und was wäre „denn für ein Unglück dabei, erwiederte Kliyogg lä„chelnd? Wenn alle Menschen das Land baueten, und „sich von ihrer Hände Arbeit nährten, so würde man „nichts mehr von Treulosigkeit und von Gewalttgä„tigkeit hören; Friede, Vergnügen und Ruhe wür„den auf den ganzen Erdboden herrschen; denn ich

„ habe noch niemand gefunden, mit dem ich meine „ Umstände hätte vertauschen wollen; bisher hat es „ mir noch an nichts gemangelt, und ich habe noch „ nicht das geringste Verlangen gehabt, etwas zu be„ sizen, das einem andern gehöret.„ — — Dieß nenne ich Glück, das einige wahre Glück, welches die zween Freunde geniessen, die ich eben angeführet habe.

Nachdem Herr von Buffon bewiesen hat, daß die Thiere gegen Vergnügen und Schmerzen nur eine kurze Zeit empfindlich sind, und daß sie sich niemals eingebildete machen, so will er auch beweisen, daß sie sich eben so wenig des Vergangenen erinnern, als sie das Zukünftige vorher sehen: er beantwortet die meisten Einwürfe, die man ihm über die Erkenntlichkeit und Rache der Thiere, die sie öfters länger behalten, als wir, machen kann; aber seine Beweise überzeugen mich nicht völlig, ob sie gleich sehr hinreissend sind.

Die Vertheidiger der Thiere behaupten, daß sie ein Gedächtniß haben und sich ihres vergangenen Zustands erinnern, daß ihr innerer Sinn, ihr Gehirn keine Maschine sey, die erst durch seine würkliche Erschütterung von äussern Gegenständen in Bewegung gesezt werden müste: zum Beweise ihres Sazes führen sie an, daß ein Hund träumet, daß er glaubet, er sey auf der Jagd, oder schmeichele seinem Herrn 2c. und doch sezet in dem Augenblick, da er träumet, kein äusserer Gegenstand seine Sinnen in Bewegung, welcher ihn maschinenmässig an das eine oder das andere erinnern könnte.

Den allgemeinen innern Sinn, der eine Materie und eine Maschine ist, haben wir mit den Thieren gemein, und so weit hängen wir noch an der Erde;

aber

aber wir besizen noch etwas, das über die Thiere erhaben ist, nemlich ein geistiges Wesen, die Seele, welche uns in die himmlischen Gegenden und zu Gott selbst erhebet. Also ist das Ich, der innere Mensch zwiefach, im Traume scheinet das Gehirn ohne Beihülfe der Seele zu würken, (wenigstens meisten Theils,) wenn wir sehr beschäftiget sind, so würket es bei nahe auch alleine, und das nennen wir zerstreuet. Dieß ist der eine Theil von dem innern Menschen, und izt folgt der zweite; die Seele scheinet fast nichts von dem Gehirn, von dem materielen Sinn nöthig zu haben, wenn sie über moralische und metaphysische Speculationen nachdenket, die unter keinem Bilde vorgestellet werden können.

Wenn wir eines lebhaften und dauerhaften Vergnügens geniessen wollen, so müssen die zween Theile des innern Menschen, die Seele und das Gehirn das ihrige darzu beitragen. Erhabene Begriffe machen den schönsten Theil von unserm Selbst glücklich, aber sie machen nur einen Theil glücklich, und der es selbst nur einige Zeit und durch etwas heftige Erschütterungen ist; denn Menschen, die sich oft in den Himmel erheben, sind um niederer aber nothwendiger Bedürfniße willen öfters gezwungen, sich wieder herab zu lassen; der Weg vom Himmel auf die Erde ist sehr merklich, ia wol rauh und ermüdend; es ist besser, wenn man in der mittlern Gegend bleibet.

Wenn du ein wahres Glück geniessen willst, so vegetire ruhig, denke wenig, und beschäftige deine Einbildungskraft, aber mit lachenden, einfachen und

 leichten

leichten Sachen. *) Allezeit tief denken, oder sich allezeit grosse Sachen vorstellen wollen, das wäre einem Fürsten gleich seyn wollen, der nicht einige Augenblicke dem Privatleben widmen wollte; oder einigen lächerlichen Schauspielern, die allezeit in einem declamatorischen Tone reden, und die ihre Theaterkleider niemals gerne ablegen.

Die Seele, diese reiche und unerschöpfliche Quelle des moralischen Guten und Bösen, könnte über alle Augenblicke unsers Lebens Glück verbreiten, und sie macht uns öfters das Leben nur verhaßt; durch die Seele allein sind wir von den Thieren unterschieden, durch sie allein könnten wir unendlich glücklicher seyn, ais sie, aber sie sind es in vielen Stücken mehr, als wir. Denn an statt daß wir die Vergnügen der Natur wie sie geniessen, und sie nur durch einige kleine Züge lebhafter machen sollten, (dieß können wir, aber sie nicht) so entstellen wir diese Vergnügen und verändern sie in Schmerzen. Daher kommt es, daß die dummsten Menschen, die sich mehr dem Stande der Thiere nähern, und nur die Vergnügen der Natur kennen, wie diese, gemeiniglich munterer und gesunder, als Leute von vielen Verstand sind, **) und iene haben

*) Wir könnten unsere Einbildungskraft dahin bringen, daß sie uns bei nahe allezeit Vergnügen vorstellete; aber dieß ist nur bei dem eigentlichen Landleben möglich: nur bei dieser Lebensart kann man die Glückseligkeit auf so einfache Grundsäze zurück führen, daß sie unveränderlich bleibet. — — Dann fängt man erst an eine beständige und angenehme Munterkeit zu empfinden, diese Munterkeit, welche verursachet, daß man im Herzen und fast niemals boshaft lachet; und dieß ist weit vorzüglicher, als eine lärmende und glänzende Freude.

**) Es gibt noch etwas anders, welches einen Menschen vor dem andern munterer, stärker und gesunder machet, wenn man auch annimmt,

haben bei nahe allezeit eine fröliche Mine, welche diese nicht haben.

Herr von Buffon hat also den Thieren alle Beurtheilungskraft abgesprochen, und um diese Art der Beschimpfung einigermassen wieder gut zu machen, so glaubt er doch, er müsse gestehen, daß wenigstens die grösten Thiere dem Menschen nahe kommen; er sagt, daß die Gesellschaften, welche einige, ia wol die meisten unter ihnen formiren, „von der Wahl derer abzuhängen scheinen, welche die Gesellschaft ausmachen. Die Elephanten, die Biber, die Affen,„ ꝛc. suchen einander auf, versammlen sich, gehen haufenweis, helfen und vertheidigen einander, und machen gleiche Schritte. Wenn wir diese Gesellschaften nicht so oft in Unordnung brächten, und wenn wir sie so leicht beobachten könnten, wie die Mücken, so würden wir vielleicht noch andere Merkwürdigkeiten an ihnen wahrnehmen; dieß würden aber doch noch immer physische Verhältnisse seyn.

Die beste und vollkommenste Gesellschaft, und auch die glücklichste wäre die Gesellschaft der Menschen,

 wenn

annimmt, daß sie ohngefähr von gleichem Verstande sind; dieß ist ein nüchternes und arbeitsames Leben, und die gute Landluft; dieser Unterschied machet, daß Kliyogg beständig gesund ist und ein vergnügtes Leben führet, da hingegen Herr Hirzel Anfälle von Melancholie hat: man kann darüber diesen klugen Arzt in dem ländlichen Socrates nachlesen. Es könnte mir eingewendet werden, daß es in der Stadt beschäftigte Leute gebe, die eben so munter sind, als man es immer auf dem Lande seyn kann. Ich habe also unrecht, daß ich die Luft und andere Vortheile des Landes unter die Ursachen der Munterkeit rechne; aber man vergleiche einmal die Munterkeit eines Landmannes mit einem aus der Stadt, und man wird sehen, daß die Munterkeit des ersten allezeit angenehmer, aufrichtiger, und wenn ich so sagen darf, feiner und liebenswürdiger ist.

wenn die Vernunft, welche sie verschönern und vervollkommnen sollte, ihr bisher nicht mehr schädlich als nüzlich gewesen wäre.

Es wäre eine Verwegenheit, wenn man in einem Buche für Anfänger in dieser Wissenschaft alle Thiere durchgehen und sie beschreiben wollte. Ich werde aber doch versuchen, die vornehmsten Gattungen kennen zu lernen, ihre Sitten und ihre Eigenschaften zu mahlen. Zu den Thieren, welche mit uns einerlei Halbkugel bewohnen, werde ich auch die Thiere der neuen Welt sezen.

Diese neue Welt ist America, welches deswegen so genennet wird, weil die Reisenden erst gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts dahin gekommen sind, da sie Christoph Columbus, ein Genueser, entdecket hatte. Einige Jahre darnach ist Americus Vesputius auf das feste Land gekommen, und hat dieser Hälfte von unserer Erdkugel den Namen gegeben.

Es wird aber das ganze Land in das mitternächtige und mittägige America eingetheilet.*) Der Erste Theil hat mit Europa und Asien einerlei Lage, er begreift nemlich den untern Theil der temperirten Zone gegen den Nord- oder Mitternachtpol, und Europa und Asien nehmen den Obern Theil eben dieser Zone ein. Das mittägige America ist mehr in der Mitte der Kugel

*) Das mitternächtige America begreift Luisiana, Canada, Florida, Mexico, oder neu Spanien, neu Mexico, neu England, Acadia, Pensilvanien, Virginien, neu Georgien, das Land Labrador; und in dem Meere, die Inseln Terre-Neuve, und die Antillen. Der mittägige Theil begreift Terrafirma, Peru, Chili, das Magellanische Land, das Land der Patagonen, Paraguai, Brasilien, und das Land der Amazonen, welches durch einen Fluß von Brasilien abgesondert wird.

gel, wie Africa; der eine und der andere Welttheil nähern sich also dem Süd- oder Mittagpol.

Europa, Asien *) und Africa hängen zusammen, und machen die alte Welt aus; America ist so groß, als diese drei miteinander und heißt die neue Welt. Ein Theil von Asien heißt Indien, Ostindien, und der diesem entgegen stehende Theil in America wird Westindien genennet.

Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, meinen Lesern diesen allgemeinen Begrif von der Geographie zu geben, oder sie vielmehr daran zu erinnern, ehe ich sage, wie ich in diesem Theil thun werde, was für Thiere sich auf einem ieden Theil der Kugel befinden.

Die meisten Europäischen Thiere findet man auch in Asien und in Africa, nur mit den Abwechslungen und Veränderungen, die das Clima hervorbringen muste. Einige, welche nur ein gemässigtes Clima vertragen können, findet man allein in Europa; andere, welche ein wärmers Clima nöthig haben, halten sich in Asien auf; noch andere endlich, welche die Natur so gebauet hat, daß sie die gröste Hize ertragen können, findet man allein in Africa und unter der Linie, nemlich in dem Theile, der am nächsten gegen Mittag liegt.

Einige Thiere scheinen aus Europa durch die unermeßlichen Wälder nach America hinüber gegangen zu seyn, da beede Welten längst dem Eismeere an dem Nordpol durch diese Wälder zusammen hängen. **)

Herr

*) Dieser Theil ist wahrscheinlich das Vaterland der ersten Menschen gewesen.

**) Man könnte sagen, es wäre auch wahrscheinlich, daß diese Thiere aus America nach Europa gekommen sind; hierauf kann man zweierley

Herr von Buffon bemerket, daß von ohngefähr zwei hundert Gattungen vierfüssiger Thiere, die man kennet, bei nahe hundert und dreissig ursprünglich aus der alten Welt sind; und daß sich unter den übrigen siebenzigen vierzig befinden, die man allein in der neuen Welt antrift, und dreissig davon beeden Welten gemein sind.

Damit man die Thiere von ähnlichen Gattungen desto leichter miteinander vergleichen könne, so werden wir zuweilen in einem Artikel ein Thier aus der alten Welt, und eines aus der neuen Welt, daß ienem gleich kömmt, erklären.

Man kann die Thiere auf dreierlei Art betrachten, um sie zu classificiren und methodisch zu ordnen. Die erste Art ist, wenn man den unmerkbaren Nuancen folget, wodurch sie die Natur von einandert abgesondert hat; aber dieses ist nur dem Höchsten Wesen möglich, welches sie erschaffen hat, und in dem sich das erste und lezte Glied von der Kette der Wesen vereiniget. Die andere Art ist, wenn man das Thierreich in verschiedene Haufen theilet, und in einen ieden von denselbigen die Thiere sezet, die eine in die Augen fallende Aehnlichkeit miteinander haben, ob sie gleich auch in vielen Stücken von einander verschieden sind. Dieß ist die Methode der Gelehrten, welche die Thiere nach ihren Haupteigenschaften unterscheiden, und uns behülflich

zweierlei Antworten geben, aber gegen die erste können noch Einwendungen gemacht werden. In Europa sind sie viel grösser und stärker; es ist also wahrscheinlich, daß sie aus Europa nach America übergegangen und dort ausgeartet sind. 2) Seit dem unsere Colonien America bewohnen, so wissen wir, daß durch die nordischen Länder Thiere aus Europa dahin kommen, man hat aber noch niemals, weder in Norwegen, noch in Lappland bemerket, daß fremde Thiere angekommen sind.

behülflich sind, daß wir sie erkennen und dem Gedächtniße einprägen. Die dritte Art, die Thiere zu classificiren, welche vielleicht nicht die nüzlichste ist, wenn man aus der Naturgeschichte ein methodisches Studium machen will, die man aber den übrigen vorziehen muß, wenn man die Thiere nur kurz durchgehen will, bestehet darin, daß man sie in der Ordnung auftretten läßt, wie sie um uns her sind: dieser Methode werde ich folgen.

Die erste von diesen drei Methoden läßt sich nicht anwenden, und wer ihr folgen wollte, das wäre eben so viel, als wenn iemand die Ilias des Homers lesen wollte, ohne das Griechische zu verstehen. Bei der andern machen wir es wie ein Kind, welches, ohne die Worte, die ein Buchdrucker zusammen gesezet hat, lesen zu können, sie wieder auseinander legt, und einen ieden Buchstaben in sein gehöriges Fach wirft; es weiß also sehr wenig von der Arbeit, die durch seine Hände gegangen ist. Diese Methode ist wenigstens in diesem Stücke gut, daß sie die Elemente, welche neue Verbindungen hervor bringen können, an ihren rechten Ort sezet. Die dritte ist ohngefähr dieienige, die ein Mensch befolgen würde, dem man die schönsten Stellen in der Iliade des Homers bezeichnet hätte, und der einen Versuch machte, wenigstens diese Stellen zu verstehen, da er sich nicht schmeicheln kann, daß er das Uebrige auch verstehen werde.

Ein-

Eintheilung der vierfüssigen Thiere.

Um die andere von den drei Methoden *) in der Naturgeschichte zu erklären, will ich hier die allgemeinen Eintheilungen der Thiere, wenigstens der vierfüssigen anzeigen, und zwar in Ansehung ihrer Füsse: darnach will ich die genauern Eintheilungen anführen, die von andern Aehnlichkeiten unter ihnen hergenommen werden.

„Man theilet sie aber ein in Solipeda, Bisulca „ und Digitata. 1) Die Solipeda, oder Soliungula „ sind diejenigen, welche nur eine Klaue an den Füs„ sen haben, als z. E. das Pferd, der Esel, und der „ Zeber. 2) Die Bisulca haben zwei gespaltene Klauen, „ als der Ochs, das Schaf, die Ziege, der Hirsch rc. „ 3) Digitata werden diejenigen genennet, welche an den „ Füssen viele Zehen haben, als der Hund, der Haas, „ der Löw, der Fuchs rc.

„Zu diesen Eintheilungen sezen die Naturfor„ scher noch die vierfüssigen Thiere mit drei gespaltenen „ Klauen, Trisulca, als das Rhinoceros; oder mit „ vier gespaltenen Klauen, Quadrisulca, als der Hip„ popotamus, oder mit fünf gespaltenen Klauen, als „ der Elephant: aber wenn man diese Thiere genau be„ trachtet, so sind sie entweder Bisulca oder Quadri„ sulca; man hält z. E. das Schwein für ein Thier, „ das vier Klauen hat, und es gehet doch nur auf „ zweien.

„Die-

*) Da die erste unmöglich ist, so ist es auch ohne Nuzen, etwas davon zu reden; die dritte ist leicht, sie ist einfach, wir werden ihr folgen, und sie bedarf keiner Erklärung; also darf ich nur noch einen Begrif von der andern geben.

„ Diejenigen vierfüssigen Thiere nennet man Un-
„ gulata, welche Zehen haben und deren äusserste En-
„ de an den Füssen mit harten Klauen oder Huf bede-
„ cket sind; diese Substanz ist fest, wie ein Horn und
„ ausgehohlt, sie bedeckt und hält die Extremitäten
„ der Zehen zusamm; und auf diesen gehen die Thiere
„ zum Theil, als die mit einer Klaue, mit zwei gespal-
„ tenen und vier gespaltenen Klauen. „

„ Unguiculata heissen diejenigen, deren Zehen
„ nicht bedecket, und nur an der vordern Spize mit
„ hervorragenden Klauen bewafnet sind; diese sind öf-
„ ters schmal, spizig, gekrümmt und absonderlich un-
„ ten mit Haaren umgeben, zu weilen sind sie auch
„ breit, wie bei den Affen, sie werden auch Thiere mit
„ vier Händen genennet.

„ Man kann auch die vierfüßigen Thiere noch ein-
„ theilen in Wiederkauende, wie z. E. das Geschlecht
„ der Ochsen, der Ziegen, der Hirschen, und in nicht
„ Wiederkauende, als die Schweine 2c.

„ Der Ritter Linnaeus gibt in sechs Classen vier
„ und dreissig Geschlechter von vierfüssigen Thieren an.

„ Die erste Classe enthält die Menschenähnlichen,
„ die nemlich eine menschliche Gestalt haben; als die
„ Affen, die Bradype, oder die Faulthiere in Ceylon
„ und in America, diese haben alle vier Hände.

„ In die andere sezt er die grimmigen Thiere,
„ (Ferae) als der Löw, der Leopard, der Luchs, das
„ Geschlecht der Marder, die Fischotter, die Hunde,
„ die Wölfe, der Fuchs, das Meerkalb, der Dachs,
„ die Zibetkaze, der Igel, die Armadille, der Maul-
„ wurf, die Fledermaus.

„ In

„ In die dritte Classe die wilden Thiere, (Agriae) als die Tamandua's, ein Fuchsen ähnliches
„ Geschlecht in America.

„ In der vierten Classe sind alle Arten von Ratten, als die Stachelschweine, die Eichhörnchen, die
„ Haasen, der Castor, die Spitzmäuse, die Ratten,
„ die Murmelthiere, die Philanders.

„ In der fünften sind die Lastthiere, (Jumenta)
„ als der Elephant, das Naßhorn, (Rhinoceros) das
„ Wasserpferd, (Hippopotamus) das Pferd, der Esel,
„ der Zeber, der Maulesel, die zahmen und wilden
„ Schweine.

„ In der sechsten das Vieh (Pecora;) als das
„ Trampelthier, (Dromedarius) das Peruanische
„ Schaf, (Pacos) das Kameel, die Aegyptische Ziege,
„ (Gazelle) die Hirschen, die Ziegen, die Rehe, der
„ Steinbock, das Elendthier, die Gemse, das Rennthier, der Damhirsch, das Schaf, der Ochs, der
„ Auerochs, der Büffelochs.

„ Herr Klein bringt die vierfüssigen Thiere, welche Junge werfen, auf zwo Gattungen: die erste
„ enthält die mit Klauen, (Ungulata die nemlich Hornfüße haben, und theilt sie in fünf Familien ein; die
„ andere begreift die Digitata oder Unguiculata, auch
„ in fünf Familien. (S. das Werk dieses Schriftstellers unter dem Titul: Quadrupedum dispositio,
„ brevisque Historia Naturalis.)

„ Eben dieser Verfasser hat auch eine Classe von
„ eierlegenden vierfüssigen Thieren gemacht, worunter er die Frösche, die Crocodille ꝛc. begreift. Ueberhaupt alle Thiere, welche man bei dem Linnaeus in
„ der Classe der Amphibien findet, und welche bei Brisson

„ son kriechende Thiere genennet werden, und die vierte
„ Classe ausmachen.

„ Herr Brisson hat das ganze Thierreich in neun „ Classen eingetheilt, und noch achtzehen Unterabtheilungen gemacht, die Charactere hat er von ihren „ Zähnen hergenommen, so wol Stock- als Hunds- „ und Schneidzähnen, oder von ihrer Stellung und „ von ihrer Gestalt. Dieser Naturforscher macht „ auch Vergleichungen, oder characteristische Merkmale, die er von den Füssen hernimmt, sie mögen „ nun Klauen, oder Zehen, gespaltene, oder ungespaltene Klauen haben ꝛc. er ziehet auch die Anzahl „ der Zehen an den Hinter- und Vorderfüssen, die Anzahl der Zizen und die verschiedene Länge der Beine „ in Betrachtung. „

„ Andere Zoologen *) haben die Thiere nach ihrer „ Decke, nach ihrer Wohnung, nach ihrer Lebensart, „ nach ihren Waffen ꝛc. betrachtet. „

Von den Haußthieren.

Die grösten Philosophen haben geglaubt, daß es keinen Stand gäbe, wo man nicht, mehr oder weniger, glücklich seyn könne, wenn man nur nicht ganz elend, oder ein Sclave ist, (das leztere kann man auch im Ueberfluße seyn,) aber sie haben auch geglaubt, daß das Landleben alle Arten des Glücks unendlich übertreffe; wenn man nemlich auf dem Lande in Gesellschaft lebet,

*) Man nennet diejenigen Schriftsteller Zoologen, welche von der lebenden Natur, nemlich von den Thieren handeln. Ich habe dieses Wort bereits in der Vorrede zu diesem ersten Band erkläret.

lebet, und sich ernstlich mit dem Feldbau beschäftiget. Alle Menschen sollten also auf dem Lande leben und da eine Gesellschaft formiren, denn man muß nicht halb glücklich seyn wollen. Durch die Tugend kann man zwar auch glücklich seyn, wenn man alleine lebet, (es mag nun in der Stadt, oder auf dem Lande seyn;) aber man ist es noch mehr, wenn man sein Glück andern mittheilet. Das wahre Glück ist den künstlichen Reichthümern gerade entgegen gesezt; man kann sie nicht vertheilen, ohne sie zu verringern, aber ie mehr man das Glück theilet, ie mehr nimmt es zu: *) alles Gute, das man thut, genießt man auch wieder. Mache deinen Nechsten, deine Mitbürger, die Fremden glücklich; und nicht nur, was den erhabenen Character der Menschheit an sich trägt, sondern auch die Thiere, ia selbst die unempfindlichen Wesen. — — Der Schäfer Amyntas siehet einen Baum, dessen Wurzeln die Bäche von der Erd entblößet haben, er machet von den Stäben, die er zu einen andern Gebrauch bestimmt hatte, einen Damm; er arbeitet mit wahrem Vergnügen, so wol für dieienigen, die den Schatten dieses Baums geniessen können, als für den Baum selbst. (Geßner, Idylle Amyntas.) — — Wie viel kann ein rechtschaffener Mann, der ruhige Besizer eines Maierhofs, glückliche von ieder Gattung machen! Er macht ihrer eben so viel, und vielleicht noch mehr, als sein

*) Wenn ein Mann hundert Pistolen hat, und gibt von funfzig Armen einem ieden eine, so wird sein Vermögen bis auf die Hälfte verringert; aber wenn er Ländereien oder eine Manufactur besizet, und wenn er Kinder hat und noch mehr Personen zu sich nimmt, die er arbeiten und mit sich im Ueberfluße leben lässet, so ist er durch sein Glück, durch ihr Glück, und durch das Glück neuer Arbeiter, die er durch die Vermehrung seines Vermögens wird annehmen können, glückselig.

sein Nachbar, ein grosser Herr, öfters nicht unglückliche machet.

Du weist es und lernest es noch täglich durch eine angenehme Erfahrung, du ehrwürdiger Hausvater, der du für dich keine wahre Glückseligkeit kennest, als die du deinem Weibe, deinen Kindern, deinen Bauern, deinem Viehe und allem, was um dich athmet und vegetiret, verschaffest. Deine reinen Hände, deine wolthätigen und erschaffenden Hände verbreiten überall Leben und Freude; du bist der Mitarbeiter der Natur. Von deinen Kindern bis auf die Heerden in deinen Ställen, bis auf die Pflanzen in deinen Gärten wächset alles, wird alles durch deine Gegenwart belebt und verschönert. Die Liebe scheinet dich mit dem göttlichen Feuer erfüllet zu haben, welches die Jugend der ganzen Welt beständig erhält; und sie scheinet alle Reize, womit sie die Natur zieret, auf deinem glücklichen Felde vereinigt zu haben. — — *) Laß den reichen Stolzen seine Schäze bewundern, und sie verschwenden, oder vergraben; laß den müssigen Edelmann und den gelehrten Fantasten über alte Namen und eitle Träume in Entzücken gerathen. Du, der du einen ganz andern Lauf zu vollenden hast, beschäftige dich mit nichts, als mit der angenehmen Sorgfalt, deine Seele mit allen Tugenden zu bereichern, und so wol in, als ausser deinem Hauße Ueberfluß und Friede herrschen zu lassen.

*) Man wird leicht merken, daß ich nicht von unsern gewöhnlichen Bauern rede, von den Bauern, über welche wir uns so oft mit Recht wegen ihrer Grobheit beklagen ꝛc. Da doch so wol diese, als auch ihre übrigen Fehler unsern Luxus, unsere Weichlichkeit und unser ungerechtes Verfahren zur ersten Ursache haben.

Diesen Ueberfluß, den fast allezeit der Friede begleitet, haben wir absonderlich den Haußthieren zu danken, den kostbaren Thieren, die wir nie zu gut behandeln und nie zu sehr schonen können; ich werde bei der natürlichen Geschichte eines ieden Thiers von der Art, es zu erziehen und zu regieren, handeln. Diese Gegenstände könnte man als zu meinem Werke unzwekmässig ansehen, aber ich werde in Ansehung der Wichtigkeit Verzeihung erhalten. Ich wünschte absonderlich nach den gelehrtesten Naturforschern die besten Mittel vorschreiben zu können, die Haußthiere von den Krankheiten zu bewahren, denen sie unterworfen sind, und wovon sie ohne Zweifel befreit seyn würden, wenn wir sie nicht eben so schlecht regierten, als wir uns oft selbst regieren.

Zur Vervollkommnung der Vieharztneikunst sind heut zu Tag viele Schulen in Frankreich angelegt worden. Diese Einrichtung und die Königlichen Baumschulen *) versichern **Ludwig dem Vielgeliebten** das dankbare Andenken seiner Unterthanen und ihrer spätesten Nachkommen.

Herr Clerc hat zwo Maximen festgesezet, nach welchen man das Vieh vieler Uebel überheben könnte, die

*) Diese Baumschulen sind in vielen Provinzen des Reichs vertheilet, sie werden dem allgemeinen Holzmangel, der vielen Ländern drohet, Einhalt thun; man ziehet aber vorzüglich Italiänische Pappelbäume, (diese Bäume brauchen nur funfzehn oder achtzehn Jahre zu ihrem Wachsthume) und um einen doppelten Nuzen zu gleicher Zeit zu stiften, so sollen diese Baumschulen durch Findelkinder ausgehauen werden, die dabei ein gutes Schicksal geniessen sollen, welches man ihnen als Waisen zu verschaffen schuldig ist, die von dem Staate vor andern geschüzt werden müssen.

die dasselbige zu Grunde richten. Vor diesen Maximen gehet ein gründlich und schön geschriebener Eingang her.

„ Ein Schriftsteller (M. le M. de **,) dessen „ Name nach Jahrhunderten noch nicht vergessen seyn „ wird, sagt in dem Eingange zu seinen Elemens de „ la Philosophie Rurale, S. 70. ein Rockenkorn ist „ der Keim von Scepter und Kronen; das Pflugeisen, „ welches die Monarchien gründete, besoldet die Po„ tentaten; und das Getraid, welches ich säe, muß „ zu Kriegs-Artillerie- und Schifsmunition aufwach„ sen, 2c. Nichts ist wahrer; die Erde ist das Horn des „ Ueberflusses, woraus die nüzlichen Producte, die „ wahren Reichthümer und ihr beständiger Umlauf „ hervor kommen.„

„ Aber eben diese Erde, welche der Regen in „ Nahrungsmittel verwandelt, will durch arbeitsame „ Hände lebendig gemacht werden; was sie verlanget, „ ist gerecht, die Fortpflanzung vermehret sich nach „ dem Maase der Arbeit. Um den Cirkel der allge„ meinen Glückseligkeit fortdauernd zu machen und „ immer weiter auszubreiten, werden unumgänglich „ viererlei Sachen erfordert. 1.) Der ununterbro„ chene Schuz der Regierung, 2.) die Klugheit des „ Eigenthümers, 3.) die Arme des Pachters, *) „ 4.) die Schonung und Erhaltung der Thiere, ohne „ welche der Feldbau nicht bestehen kann.„

„ Ein tiefes Nachdenken über die Krankheiten der „ Thiere, (sezt Herr Clerc hinzu) überzeuget mich,

 „daß

*) Die Arme des Pachters müssen auch mit vieler Klugheit geleitet werden, so will Herr Clerc verstanden seyn; und wenn er will, daß der Eigenthumsherr die Klugheit eines Mirabeau, eines Neuve-Eglise, eines Turbilly besizen soll, so verlangt er von dem Pachter die Klugheit eines Klinogg, eines Pignon 2c.

„ daß die Ursachen derselbigen weniger von den Feh-
„ lern der Luft und den Ausdünstungen, womit dieses
„ Fluidum angefüllt ist, abhänge, als von der Art
„ und Weise, wie man diese Thiere wartet und füt-
„ tert. Wenn meine Zweifel gegründet sind, so er-
„ fordert die Menschenliebe und der allgemeine Nuzen,
„ den Landleuten die Mittel anzuzeigen, wie man die
„ Sache besser machen soll. „

„ 1.) So bald man wegen der Kälte nicht mehr
„ auf dem Felde arbeiten kann, so versammlet man
„ eine grosse Anzahl Thiere in enge Ställe, wo die
„ Thüren und Fenster verschlossen sind: es ist aber
„ ohnstreitig, daß eine grosse Menge Thiere, die an
„ einem Orte eingesperret sind, wo eine erstickende Luft
„ ist, bald erkranken müssen, und die Gefahr vermeh-
„ ret sich nach der Anzahl der Thiere, und nach dem
„ Maase der Wärme in dem Stalle. „

„ 2.) Zu viel, oder zu wenig ist allezeit ein Fehler;
„ es ist aber übertrieben, wenn man von der Bewegung
„ auf einmal in die Ruhe, von einer beständigen Arbeit
„ in eine vier oder fünf Monat lange Ruhe kommt. In
„ dieser Unthätigkeit häufen sich bei den Thieren die Säf-
„ te, die sie ausdünsten sollten. Die Ausdünstung ge-
„ het weniger von statten, besonders im Winter, wenn
„ man zu wenig Leibesübung hat; (Naturgeschichte des
„ Menschen, in dem Stande der Krankheit, 5ter Th.
„ 1ter Art.) „

Ich möchte hier gerne von der Glückseligkeit re-
den, die wir den Haußthieren verschaffen können, wel-
ches unsere eigene um vieles vermehren würde: aber
dieses Gemählde wird bei der Vergleichung, die ich
an einem andern Orte zwischen den wilden- und Hauß-
thieren

thieren anstellen will, besser an seinem Plaze stehen. (S. den Discours zu Aufang der Geschichte der wilden Thiere.)

Die Haußthiere kann man in zwo Classen eintheilen. Die einen helfen uns zu unsern Arbeiten, daher kömmt die lateinische Benennung, Jumenta. Im teutschen nennet man sie Last- oder Zugthiere. Diese sind, das Pferd, der Ochs, der Esel, der Maulesel und der Bastart von einem Ochsen und einer Eselin (Jumart.) Die andern dienen uns zur Nahrung, und werden Mastvieh, (lateinisch Altilia) genennet. Diese Thiere sind, das Schaf, die Ziege, das Schwein und der Ochs. Also kömmt der Ochs in die beeden Classen: und man kann behaupten, daß er das nüzlichste Thier ist. Das Mastvieh ist fast auf den ganzen Erdboden, wie in Europa. Aber mit den Lastthieren hat es eine andere Beschaffenheit; das Kameel, das Trampelthier und der Büffelochs werden in Asien, Africa und der leztere in Italien gebraucht: das Rennthier in Lappland. Die Americaner brauchen den Lama, den Pacos ꝛc. zu verschiedenen Arbeiten.

Nach dem Artikel vom Schweine wird man einen Grundriß zu einem Viehhofe finden, wo man die Haußthiere bequem vertheilen könnte.

Das Pferd.

So wol wegen seiner Schönheit, als auch wegen seiner Stärke verdienet das Pferd den ersten Rang unter den Thieren, die wir unter uns zu leben gewöhnet haben.

Man findet bei dem Horaz und la Fontaine eine vortrefliche Fabel über die Art und Weise, wie wir das

Pferd in unsere Gewalt bekommen haben. Der Hirsch, sagt man, der ihm eine Weide strittig machte, hatte es beschimpfet, das Pferd wollte sich rächen, „ nahm „ seine Zuflucht zu dem Menschen, und flehte um sei„ ne Hülfe; der Mensch legte ihm einen Zaum an, „ schwung sich auf seinen Rücken, und ließ ihm keine „ Ruhe, bis der Hirsch gefangen und getödtet war. „ Da dieß geschehen war, dankte das Pferd dem Men„ schen seinem Wolthäter, mit diesen Worten: ich „ bin dein Diener, lebe wol; ich kehre wieder in mei„ nen wilden Aufenthalt zurück. Nicht so, sagte der „ Mensch, bei uns ist es besser, ich sehe zu gut, wor„ zu man dich brauchen kann. — — Das Pferd sahe, „ aber zu spat, daß es eine Thorheit begangen habe: „ sein Stall war schon bereitet und ausgebauet, es starb „ darin an seine Kette gebunden. „ (la Fontaine, 4tes B. F. 13.) Glücklich, wenn es eine geringe Beleidigung übersehen hätte. Glücklich, sagt Horaz, wenn er von einem unersättlichen Geizigen redet, von welchem das Pferd ein Sinnbild ist, „ glücklich, wenn es „ weniger geizig, weniger ehrbegierig gewesen wäre; „ so würde es nicht in einer ewigen Knechtschaft schmach„ ten. „

Serviet aeternum, quia parvo nesciat uti

Das Pferd ist uns sehr ergeben, und diese Freundschaft ist nicht allein die Frucht der Erziehung: schon durch seinen Character hat es eine Sympatie mit uns; es ist lebhaft, feurig, muthig, kann die Ruhe nicht vertragen; es kann bestürzt und zornig werden, es kann schwehr abgerichtet werden, wenn man es nicht in der Jugend zahm gemacht hat. Wir sollten es, wenn es auch nur in Betrachtung der Eigenschaften, durch welche es uns gleichet, geschehen sollte, etwas besser trac-

tiren, als es gemeiniglich geschiehet. Aber wir müssen deswegen nicht in den entgegen gesezten Fehler verfallen, und eine so schädliche Gefälligkeit gegen dasselbige haben, daß wir es nach seiner Art eben so weichlich leben lassen, als wir nach unserer Art leben.

Ich könnte durch viele Beispiele erweisen, daß wir die Pferde sehr schlecht behandeln. Gibt es nicht in allen grossen Städten eine Menge solcher Pferde, die wahrhaftig des Mitleids würdig sind, die kaum so viel Kräfte haben, sich selbst fortzuschleppen, und doch schwehre Lasten ziehen müssen? *) Gibt es nicht bei nahe in ganz Europa von zwo zu zwo Meilen Postpferde?

„Wenn die Pferde entweder mit Pflügen, oder „mit der Erndte sehr beschäftiget sind, so soll man sie, „sagte der güte Kaiser **Traian**, auch meinen eigenen „Couriers versagen.„ -- — Ein Gesez von dieser Art könnte zu unsern Zeiten nicht wohl mehr statt finden; aber es sollte wenigstens den Couriers verbotten seyn so reissende Sporn zu tragen, die den Pferden bis in die Eingeweide dringen; oder daß die müssigen Leute, welche, wenn sie an Ort und Stelle gekommen sind, wissen, was sie da machen sollen, nicht zu sehr eileten, und die Pferde nicht so sehr ermüdeten. — — Die Posten sind nicht so gut versehen, als sie es seyn könnten, **) weil sie dieienigen, welche die Pferde brauchen nicht so gut tractiren, wie sie doch billig thun sollten.

*) Der traurige Zustand der unglücklichen, welche diese Pferde leiten, muß empfindsamen Seelen am betrübtesten seyn.

**) Da zu unsern Zeiten ein würdiger König den Feldbau in Frankreich beschüzet, so haben die Posten in diesem Königreiche, wenigstens auf dem Lande, sehr muntere Pferde. — — Ich habe auf den Landgütern des Duc de Chaulnes einen Postmeister gesehen, der ein reicher Bauer ist, und viele starke Pferde zu seinen Feldbau und zum Fahren hält, die alle Apfelschimmel sind.

Die natürliche Geschichte des Pferdes soll nur die Beschreibung desselbigen und seine Sitten enthalten; ich werde aber doch einigen Unterricht von seiner Erziehung, von den Stutereien ꝛc. beifügen. Ich werde auch nicht so genau in den Schranken der natürlichen Geschichte bleiben, wenn ich von andern zahmen Thieren rede. Diese Gegenstände sind zu nüzlich, zu angenehm, als daß man sie nicht aus allen möglichen Gesichtspuncten betrachten sollte.

Beschreibung des Pferdes.

Das maiestätische Ansehen, die zierliche und flüchtige Gestalt dieses stolzen Thieres, wenn es auf den Wiesen springet, oder wenn von seinem schnellen Fuß auf dem freien Felde sich eine Wolke von Staub erhebet, *) ist ein Sinnbild des Glücks und der Freiheit. Wenn aber eben dieses Thier mit einem schimpflichen Geschirre bedecket ist, den Kopf hänget, und kaum einen Fuß nach dem andern von der Erde aufheben kann, welche unter seiner Last seufzet, so ist es ein Sinnbild der Sclaverei und des Schmerzens. Eine mehr oder weniger gemässigte Sclaverei ist das Loos aller zahmen Pferde, sie tragen überall die traurigen Merkmale davon an sich, auch so gar auf der Weide, wo man sie nur deswegen zu weilen ihrer Freiheit überlässet, um ihnen darnach die Last der drükenden Arbeit, oder den Verdruß eines mehr oder weniger geraumigen und von ei-

*) Ich ahme hier das reizende Bild des Virgils nur schwach und in der Ferne nach:

Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum.

Aen. 8. v. 597.

einer verderbten Luft angestekten Gefängnisses besser fühlen zu lassen. Ich habe Pferde auf der Weide gesehen, die durch beständige Arbeiten abgetrieben waren, sie können die wenige Erholung, die man ihnen vergönnet, nicht mehr geniessen, sie sind gegen die Annehmlichkeiten der Ruhe unempfindlich, ihr Stand ist beständige Unruhe, tiefe Traurigkeit, welche nichts auch nur auf einige Augenblicke erheitern kann. Ihr Hals ist durch ein übermässiges Joch gekrümmet, welches sie auch alsdann noch zu fühlen glauben, wenn man es ihnen abgenommen hat; ihre Seiten sind durch die Sporn zerrissen, ihre Füsse sind von Nägeln durchlöchert, und mit Eisen beschlagen, das eben so erniedrigend und beschwerlich ist, als eine Kette; sie sind mit einem Wort in den Augen der ganzen Natur mitleidenswürdige Geschöpfe. Der Mensch allein, der sie unglücklich machet, ist so barbarisch, daß er sie ohne Rührung ansehen kann. Diese Thiere haben nur einen glücklichen Tag, wenn sie nemlich ihren grausamen Herren nicht mehr nüzlich seyn können, und auf ein Feld geführet werden, welches sie wol tausendmal umgepflüget, und wieder leer gemacht haben; und das sie endlich zum leztenmal durch die Auflösung ihrer Körper fruchtbar machen. Sie fühlen es mit Vergnügen, wenn ihr Blut fliesset und ihre Kräfte verlöschen; man könnte sagen, daß ein sterbendes Pferd ohngefähr folgende Reflexion zu seinem Troste mache, die wir vielleicht an seiner Stelle nicht machen würden. „Meine Uebel „haben ein Ende, ich werde bald wieder zu der Masse „der Wesen kommen, ich werde in einen Erdenwurm, „in ein fliegendes Insect verwandelt werden, zween „Stände die einander entgegen gesezt, aber doch frei „und folglich glücklich sind.„

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubet, daß das Loos der Parade- und Kutschenpferde besser sey, als der Last- oder Zugpferde. Beständig von dem Eigensinne eines Herrn abhängen, der sein beschwehrliches Daseyn nicht zu nüzen weiß, ihn Tag und Nacht in den unreinen und verpesteten Gassen einer grossen Stadt herum ziehen, drei Stunden bei einem Schauspiel oder Spaziergang vor dem Thore warten, ist dieß der so angenehme Zustand. — — Nein, nein, der Kutscher eines Grossen ist in keinem Stücke besser, als bei einem gemeinen Bauern, und seine Pferde sind noch weniger glücklich, als dieienigen, welche auf dem Lande arbeiten, leiden und ruhig sterben.

„Die Natur, sagt Herr von Buffon, ist viel „schöner, als die Kunst, in einem lebenden Geschö- „pfe macht die freie Bewegung die schöne Natur aus; „man betrachte die Pferde, die sich in dem Spani- „schen America vermehret haben, und daselbst als „freie Pferde leben; ohne bestimmten Aufenthalt, „ohne Bedeckung, als unter dem heitern Himmel, „athmen sie eine reinere Luft, als in den gewölbten „Palästen, wo wir sie einschliessen, und wo sie ganz „enge Pläze einnehmen müssen; *) diese wilden „Pferde sind auch stärker, flüchtiger und nervichter, „als unsere meisten Haußpferde; sie haben, was die „Natur geben kann, Stärke und ein edles Ansehen; „die

*) Wir könnten unsern zahmen Pferden die grösten Vortheile der freien Pferde geniessen lassen, darzu käme noch, daß sie mit uns lebeten, daß sie unsere beschwehrlichen und nüzlichen Arbeiten, wie auch unsere Ergözlichkeiten mit uns theilten; lauter Sachen, gegen welche sie nichts weniger als gleichgültig sind.

„ die andern haben nur, was die Kunst geben kann,
„ Geschicklichkeit und Anmuth.„

„Diese Thiere sind von Natur nicht grimmig, „ sondern nur trozig und wild. Ob sie gleich in der „ Stärke den meisten übrigen Thieren überlegen sind, „ so greiffen sie dieselbigen doch niemals an, und wenn „ sie von ihnen angegriffen werden, so verachten, zer„ streuen, und zertretten sie dieselbigen. Sie gehen „ in Haufen miteinander, nur wegen des Vergnügens „ beisamm zu seyn, denn sie haben keine Furcht, son„ dern halten sich nur aus Neigung zusammen.„

Diese angenehme Vereinigung wird niemals durch Kriege wegen des Futters gestöhret. Sie leben von Kräutern, und haben mehr, als sie verzehren können; der Friede wird bei ihnen niemals, als in der Zeit der Liebe, unterbrochen, und diese ist bald vorbei.

Der Verfasser der Geschichte der Americanischen Freibeuter, (Oexmelin) sagt, „daß man auf der In„ sel St. Dominigue Haufen Pferde zu fünfhundert „ mit einander laufen sehe, und wenn sie einen Men„ schen erblicken, so bleiben sie alle stehen; eines von „ ihnen kömmt etwas näher, bläßt mit der Nase, „ nimmt die Flucht, und die übrigen folgen ihm alle „ nach. *) Der Verfasser weiß nicht, ob diese Pfer„ de ausgeartet sind, da sie wild wurden, er hat sie „ aber nicht so schön gefunden, wie in Spanien, ob „ sie gleich von einerlei Geschlechte sind. Sie haben „ einen sehr dicken Kopf und dicke Beine, die noch „ über dieß höckerigt sind; sie haben auch lange Oh„ ren und einen langen Hals; die Einwohner des Lan„ des machen sie leicht zahm, und lassen sie darnach

„ihre

*) Die Hirschen, die Rehe und die Damhirschen machen es ohngefähr eben so.

„ ihre Arbeit verrichten; sie müssen den Jägern die
„ Häute tragen; man fängt sie mit Schlingen, die
„ man an solche Orte leget, wo sie häufig hinkom-
„ men; sie verwirren sich leicht darinnen, und wenn
„ sie sich am Halse fangen, so erwürgen sie sich selbst,
„ wenn man ihnen nicht zu rechter Zeit zu Hülfe kömmt.
„ Man wirft ihnen die Seile um den Leib und um
„ die Beine, und machet sie an Bäumen feste, wo
„ man sie zween Tage ohne Fressen und Saufen läßt.
„ Nach dieser Probe fangen sie an, folgsam zu wer-
„ den; *) und mit der Zeit werden sie es so sehr, als
„ wenn sie niemals wild gewesen wären; und wenn
„ sie ohngefähr wieder in Freiheit kommen, so wer-
„ den sie doch nicht zum zweitenmal wild, sie erken-
„ nen ihre Herren und lassen sich wieder fangen.„

So wol die wilden, als die zahmen Pferde sind sanftmüthig und gesellig; denn die Füllen, welche mit einander aufwachsen, und die man Herdenweis treibet, haben ein Vergnügen an dieser Lebensart, muntern einander auf, fordern einander heraus, und laufen um die Wette; diejenigen, welche die gröste Hize blicken lassen, und welche in natürlichen Uebungen am besten zunehmen, sind die edelsten, die besten und oft auch die gelehrigsten, wenn sie einmal zahm gemacht sind.

Man hat angemerket, daß bei einer jeden Gattung von wilden Thieren alle Individua bei nahe einerlei Farbe, oder einerlei Haare haben, einige Gattungen ausgenommen, wo die Weisse mit der Schwärze con-

*) Herr von Garsault gibt über eben diesen Gegenstand eine ähnliche Methode an; aber ausserdem, daß man ihnen Futter und Getränke versaget, soll man sie auch nicht schlafen lassen.

contrastiret. So gibt es weisse Bären, weisse und schwarze Wölfe, weisse Raben, weisse Amseln ꝛc. *) Die Decke der zahmen Thiere ist vielen Veränderungen unterworfen, wovon die Sorgfalt der Menschen, die oft zu dicke Luft in den Ställen und Behältnißen, die Fütterung, nachdem sie gesund oder im Ueberfluß ist, und die Vermischung der ausländischen Arten die Ursachen sind; wenn man die Farbe des Männchens und des Weibchens nicht sorgfältig wählet, so kommen oft die sonderbarsten Sachen zum Vorschein, wie man unter den Pferden an den Schimmeln sehen kann.

Die Farbe der wilden Pferde ist dunkelbraun, sie verändern sich ein wenig nach den Himmelsgegenden nicht nur in Ansehung der Farbe, sondern auch in Ansehung der Gestalt und der Bildung.

Wenn man ein Pferd wählet, soll man nicht sonderlich auf die Farbe sehen, (wenn es anderst nicht zu einen schönen Postzug gehöret) sondern man muß sehen, ob es die wesentlich guten Eigenschaften besize, nemlich Munterkeit und Schönheit. Man verlangt, daß es einen kleinen Kopf habe, schwarze Augen, grosse Nasenlöcher, kurze und steife Ohren, einen breiten und angenehmen Hals, dichte und auf die linke Seite hangende Haare, eine breite, freie und starke Brust, ein grosses und gerades Bug, runde Seiten, ein doppeltes Rückgrad, einen zusammengezogenen Bauch, gleiche und kleine Testikeln, breite und niedrige Lenden, einen langen und krausen Schweif, gleiche, hohe und gerade Beine, ein rundes, kleines und nicht eingebogenes

*) Also ist das Sprichwort falsch, wie viele andere: Si vous faites celà, je vous donnerai un *merle blanc*, ich glaube nicht, daß ihr dieß thun könnet.

genes Knie, runde Hinterbacken, dicke und starke Schenkel, ein hartes, hohes, hohles und rundes Huf, eine kleine Krone, und endlich soll es munter und sanft seyn.

Wenn wir den Kennern glauben dürfen, so ist es an einem Pferde, das weder weiß noch grau ist, ein Fehler, wenn es keine Blasse auf der Stirn hat; aber dieser Fehler zeigt von keinem innern Gebrechen, und man kann ihn leicht verbessern; denn man kann auf verschiedene Arten weisse Haare wachsen machen. Ich will nur eine von denen anführen, die Herr de la Gueriniere in seinen Elemens de la Cavalerie angibt. Ich habe die leichteste Art erwählet, und die am wenigsten Kunst erfordert; man muß nemlich einen gebratenen Apfel ganz heiß auf die Stirn eines jungen Pferdes legen. Davon entstehet ein Grind, und das erste Haar, das hervor kömmt ist weiß: es mag aber übrigens die künstliche Blasse auf eine Art gemacht seyn, wie sie will, so kann man sie allezeit erkennen, wenn man sie genau ansiehet, denn die nachgewachsenen weissen Haare sind länger, als die andern, und in der Mitte der Blässe ist gemeiniglich gar kein Haar.

Die Pferde haben von Natur dreierlei Gang den Schritt, den Trab und den Galop. Darzu kann man noch den Paß sezen, aber dieser Gang ist etwas gezwungen, und den Gesezen der Mechanik zuwider. Ein Pferd gehet nur den Paß, wenn es schwach ist und weder traben, noch galopiren kann. Wenn man ein Füllen oder Fohlen reitet, dessen hintere Schenkel noch nicht die gehörige Festigkeit haben, oder wenn ein Pferd durch lange Reisen verderbt worden ist, so wird es diesen Gang gehen und sich sehr ermüden. Der Beweis, daß ein

Pferd

Pferd, wenn es den Paß gehet, sehr müde werde, ligt darin; seine zwei rechten Füsse stehen auf der Erde, wenn sich die linken erheben, und so gehet es wechselsweise fort: *) also daß die ganze Schwehre allezeit nur auf einer Seite ist, folglich muß sich der Ruhepunct bei einem ieden halben Schritt verändern, und das Pferd öfters fallen. Dieses Wanken ist sehr ermüdend und unbequem für das Pferd, und sehr angenehm für den Reuter; er wird gleichsam gewiegt, und sizet wie in einer Sänfte. Aber dieser Gang schickt sich höchstens nur für Frauenzimmer, und auch diese sollten ihn nicht zu sehr lieben, er ist zu einförmig und noch über dieß gefährlich.

„ Es gibt noch zween andere Gänge, nemlich den „ halben Paß und den Mittelgalop, in welche schwa„ che und übertriebene Pferde von sich selbst fallen, die„ se Gänge sind noch unnatürlicher als der Paß oder „ Zeltergang: man nennet sie auch unterbrochene un„ ordentliche oder zusammengesezte Gänge: der hal„ be Paß hat etwas vom Schritte und vom Zelter„ gang, der Mittelgalop hat etwas vom Trabe und „ vom Galope; so wol der eine als der andere Gang „ entstehet von einer übertrieben langen Strapaze, „ oder von einer grossen Schwachheit der Lenden. Die „ Botenpferde, welche man überladet, gehen den hal„ ben Paß statt des Trabes, nachdem ihre Kräfte ab„ nehmen, und die verderbten Postpferde, welche man „ zu galopiren zwingen will, gehen an statt des Galops „ den Mittelgalop.

Ein

*) S. l'Ecole de la Cavalerie des Herrn Gueriniere. Paris, 1751. in fol. und die Naturgeschichte des Herrn von Buffon.

Ein neuerer Dichter, welcher den Virgil glücklich nachahmet, mahlet die verschiedenen natürlichen Gänge des Pferdes auf eine edle und kühne Art; „wenn „ ein Mann von Ehre oder von Liebe angetrieben wird, „ eine Reise zu unternehmen, oder dem Tod in den „ Schlachten zu trozen, so muß er ein geschicktes und „ berittenes Pferd haben, das einen kühnen Gang „ und einen leichten Fuß hat, und er muß es zu dem „ Gebrauch abrichten, worzu es bestimmt ist; er muß „ ihm ein eisernes Gebiß anlegen, welches in seinem „ schäumenden Munde ein neuer Sinn ist: bald läst „ er ihn den Sporn fühlen, daß er wie ein Pfeil „ über ungeheuere Ebenen wegfähret; bald zieht er „ den Zügel an, daß er wol hundertmal in einem gros„ sen Cirkel herum laufen muß; bald läßt er ihn ganz „ langsam gehen, daß er ihn zu einen schnellern Lauf „ frisch erhält. „ *)

Die vornehmsten Theile des Pferdes sind:

A Die Stirn.
B Die Augenlieder.
C Die Kinnbacken.
D Die Nase.
E Das Untermaul.
F Das Kinn.
G Der Hals.
H Der Schopf.
I Der Schlund.
K Der Widerrist.
L Die Brust.
M Der Ellenbogen.

N Der

*) Von dieser Paraphrase will ich hier die lateinischen Verse hersezen:

Qui longas amat ire vias, aut horrida Martis
Castra sequi, tenera facilem cervice domari
Fingat equum, doceatque pedes & mollia crura
Composito, glomerare gradu, spumosaque fraenis
Ora regens, plano vel in aequore cursibus acrem
Calce citet, pressis vel in orbem flectat habenis;
Aut molli placidum iubeat procedere gressu.

Praed. Rust. L. III.

Das Profil od

er.
wie
der
ute.
nen
af.
sem
zu
ns
den
der
nd
äh.
daß
von
der
als
re.
ist,
s es
erde
urde
ern.

Das Profil oder der Umriß des Pferdes.

N Der vordere Oberschenkel.
O Die Kote.
P Die Krone.
Q Das Huf.
R Die Schärfe des Hufs.
S Der Rucken.
T Die Seiten.
U Das Creuz.
V Die Arsbacken.
X Die hintern Oberschenkel.
Y Das dicke Fleisch.
Z Die Unterschenkel.

Ich könnte hier noch von den Mitteln reden, wie man sich eine schöne Art Pferde verschaffen soll, aber ich werde es schicklicher in dem Artikel von den Stutereien thun können.

Erziehung des Pferdes.

Die Erziehung des Pferdes muß so vollkommen seyn, als möglich ist. Und wie soll sie beschaffen seyn? Unsere eigene ist noch so weit von diesem Puncte entfernet, und doch ist er so schwehr nicht zu erreichen, wenn man den Weg einschlägt, den uns die Natur selbst zeiget! Die Erziehung, die wir den Thieren geben, wird allezeit eine Nachahmung von der unsrigen seyn: diese fängt nun an gut zu werden, und iene wird nachfolgen.

Wie muß man die Pferde stellen, füttern, zähmen, zur Arbeit gewöhnen, Stutereien anlegen, daß man schöne Arten bekömmt? Ueber einen ieden von diesen Artikeln werde ich einige Erklärungen geben.

Das wilde Pferd genießt nur die Erziehung der Natur; es ist so stark, so schön, *) so glücklich, als

*) Die Vermischung der verschiedenen Arten, wovon wir bald reden werden, und die zur Schönheit der Pferde so nöthig ist, würde in den Wäldern nicht so gut von statten gehen, als es in unsern Stutereien geschehen kann; doch würden die Pferde auch da von einen Clima in das andere gehen, und das würde hinlänglich seyn, die Ausartung des Geschlechts zu verhindern.

nur immer möglich ist; wenn wir dem Pferde eine Wolthat erzeigen wollten, so sollten wir es besser der Natur überlassen, nemlich zahm machen, ihm die Vortheile unserer Gesellschaft verschaffen, absonderlich Unterhalt und Sicherheit, und es übrigens vollkommen frei lassen; aber wegen der Dienste, die es uns erweisen soll, müssen wir es von Jugend auf an das Joch gewöhnen. Es unterwirft sich demselbigen, und scheinet mit einem Theil der Freiheit das Vergnügen zu bezahlen, mit uns zu leben und uns zu dienen. — — Wie grausam mißbrauchen wir öfters sein biegsames Wesen und seine Unterwürfigkeit! Es arbeitet beständig und will uns auch die Mühe, es zu leiten, ersparen. Dem ohngeachtet ermüden wir es nicht nur bis zur Ausschweiffung, sondern wir zwingen es auch in einem dumpfigen Stalle mit vernagelten Füssen und in seinem eigenen faulenden Miste zu leben, an statt daß wir ihm die freie Luft geniessen lassen und die Mittel verschaffen sollten reinlich zu seyn; ein Vortheil, welchen die Natur keinem Thiere versaget. Alle die Ungerechtigkeiten, deren wir uns gegen das este und nüzlichste Thier schuldig machen, sind Würkungen der Barbarei, worein die schlechten und groben Sitten die meisten Menschen stürzen, da die übrigen durch einen andern Weg auch hinein fallen; und das ist der Weg des Luxus und der Weichlichkeit.

Die Zeit der Liebe dauert bei den Pferden von dem Ende des Monats März bis zu Ende des Junius. Der Bescheler ist diese drei Monate rossig, aber die Stute nur vierzehn Tage oder drei Wochen. Die Stute trägt gemeiniglich eilf Monate und etwas drüber. Also ist die Zeit der Fohlen zwischen den Anfang des Monats März und des Junius. Die Stuten werfen stehend,

da sich fast alle andere vierfüssige Thiere legen. Das Fohlen, wie fast alle übrigen Thiere, kommt mit dem Kopfe zu erst; es zerreisset seine Hüllen, wenn es aus der Mutterleibe gehet, daher kommen auch zu gleicher Zeit viele feste Theile mit, die man **Hippomanes** (Fohlenmilze *) nennet. Wenn das Fohlen in einer schlimmen Lage kömmt, so hilft man ihm, man wendet es ein wenig um, dieß erleichtert ihm den Ausgang, und verkürzet die Schmerzen der Stute. — — Es würde selten, oder vielleicht niemals geschehen, daß ein Fohlen verkehrt käme, wenn die Mutter nicht durch Strapazen, oder durch Ruhe und Weichlichkeit verderbt worden wäre; zwo Ausschweiffungen, welche bei nahe alle unsere Uebel verursachen, und die auch die Thiere unglücklich machen, die wir an uns gewöhnet haben.

Man läst die Fohlen nur fünf, sechs oder sieben Monate saugen, und es würde nicht übel gethan seyn, wenn man ihnen acht oder neun Monate gestattete.

*) Man nennet es Hippomanes des Fohlen, zum Unterschied des Hippomanes der Stute; dieses leztere ist eine dicke Feuchtigkeit, welche in der Zeit, da sie rossig ist, aus der Vulva rinnet. Es findet sich eine ähnliche Feuchtigkeit, aber in weit geringerer Menge, bei allen Weibchen, wenn sie eine heftige Brunst nach dem Männchen haben. Diese Feuchtigkeit hat in gewisser Betrachtung eben die Würkung, wie bei der feuchten und nüzlichen Membrane, welche das Herz bei einem ieden Schlag erfrischet; ohne dieses Hülfsmittel würde dieser Theil durch seine eigene Hize zu trocken werden. — — An dieser Erklärung von dem Hippomanes könnten einige zärtliche Personen ein Mißfallen haben; es ist mir leid, aber die Natur verdienet auch in ihren geheimsten Operationen beobachtet zu werden, und man gewinnet allezeit vieles, wenn man ihr darinnen folget. Das Fohlenmilze brauchte man ehedessen auch bei den Liebestränken, und man hielt es für sehr würksam, die Liebe einzuflösen, aber es diente weiter zu nichts, wie alle andere Liebestränke, als daß es gefährliche Krankheiten verursachte.

Nach den Saugmonaten gibt man ihnen täglich zweimal Kleien und ein wenig Heu; man hält sie eine Zeit lang in dem Stalle, bis sie die Mutter vergessen haben; noch besser würde es seyn, wenn man sie in einen etwas geräumigen Bezirke herum lauffen liesse. Von der ersten Lebenszeit hängt die böse oder gute Beschaffenheit der Thiere ab; man kann sich wenig von einem Kinde versprechen, das man bei nahe gar nicht aus seinem Zimmer gehen lässet, und so auch von einem Fohlen, das man im Stalle erziehet.

Die Stuten werfen also, wie ich schon gesagt habe, in dem Monat März, April, Mai und Junius; das folgende Jahr muß man sie im Monat Mai auf die Weide führen, wo man sie bis in den Monat October Tag und Nacht läßt.

Wenn man viele Fohlen zusammen thut und sie in Freiheit läßt, so werden sie gesellschaftlich, ihre Sitten verfeinern sich, sie werden stärker und lebhafter, sie muntern einander auf: etwas zahlreiche Gesellschaften sind für alle Gattungen von Thieren nützlich.

Junge Pferde, die an geräumigen Orten beisammen sind, wetteifern miteinander, sie suchen einander im Laufen zuvor zu kommen, sie ermuntern sich zu Gefahren, wenn sie über einen Fluß schwimmen, oder über Gräben springen, und diejenigen, welche bei diesen natürlichen Uebungen zum Beispiele dienen, welche freiwillig voran gehen, sind die edelsten, die besten, und öfters die gelehrigsten, die biegsamsten, wenn man sie einmal bezähmet hat.

Man läßt die Fohlen im Winter bei Tag und im Sommer bei Nacht weiden; aber mit dem vierten Jahr kommen sie von der Weide weg, und werden

alsdann mit getrockneten Grase gefüttert. Diese Veränderung der Nahrungsmittel erfordert viele Vorsicht; man muß sie auch, um sie anzugewöhnen, im Maimonat bei Nacht unter freiem Himmel lassen, da sie den ganzen Winter in den Ställen zugebracht haben, wo aber auch nur eine gemässigte Wärme seyn soll. Ueberhaupt soll man sich in allen möglichen Fällen an den Grundsaz des Herrn von Buffon, Herrn Clerc und aller weisen Männer erinnern, welche die Natur wol kennen, es soll nemlich ordentlicher Weise kein Thier oder Pflanze zu schnell in einen Stand gebracht werden, der dem vorhergehenden gerade entgegen gesezt ist.

Einige glauben, man müsse den iungen Pferden bei Veränderung des Futters auch einen Trank wider die Würmer geben, aber dieß ist vielleicht nicht nothwendig, denn bei Pferden und Eseln von verschiedenem Alter ist der Magen mit einer Menge Würmer angefüllt, die ihnen nicht schädlich zu seyn scheinen.

In einigen Ländern wallachet oder verschneidet man die Fohlen mit einem Jahr oder mit anderthalb Jahren, oder auch mit zwei bis drei Jahren. Die Zeit dieser grausamen Operation ist der Frühling oder der Herbst; sie findet weder in Persien, noch in Arabien, noch in andern Provinzen des Orients statt: man hat in diesen Ländern Achtung gegen die Thiere, und castriret nur die Menschen. — — Wie wenig stimmet doch unsere Gattung zusammen, so wol in Orient, als in Occident, so wol dießseits, als ienseits der Linie.

Wenn die Castration, sagt man, die Pferde etwas schwächer macht, so macht sie dieselbigen auch sanftmüthiger und gelehriger. Weiter unten werde

ich aber von der Art und Weise reden, wie man die Hengste zahm, und zu allen Arten von Diensten geschickt machen soll. Nun wollen wir sehen, wie ihre Wohnung und ihr Futter beschaffen seyn müsse.

Von dem Aufenthalt der Pferde.

Unter freiem Himmel, unter freiem Himmel! da sollten sich die Pferde ordentlich aufhalten; der Himmel ist ein schöner Schwiebbogen, und fast der einzige, welcher Menschen und Thiere, wenigstens bei Tag, bedecken sollte. Eine Bedeckung gegen die schlimme Witterung ist zwar, so wol für die einen als die andern eine vortrefliche Sache, ich gestehe es gerne zu; denn ich bin keiner von den menschenfeindlichen Schriftstellern, welche wollen, daß die Menschen wie Bären leben, und die Thiere auch so mit sich leben lassen sollen, mit denen sie doch glücklich seyn können; aber ich wünschte, daß unsere Häuser keine Freistadt der Weichlichkeit, des Luxus und folglich aller Uebel seyn möchten; und ich wünschte auch, daß die Orte, wo wir die zahmen Thiere verwahren, aufhören möchten, schädlicher für sie zu seyn, nicht nur als die Widerwärtigkeiten der Luft, sondern auch selbst als die Grausamkeit der grimmigen Thiere.

Die Ställe sind bei nahe alle so klein, so wenig erhöhet, und haben eine so schlimme Lage, daß es besser wäre, die Thiere blieben der freien Luft, den Anfällen ihrer Feinde und den rauhen Witterungen der Jahrszeiten ausgesezt, als daß sie in so dumpfigen und stinkenden Löchern schmachten müssen.

Da nunmehr der Feldbau durch die freie Ausfuhr aufgemuntert wird, da die Pachter (nemlich in

Frank-

Frankreich) versichert sind, daß sie die Producte der Erde in ihren wahrem Werthe verkaufen können, daß sich die Kosten des Feldbaus vermehren dürfen, weil sich die Einkünfte nothwendig auch vermehren müssen, so darf man auch hoffen, daß sie endlich die Thiere, welche ihren Reichthum ausmachen, gesunder und bequemer stellen werden. Ihr eigenes Interesse verbindet sie darzu. Die Thiere sind, so zu sagen, eine lebendige Erde: ie mehr man sie besorget, ie mehr man sie bauet, desto mehr trägt sie.

Aber es gibt eine schädliche Sorgfalt, dieß wollen wir nicht vergessen; (man könnte die Sorge, die wir für unsere zarten Kinder tragen, zum Beispiel anführen.) Man kann mit den Thieren nicht besser umgehen, als wenn man sie so leben lässet, wie sie ohngefähr in dem Stande der Natur leben würden; und wenn man ihnen dabei Sicherheit, hinlängliche Nahrung und Arbeit verschaffet.

Was ich von den Pferdställen sagen werde, kann man auch mit einigen Abänderungen auf die Schaf- und andere Ställe anwenden; ich werde also nicht mehr von dem Plan, welchen ich hier vorzeichne, reden, wenn ich auf die Schafe, Ochsen, Schweine rc. komme.

Der Boden des Pferdstalles soll etwas höher seyn, als der Hof. Wenn man viele Pferde beisamm stehend hat, (dieß ist allezeit gut, denn viele Thiere von einerlei Gattung an einem Orte sind allezeit vortheilhaft, wenn es keine grimmigen Thiere sind,) so muß man einen doppelten Pferdstall bauen, wo man nemlich auf beeden Seiten eine Reihe Pferde nach der Länge stellen kann; und ein iedes muß von dem neben stehenden durch einen hölzernen Riegel abgesondert werden. Der Pferd-

stall soll gut gepflastert seyn, und einen gemächlichen Abhang haben, damit der Urin von allen Seiten leicht ablauffen könne, und zwar in eine Rinne, die mitten durch den Stall gehen soll.

Die Decke des Pferdstalls kann fast niemals zu hoch seyn; die Ausdünstungen müssen sich ungehindert erheben können. *) Die Mauern müssen dick seyn, damit die Kälte und die Hize nicht leicht durchdringen könne. Ueber der Raufe macht man auf ieder Seite einige Fenster, in deren Oefnung hölzerne Gitter angebracht werden, die inwendig mit klaren Kanfaß überzogen sind, um die Mücken abzuhalten, und doch den Eingang der Luft nicht zu verhindern. Zwo Thüren, eine gegen Morgen, die andere gegen Abend, sollen dem Pferdstalle zum Eingange dienen, und von den beeden Mauern soll eine gegen Mittag, die andere gegen Mitternacht sehen. **) Bei grosser Hize kann man die Fenster gegen die Mittagseite mit Stroh zustopfen, und bei grosser Kälte gegen die Mitternachtseite.

Man würde gegen ein wesentliches Gesez der Oekonomie und der Reinlichkeit fehlen, wenn man den Pferdstall nicht sorgfältig reinigte, wenn man den Urin und den Mist nicht in eine tiefe Grube brächte.

Die Thüren des Pferdstalls sollen, und zwar im Sommer mehr, als im Winter, verschlossen seyn, ausgenommen früh eine Stunde vor Aufgang der Sonne, und

*) S. das Ende von dem Discours über die zahmen Thiere.

**) Der Marstall zu Chantilly, ein würdiges Denkmaal von dem grossen Prinzen, der ihn erbauet hat, hat eine solche Lage. So sind auch die Ställe, wie wol nicht so prächtig, aber noch nüzlicher, in der Abtei Meroële in Hennegau, und in einigen andern grossen ökonomischen Häusern.

und Abends eine Stunde nach dem Untergang, denn wenn man sie den ganzen Abend offen liese, so würden nur grosse Mücken, Fledermäuse ꝛc. hinein kommen.

Wenn man die Pferde gewöhnt beisammen zu leben, so stiften sie zu weilen Freundschaften unter sich, wovon man unter uns wenige Beispiele antrift. „Unter einem Cavalerieregiment soll einsmals ein altes „Pferd gewesen seyn, welches sein Stroh und seinen „Haber nicht mehr zermalmen konnte, die zwei Pferde, welche allezeit darneben stunden,raueten das „Stroh und den Haber mit ihren Zähnen, und warfen es vor den Alten hin, der nur noch durch ihre „gemeinschäftliche Sorgfalt sein Leben erhielt.„ Diese Erzählung wird durch eine andere ähnliche wahrscheinlich, die ich in der Geschichte der Ratten anführen will.

Wenn man Pferde von Jugend auf miteinander erzöge, wenn man sie ohne einige Absonderung in den Stall frei liesse, und ihnen an dem Kopfe nur kurze Halftern befestigte, so würden sie vielleicht ganz ruhig leben, und sich ein iedes einen oder zween Freunde erwählen, mit denen es gerne fressen und arbeiten würde. — — Uebrigens gebe ich diese Muthmassung für nichts anders aus, als was sie ist: es werden aber zwo wesentliche Bedingnisse voraus gesezet, daß erstlich, ein starker Mensch, mit einer Peitsche bewafnet, beständig bereit sey, die Ordnung, wenn sie ein Aufrührer stören wollte, wieder herzustellen, und zweitens, müsten die Pferde ohngefähr nach der Art, die ich bald anzeigen werde, regieret und bezähmet seyn.

Gleich an dem Pferdstall sollte ein grosser Plaz seyn, der mit doppelten Schranken, oder einer hohen

Hecke

Hecke umgeben wäre, darin liesse man die Pferde lauffen und ihren Muthwillen treiben; Diese Uebung, welches bei den Lateinern spatiari genennet wurde, (als wenn man sagte, des Raums geniessen) ist vortreflich zur Erhaltung der Gesundheit und zur Vermehrung der Kräfte. Da könnte man sie die ganze Zeit lassen, die nicht zur Arbeit bestimmt wäre, ausgenommen in der grossen Hize, da müste man sie von neun oder zehn Uhr des Morgens bis ohngefähr um vier Uhr des Abends in den Stall thun, um sie vor den Mücken zu verwahren, welche um den Mittag viel heftiger sind als des Morgens und des Abends.

Bei den Vieh- und Schafställen sollte man auch zween Parcs haben. Der Parc für die Ochsen dürfte nur mit Schranken oder mit einer Hecke umgeben seyn, wie bei den Pferden; und den für die Schafe könnte man mit Palisaden oder auch nur mit einem Weidenzaun einschliessen; auf diese Weise würde man den Dünger des Viehes nicht verlieren, und sie würden weder die Wege noch die Wiesen verderben, wo sie die Erde zertretten, wenn sie vom Regen weich ist, wodurch die Wurzeln an dem Grase faul werden; man könnte sie auch auf diese Weise alle Augenblicke in ihre Wohnung bringen, wenn ein heftiger Regen oder Hagel entstünde, und sie gleich wieder heraus lassen, so bald der Himmel heiter würde. Man könnte vieles dabei gewinnen, wenn man einige Hufen Lands zu diesem Gebrauch bestimmte, absonderlich wenn man, an statt das Vieh auf grossen Wiesen, die man viel nüzlicher anwenden könnte, weiden zu lassen, bei ihrer Fütterung der Methode folgte, die ich so gleich anzeigen werde, und die bei den Ochsen und Pferden vollkommen einer-

lei

lei ist; aber bei den Schaafen muß man einige Abänderung machen, wie ich in dem Artikel von diesen leztern Thieren sagen will.

Von dem Futter der Pferde.

Ich werde nicht lange bei diesem Gegenstande verweilen, der schon hinlänglich bekannt ist, und den man in allen Büchern findet, die von der Landwirthschaft handeln. Ich will nur nach den geschiktesten Landwirthen unserer Zeiten sagen, daß man an statt des gemeinen Heues, welches so vieles Land wegnimmt, und welches meistens nur ein flachsartiges Gras ist, das wenig nahrhafte Bestandtheile hat, und die Pferde oft aufstössig macht, gesundes Heu bauen sollte, nemlich verschiedene Arten von Klee, und anders künstliches Heu, welches man ihnen so wol in dem Stalle, als in dem Parc, wovon ich geredet habe, in Ueberfluß geben könnte. Diese Methode macht weniger Kosten und Ungelegenheiten, als wenn man sie auf grosse Wiesen führet, oder auf gemeine Weiden, wo sie nur mittelmässiges und oft schlechtes Gras finden, wo auch ihre Excrementa verlohren gehen, weil man keinen Dünger daraus machen kann.

Die Ställe und absonderlich die Krippen sollen sehr reinlich seyn; man soll keine Hühner hinein lassen, denn sie besudeln das Stroh und den Haber, lassen ihre Federn fallen, und dieß alles ist den Pferden sehr schädlich. Eine Art von Spizmäusen (Mus araneus) ist auch ein furchtbarer Feind für die Pferde, sie werden von ihnen gebissen, und ihr Biß ist giftig.

In den Ländern, wo es wenig Fütterung giebt, welches entweder eine Faulheit der Bauern, oder schlechte Glücksumstände anzeiget, mischet man ein Vierthel oder ein Dritthel geschnittenes Stroh unter den Haber, welches man Häckerling nennet; eine Erfindung, womit man die Pferd betrüget, womit man sie nemlich ausfüllet, ohne ihnen Nahrung zu geben: der Herr verlieret auch vieles dabei; denn man treibt die Mühlen nicht mit Staub, es wird Wasser darzu erfordert; und ein Müller, der sich dasselbige nicht in Ueberfluß verschaffen will, oder kann, der wird bald selbst vertrocknen.

Wie man die Pferde zahm machen soll.

Die Menschen sind zur Gesellschaft erschaffen, die wechselsweise Hülfe und Dienste, deren sie benöthiget sind, und die sie beständig einander erweisen können, das Glück, welches ihnen die Gesellschaft verschaffet, wenn alles in seiner gehörigen Ordnung ist, kann zum Beweise dieses Sazes dienen.

Aus ihrer Vereinigung und absonderlich aus den Verbindungen ihrer Begriffe, und aus ihren vereinigten Kräften sollte ein durchdringender Verstand und eine Art von Allmacht entstehen, welche die geistigen Wesen untersuchen, und die Körper in alle Gestalten verwandeln könnte, die ihnen der Verstand und der unermüdete Fleiß geben wollten.

Ein glücklicher Versuch reizte die Lust: man kann den Begierden nicht leicht Einhalt thun, wenn sie nicht auf unmögliche Dinge verfallen, und was sie verlan-

gen, wissen sie fast allezeit auf der möglichen Seite vorzustellen. Man war auf sehr einfache Maschinen verfallen, welche die Kräfte vervielfältigten, aber man sahe bald, daß einige grosse Thiere organisirte Maschinen wären, welche auf eine mehr anhaltende und würksamere Weise die Stelle der ersten Maschinen vertreten könnten, und der Mensch würde viel weniger Mühe damit haben. Man zähmte also das Pferd, den Ochsen, den Esel, das Kameel, und selbst den Elephanten. Die ersten, welche man zahm machte, fieng man in der Jugend, dieß ist das Alter der Gelehrigkeit. Nach einigen Zeugungen waren sie so verändert, daß sich die Veränderung auch auf die äusserliche Gestalt ihrer Körper erstreckte.

Ich werde mich nicht mit der Untersuchung aufhalten, wie wir die Pferde gewöhnet haben, unter uns zu leben, und uns bei unsern Arbeiten zu helfen, ich werde auch die wahren Kennzeichen der natürlichen und der sclavischen Pferde nicht anzugeben suchen. Es ist schon genug, wenn wir nur wissen, wie der Mensch seine Herrschaft über dieses stolze Thier ausübet, wie er von seiner Gelehrigkeit Vortheil ziehet, um es unter das Joch zu bringen.

Da die Freiheit das kostbarste unter allen Gütern ist, so kann man sich nicht mehr entschliessen, dieselbige zu verlieren, wenn man sie eine lange Zeit genossen hat: und wenu man einen geringen Theil derselben aufopfert, so will man durch wahre Vortheile schadlos gehalten seyn. Die Liebe zur Freiheit ist eine von den angebohrnen Empfindungen, die sich schon in der ersten Kindheit zu erkennen geben; und diesen muß man alsdann nicht zuwider seyn, weil die ganz iungen Thiere

re

re zart und delicat sind, und ein ieder unangenehmer Eindruck, und hauptsächlich der Eindruck der Sclaverei schadet ihrer Gesundheit, ihrem Wachsthum, ihrem Character rc. mehr, als man insgemein glaubet.

Man muß also die Kinder nicht in Windeln zusamm pressen und ihnen überhaupt bis in das sechste oder siebente Jahr keinen Zwang anthun, und von den Fohlen muß man bis in das dritte oder vierte Jahr nicht den geringsten Dienst verlangen. Alles, was man so wol für die einen als für die andern thun kann, bestehet darin, daß man sie von Gefahren zurück hält, sie ein wenig gehorchen lehret, aber ohne Strenge und hauptsächlich ohne Hize; man muß mit einem Worte, beständig ein wachsames Auge auf sie haben, und verhindern, daß sie keine Fehler, keine böse Gewohnheiten annehmen; in diesem Puncte muß man ihnen schlechterdings nichts übersehen, sie aber übrigens vollkommen frei lassen.

Wenn das Fohlen sein zweites Jahr erreicht hat, so gewöhnt man es in dem Stalle an das Geräusch der Geschirre, die es einstens tragen soll, und zeigt es ihm; so macht man sich nach und nach Meister von zween Sinnen, von dem Gesicht und dem Gehöre.

Ein Jahr darnach richtet man es stuffenweis ab; erstlich gewöhnt man es, den Sattel zu tragen und die Trense zu leiden; aber man soll es vor vier oder wol sechs Jahren nicht reiten, denn vor dieser Zeit ist es für die Last des Reiters noch zu schwach. In eben diesem Alter fängt man auch an, die Zugpferde zahm zu machen, indem man solche neben ein schon bezähmtes Pferd spannet; dieß muß aber alles geschehen, ehe man die Pferde an Haber und Stroh gewöhnet hat, denn alsdann sind sie schwehrer zu dressiren.

Vor dieser Zeit muß man sie auch an die Mühlen und andere Orte führen, die sie furchtsam machen können; man muß sie an das Feuer, an den Knall einer Flinte 2c. gewöhnen. In allen diesen Sachen könnte man sie in dem Parc üben, wo man sie völlig frei lassen sollte, wenn sie aus dem Stalle kommen.

Ich glaube nicht, daß es ein Thier gebe, welches von einer guten Erziehung in seinen ersten Jahren keinen Nuzen haben sollte. Aber man muß nicht wieder vernachlässigen, was man durch eine gute Erziehung angefangen hat. Man mag die gelehrigsten iunge Pferde in seinem Stalle haben, die ohne Fehler sind, weil man sie sorgfältig abgerichtet hat, so werden sie doch eigensinnig, stätig, unbändig, wenn man sie nicht täglich reitet und arbeiten lässet. Es ist bei den Pferden, wie bei den Menschen, der Müssiggang verderbet sie. Ein Reitpferd, ein Kutschenpferd trage oder ziehe täglich einige Lasten, daß es eine Bewegung habe, und so gar ermüdet werde, dieß wird ein Mittel seyn, seine Stärke und seine Gesundheit zu vermehren, seinen sanften und biegsamen Character zu erhalten, ohne ihm etwas von seiner Gestalt und von seinen Schönheiten zu benehmen.

Wenn ein Pferd nicht wol erzogen ist, oder wenn man mit der guten Erziehung nicht fortfähret, so wird es zu weilen böse, es beißt, es schlägt aus 2c. man kann es nicht anderst, als durch ein strenges Fasten und durch das Abhalten vom Schlafe verbessern, wie ich bereits oben gesagt habe.

„ Mit dem Gebiß und dem Sporn regieren wir
„ die Pferde, das Gebiß macht ihre Bewegungen ge-
„ wisser, und der Sporn schneller. Aber die Numi-
„ dier ritten ohne diese künstlichen Hülfsmittel nackend

„ auf ihren Pferden, und sie folgten ihnen, wie uns
„ unsere Hunde. Wir steigen mit Hülfe der Bügel
„ auf unsere Pferde, aber die Perser hatten die ihri-
„ gen gewöhnet, sich auf die hinter Füsse niederzu-
„ lassen, wenn der Reiter aufsizen wollte.

„ Die Kunst Pferde abzurichten und sie zu rei-
„ ten lernet man auf der Reitbahn; diese Kunst ist
„ sehr weitläuffig. Das Reiten erhält die Munter-
„ keit der Jugend, wenn es nur zum Vergnügen ge-
„ schiehet, und ist für gewisse Personen, bei gewissen
„ Krankheiten, absonderlich bei denen, welche die
„ Lunge angreifen, das beste Hülfsmittel.„

So bald man ein Pferd bezähmt und an das Joch gewöhnt hat, so ist es nicht mehr schwehr, dasselbige auch an die Arbeit zu gewöhnen. Aber das erste Jahr muß man es ausserordentlich schonen, und nicht durch allzugrosse Strapazen abschrecken. Zu was für einen Gebrauch man auch ein Pferd bestimmt hat, so muß man es nachgehends die so nüzliche und gesunde Fertigkeit in der Arbeit niemals verlieren lassen.

Die Morgenluft ist zur Glückseligkeit und Gesundheit des Pferdes eben so unumgänglich nothwendig, als sie es zum Wolseyn des Menschen ist. Wenn deine Pferde nicht täglich bei Aufgang der Sonne im freien Felde sind, *) und wenn auch du dich nicht daselbst einfindest, so ist das eben so viel, als wenn du dich selbst verurtheilt hättest, in einer grossen Stadt zu leben, und dich alle Tage zwei oder dreimal in einer traurigen und prächtigen Büchse herum ziehen zu lassen.

Man

*) Ich nehme auch die Zeit im Winter, wenn es sehr neblicht ist, nicht aus. Auch unter dem dichten Schleier der Nebel und Reife ist die Natur schön, und man kann sie nicht besser sehen, als wenn man mit Anbruch des Tages auf dem freien Felde ist.

Man könnte das, was ich erst gesagt habe, als eine lächerliche Declamation ansehen, aber ich hoffe, daß man mir ein Jahrhundert später, (wenn mich mein Werk überlebet) Dank wissen soll, daß ich die Wahrheit gesagt, wovon man alsdann die ganze Stärke einsehen wird, die man izt noch nicht begreiffet.

Von den Stutereien.

Die Errichtung einer Stuterei erfordert viele Mühe und Aufwand, und vor allen einen geräumigen Plaz. Die Stutereien sind der Grund der zukünftigen Geschlechter, zu deren Vervollkommnung man nichts vernachlässigen und nichts spahren soll. Wenn die Pferde nur im Kriege brauchbar wären, so würde ich sagen: wir wollen zu Fusse Krieg führen, ohne Artillerie, ohne Reiterei, oder welches noch besser wäre, wir wollen gar keinen führen, und nur einige Pferde zur Befriedigung unserer Neugierde haben. Aber der Feldbau, die Handlung, die Künste würden bald ohne die Hülfe der Pferde darnieder liegen; wir wollen also diese kostbare Gattung vervielfältigen, wir wollen sie gut tractiren, und allem demienigen zuvorkommen, was ihr schädlich seyn, oder zur Ausartung Gelegenheit geben könnte.

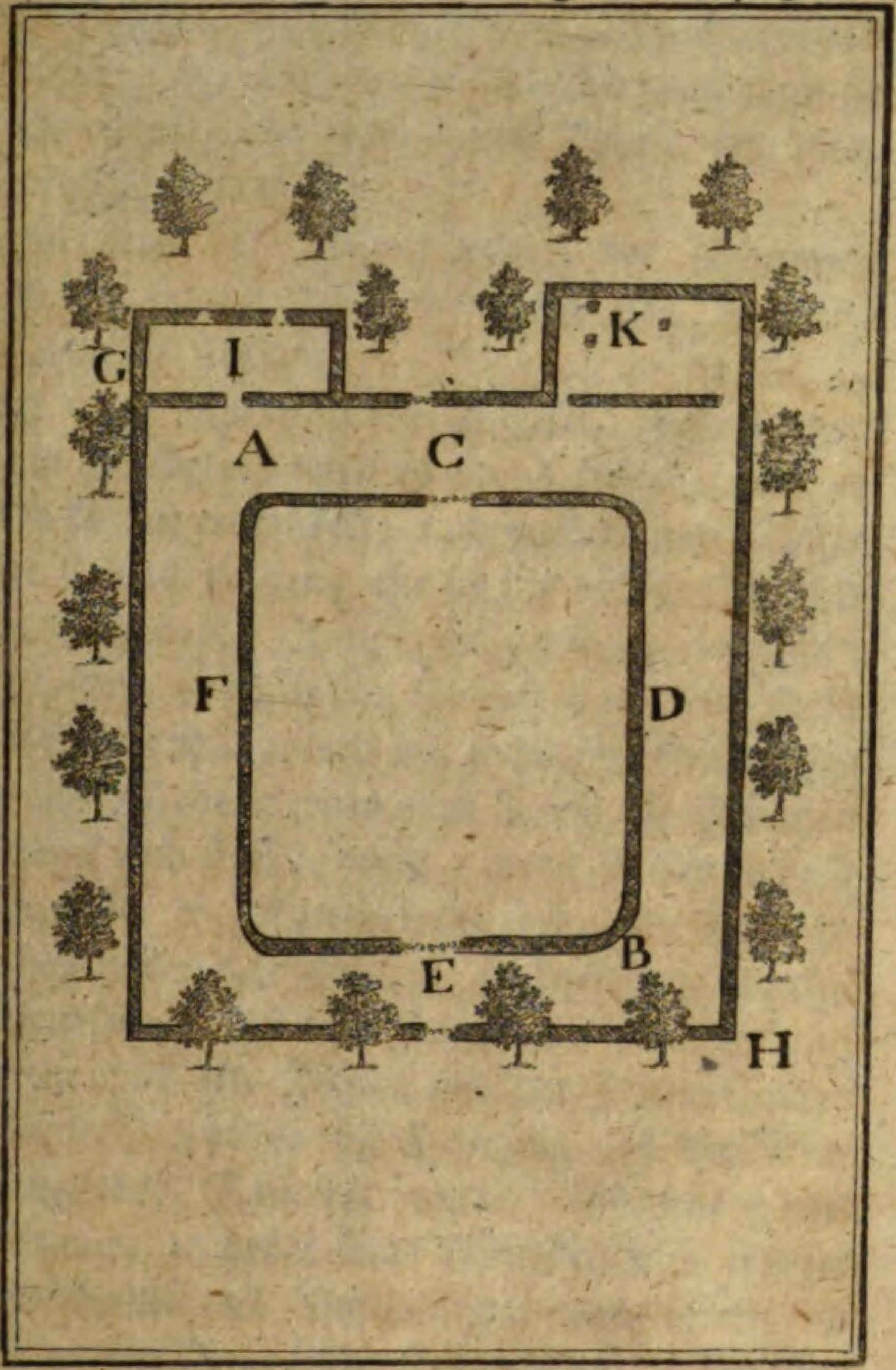
In den Französischen Provinzen gibt es Stutereien, wo man die besten Pferde ziehen kann. Man wählet darzu ein gutes Land, und einen bequemen Plaz; man macht verschiedene Eintheilungen, die man mit Gräben und Hecken einschliesset. Es müssen wenigstens drei Eintheilungen gemacht werden, und die dritte, ob sie gleich nur für die Fohlen bestimmt ist, muß eine sehr grosse Ausdehnung haben. In die Mitte von diesen Abtheilungen kann man Getraid säen, oder

künstliches Heu, als z. E. den Plaz A B, welcher mit doppelten Schranken, oder mit einer Hecke umgeben seyn soll. Der Raum C D E F, den ich wenigstens zwanzig Schuh breit annehme, wäre hinlänglich, daß die Pferde daselbst laufen, weiden und sich vergnügen könnten. Das lange Viereck G I ist eine Schoppe, oder ein sehr luftiger Pferdstall, wohin sich die Pferde bei der Nacht, oder bei sehr schlimmen Wetter begeben können. Der rechte Winkel K ist eine offene Reitbahn. Da man überhaupt auf dem Lande Herr von seiner Zeit ist, so übet man die Pferde nur bei schönem Wetter, man hat also keine bedeckte Reitbahn nöthig, wovon das Dach wegen seiner Grösse sehr theuer zu stehen kömmt. Die Einfassung G H dreimal genommen würde den ganzen Plaz einer Stuterei ausmachen.

Die erste Abtheilung sollen die trächtigen und säugenden Stuten einnehmen. In die zweite kommen dieienigen, welche rossig sind, oder es bald werden, und in die dritte die abgesezten Fohlen. Das Land muß absonderlich in dieser leztern Abtheilung bergigt, uneben, ermüdend und trocken seyn. Diese lezte Eigenschaft ist wesentlich nothwendig; iunge Pferde, die auf fetten Weiden erzogen werden, sind schlapp, schwach und sammlen viele schädliche Feuchtigkeiten; wo das Land zu eben ist, da bekommen sie wenig Stärke und Geschwindigkeit.

In der Zeit des Beschälens muß man den Hengsten vieles und gutes Futter geben, wann die Stuten trächtig sind, oder die Fohlen säugen, muß man sie auch reichlich füttern. Ehe man sie bedecken läßt, muß man sie sparsam füttern, damit sie den Saamen desto begieriger einnehmen und besser behalten, wenn

die



Grûndriß einer Stûterei.

die Zeugungsglieder nicht mit Fett und Feuchtigkeiten verstopfet sind; aus eben dieser Ursache muß man sie alsdann ein wenig mit Laufen und Arbeit ermüden. (Virg. Georgic. L. III.)

Wann man die Fohlen wegen des schlimmen Wetters in dem Stalle läßt, so bleiben sie ohne Halfter und in völliger Freiheit.

Nach zwei Jahren ist ein Zugpferd zum Zeugen tüchtig; ein Handpferd wird es etwas später, weil es sich nicht so schnell entwickelt, und weil wenige Thiere im Stande sind zu zeugen, ehe sie ihr völliges Wachsthum erreicht haben. Aber man muß sie viel später zur Stute lassen, nemlich das Zugpferd mit fünfthalb Jahren, und das Handpferd mit sechs oder sieben Jahren; denn die Pferde werden eben so wie die Menschen schwach, krank und sterben iung, wenn sie sich zu bald der Liebe ergeben: die Mutterpferde sind, wie die übrigen Weibchen unter den Thieren, frühzeitiger tüchtig, als die Männchen. An den folgenden Zeichen kann man erkennen, ob ein Fohlen mit der Zeit ein guter Beschäler werde, „ob es die Hofnung und der Wie„derhersteller der Stuterei werde. Es hat einen „kühnen Gang, es hebet seine schlanken und wolge„wachsenen Beine mit Anstand und Leichtigkeit, es „ist allezeit an der Spize seiner Cameraden, es schwim„met zu erst über einen reissenden Fluß, und sprin„get über eine unbekannte Brücke, es fürchtet sich „vor keinem Geräusche; es ist wol gebaut, sein Hals „ist schlank und gerade, sein Kopf klein, und sein „Bauch eingezogen, es hat ein gewölbtes Creuz und „eine volle Brust, man siehet das heftige Schlagen „seines Herzens. Wenn dieses Fohlen dunkelbraun „oder apfelgrau ist, so hat man einen Grund mehr

„ es zum Beschäler zu erwählen, wenn es aber ein „ Schimmel oder Rothfuchs ist, so wird es schwach. *) „ Wenn es das Geräusch der Waffen höret, so stampfet es, es kömmt in starke Bewegung, es spizet „ die Ohren und schäumet vor Ungedult. Das „ Schnauben seiner Nasen ist Feuer, seine wellenförmige Mähne fliegt über seine gerade Schulter, seine Brust schwilt auf, durch das heftige Schlagen „ heben sich seine Seiten und fallen; von dem Stampfen seiner Füsse erbebet die Erde. So war der „ Cyllarus, welchen Castor zu bändigen wuste. So „ waren die Pferde des Mars und des Achilles, die „ durch die griechischen Poeten so berühmt worden „ sind. So war auch der verliebte Saturnus, als „ er von der Cybele überfallen wurde, und unter der „ Gestalt eines Pferdes entflohe; und von seinem „ Wiehern wiederschallten die tiefen Hölen des Berges „ Pelion. „ **)

Man muß einen schönen, wolgebauten und am ganzen Leib gesunden Hengst zum Beschälen wählen, er muß auch alle innerlichen guten Eigenschaften besizen, Muth, Gelehrigkeit, und Feuer; denn man hat bemerket, daß ein Pferd durch die Zeugung seine guten und bösen, natürlichen und erworbenen Eigenschaften fortpflanzet. In unsern Gegenden trägt der Beschäler mehr zur Schönheit des Fohlen bei, als die Stute, sie trägt aber vielleicht mehr zu seinem Temperamente bei;

*) Diese Vorbedeutung, die von der Farbe hergenommen ist, hat keinen Grund, es ist ein Irrthum, den man zu unsern Zeiten abgelegt hat.

**) Dieß ist eine Paraphrase von der prächtigen Beschreibung de Virgils in seinem 3ten Buche von dem Ackerbau, v. 75.

bei; man muß also Stuten erwählen, welche gut säugen, und sonst gute Eigenschaften des Körpers haben.*)

Wenn man einen Beschäler erwählet hat, der alle erforderliche Eigenschaften besizet, und wenn die Stuten, die man von ihm bedecken lassen will, versammlet sind, so muß man noch einen andern Hengst haben, mit dem man die Stuten, welche roßig sind bekannt machet; man läßt alle Stuten, eine nach der andern vor dem Hengst vorbei gehen, er will auf alle losgehen: diejenigen, welche noch nicht roßig sind, sträuben sich, und nur die hizigen lassen ihn zu; aber man läßt sie nicht völlig von ihm bedecken, sondern ziehet ihn wieder zuruck, und läßt den würklichen Beschäler an seine Stelle;
„ man muß der Stute die Eisen abnehmen, denn es
„ gibt einige, welche bei Annäherung des Beschälers
„ ausschlagen; ein Mann hält die Stute bei der Half-
„ ter, und zween andere führen den Beschäler an Sei-
„ len; bei der Vermischung hilft man ein wenig, indem
„ man den Schweif der Stute auf die Seite wendet,
„ denn ein einziges Haar könnte den Beschäler gefähr-
„ lich verwunden.**) In den lezten Augenblicken der
„ Vermischung bemerkt man oben an der Schwanz-

*) Die Regierung in Frankreich wendet heut zu Tage alle Sorgfalt auf die würdigsten Gegenstände; sie befiehlt, daß man alle Stuten in einem ieden Generalamte besehen, und nur dieienigen bedecken lassen soll, welche noch stark und iung genug sind, eine gute Art hervor zu bringen: könnte doch eine so weise Verordnung pünctlich befolgt werden!

**) Wäre es nicht besser, wenn man den Schweif der Stute flechtete oder einwickelte, damit man ihn nicht halten dörfte. Es ist gar nicht gut, wenn so viele Leute um zwei Thiere herum sind, die sich paaren; dieses schadet der Ruhe und der Freiheit, die der Zeugungsactus erfordert. — — Die Lacher werden hier nicht auf meiner Seite seyn; aber ihnen suche ich auch nicht zu gefallen, sondern nur denen, welche nüzliche Wahrheiten lieben.

„ ribbe des Beschälers eine gleiche Bewegung, und „ daran erkennet man, daß der Zeugungsactus vorbei „ ist; denn diese Bewegung ist allezeit mit der Ergies„ sung des Saamens verbunden. „

„ Obschon ein Beschäler im Stande ist drei Mo„ nate alle Tag eine Stute zu decken, so ist es doch „ besser, wenn man ihm allezeit über den andern Tag „ eine zuläßt, damit er desto besser geschonet werde.

„ Einige lassen den Beschäler frei an dem Orte, „ wo die Stuten versammlet sind; und auf diese Art „ bekommen sie leichter, als auf die andere; aber der „ Beschäler verderbt sich in sechs Wochen mehr, als „ in vielen Jahren nicht geschehen seyn würde, wenn „ er mit Maase zugelassen worden wäre. „

Es wäre etwas leichtes zwischen diesen zwo Methoden ein Mittel zu treffen, nach welcher sich der Beschäler nicht auf einmal erschöpfte; und man müste ihn und die Stute nicht mehr durch die Gegenwart dreier oder vier Menschen beunruhigen; welches vielleicht die Ursache ist, daß einige unter ihnen nicht bekommen; denn von 15 bis 18 Stuten, die auf die vorige Art sind bedeckt worden, bekommen gemeiniglich nur 10 oder 12; aber wenn das Männchen frei zugelassen wird, so werden sie fast alle Mütter.

Die Vermischung der Geschlechter ist eine Sache, auf die man vorzüglich bei Errichtung einer Stuterei bedacht seyn muß; eine Vermischung, die man bei einer ieden Gattung nicht oft genug anwenden kann, absonderlich bei denen, welche der Erhaltung und Vervollkommnung am würdigsten sind.

Der

Der Esel.

Der Esel kann als eine Art von Pferden angesehen werden, er ist ohngefähr auf eben diese Art gebauet. In den Namenregistern von Thieren stehen diese zwei in einer Familie. Der Ritter Linnäus unterscheidet das Pferd von dem Esel dadurch, daß er das erste equus cauda undique setosa nennet, (ein Pferd mit einem ganz harigten Schwanze,) und das andere, equus cauda extremo setosa, (ein Pferd, das nur an dem äussersten Ende des Schwanzes Haare hat.)

Es gibt Esel von verschiedenen Farben; gemeiniglich sind sie mäusfärbig: es gibt auch weisse, braune, rothe, und silberfarbige. Sie haben zween schwarze Striche, der eine gehet von dem Kopfe bis an den Schwanz, der andere aber längst den Schultern hinab. Diese zween Striche creuzen sich auf dem Widerrist.

Der Esel hat keine gespaltene Klaue und dieß hat er mit dem Pferde und dem Maulesel gemein. Die Grösse seiner Ohren verschaft ihm ein feines Gehör. In warmen Ländern kommt er besonders gut fort. Die Esel in Arcadien waren ehedessen berühmt, ihr Geschlecht muste daselbst sehr schön und stark geworden seyn, weil es durch Schäfer regiert wurde, welche weder faul noch dumm, noch grausam seyn konnten, denn sie lebten bequem und vergnügt, sie verbesserten ihren Verstand und die Erde, und hatten keine Herren.

Die schönsten Esel, (wenn man den gestreiften oder bunten Esel auf dem Vorgebirge der guten Hofnung, den Zeber, davon ausnimmt,) sind izt in Arabien. *) Sie haben ein glattes Haar, einen hohen Kopf, einen leichten Fuß; man gebraucht sie nur zum

*) Ich weiß nicht, warum man ein so schönes Thier in Europa nicht zu naturalisiren suchet.

Reiten: nach meiner Meinung sollte man sie auch zu andern Sachen anwenden, wenn man sie nur nicht zu sehr ermüdete, wie wir gemeiniglich zu thun pflegen. Die Araber tragen eben so viele Sorge für ihre Esel als für ihre Pferde; sie müssen (welches sehr viel ist) den Paß gehen: sie schneiden ihnen die Nasen ein wenig auf, damit sie mehr Athem holen können; diese Esel gehen so schnell, daß man galopiren muß, wenn man ihnen nachkommen will.

Die Indianer in Madura, einer benachbarten Insel von Java, verehren dieses Thier besonders, weil sie glauben, daß alle Edlen in die Leiber der Esel fahren. Glücklich ist ein Volck, bei dem dergleichen Meinungen als ungegründet erwiesen sind!

Wenn sich der Esel mit einer Stute, oder das Pferd mit einer Eselin paaret, so wird ein Maulesel geworfen. In gewissen Ländern paaret man den Esel mit einer Kuh, oder die Eselin mit einem Stier, und dann kömmt eine Art von Mauleseln zum Vorschein, die man Jumart oder Jemart nennet.

In Persien schäzet man das Fleisch der wilden Esel sehr hoch, und absonderlich das von iungen Eseln. Die Römer assen es, nach der Erzehlung des Plinius, auch sehr gerne. Das Fleisch von unsern zahmen Eseln ist sehr hart, und hat einen unangenehmen Geschmack; wenn wir besser mit ihm verführen und ihn besser fütterten, so hätte es vielleicht einen bessern Geschmack. So kam es einsmals einem Französischen Herrn vor, der für seine Tafel eine Heerde Eselinnen mit aller Sorgfalt füttern ließ.

Die Esel so wol, als die Maulesel zu Rieti in Umbrien wurden ehedessen für eine sehr gute Gattung gehalten. In Phrygien und Lycaonien gab es grosse Heerden

den wilder Esel. Diese Esel konnten leicht zahm gemacht werden, sagt Varro, und nahmen niemals ihre wilde Art wieder an sich. Ueber die Pferde haben wir oben eben diese Bemerkung gemacht. Sollte denn das bürgerliche Leben, ohngeachtet seiner Verderbnisse, so viele Annehmlichkeiten für die Thiere haben, daß sie sich nicht entschliessen können es zu verlassen? — — Aber wir gehen ordentlicher Weise so schlecht mit ihnen um! — — Sollte es also nicht vielmehr deswegen geschehen, weil sie niedergeschlagen, und durch die Knechtschaft muthlos geworden sind? Sie haben nicht Herz genug sich aufzurichten, und ihre Bande zu zerreissen.

Ehedessen glaubte man, der Esel stünde nach seinem Tode bei den Göttern eben so sehr in Achtung, als er von den groben Menschen in seinem Leben verachtet wird, die ihn ohne Mitleid tractiren. Man steckte längst der Felder einige abgestreifte Eselsköpfe auf, und glaubte dadurch die Ungewitter und absonderlich den Brand des Getraides abzuwenden. (Columella B. X.)

Der Esel ist verhältnisweise viel stärker, als das Pferd, er trägt alle Arten von Lasten, wenn sie nur auf ieder Seite einerlei Schwehre haben; denn wenn man dieses nicht beobachtet, so ermüdet man ihn zu sehr, und kann ihn nur eine kurze Zeit gebrauchen. Man kann ihn reiten, wie das Pferd *) und dieses Reiten ist sehr angenehm; so viele weise und glückliche Leute haben sich dessen bedienet, daß wir es in grössern Ehren halten sollten, als in der That geschiehet.

Die

*) In der Normandie muß er Post laufen. Dieß ist das gröste Unglück, das einem Esel begegnen kann, so wie einem Pferde; und es ist vielleicht eben ein so grosses Unglück für uns, daß wir eine so grosse Geschwindigkeit nöthig haben.

Die Brust und die Schultern des Esels sind nicht so stark, als sein Rucken, man muß ihn also viel weniger ziehen als tragen lassen; doch kann man ihn auch zuweilen zum Ziehen gebrauchen, aber es muß selten geschehen, und die Last nicht zu schwehr seyn. Wenn man ihn zum Pflügen gebrauchen will, so muß es nur in leichten und sandigten Boden geschehen. Nichts beweist übrigens deutlicher die Armuth eines Landes, und nichts kann dieselbige mehr vermehren, als ein so elendes und schwaches Pflügen.

Der Esel hat einen sehr bekannten Fehler, welchen Vaniere vortreflich schildert; „dieses Thier, sagt „ er, ob es gleich eine sehr gute Creatur ist, vergißt „ sich zuweilen, wird auf einmal muthwillig, bewegt „ die Ohren und den Schwanz, schlägt mit seinen „ hintern Füssen in die Luft, steckt seinen Kopf zwi„ schen die Füsse und wirft seinen Reiter in den Koth, „ (denn dieser Muthwille ergreift ihn allezeit in den „ schlechtesten Wegen) er fängt darauf in einem Tone „ an zu schreien, den man spöttisch nennen könnte; es „ scheinet, als ob er das Volk zu einem lächerlichen „ Schauspiel zusamm ruffen wollte, das er angefan„ gen hat. Wenn man ihm in der Stadt vor einer „ Gärtnerin, oder vor einem Korbmacher vorbei füh„ ret, so bekömmt er ein Verlangen, einen Kohl zu „ kosten, oder eine Weide zu benagen; man mag ihm „ mit Worten drohen, oder mit einem knotigten „ Stock schlagen, er scheinet weder zu hören noch zu „ fühlen, bis er seine Einbildung befriediget hat.„

„Wenn eine Haußmutter auf dem Lande noch den „ guten, glücklichen und einfältigen Sitten ihrer Vor„ eltern ergeben ist, so läßt sie nicht allein ihre Knech„ te auf dem Esel reiten, sondern sie bedienet sich des„ sen

„ sen selbst; sein Kopf wird zu dieser ehrwürdigen „ Verrichtung mit einer schönen Halfter, und der Ru„ cken mit einer Decke gezieret, dann gehet er stolz „ und mit gespizten Ohren, und scheinet sich mit die„ ser Last etwas zu gute zu thun. „

Man kann den Esel nicht länger zu seinen Diensten anwenden, als von seinem dritten Jahr bis in das zehnte oder zwölfte: er könnte ohngefähr dreissig Jahre leben, wenn man ihn leben liesse und nicht zu sehr abmattete; da es aber ungerecht ist, einem Thiere, das unbrauchbar geworden ist, das Futter zu geben, welches ein anders, das arbeitet, oder sonst zu etwas nüzlich ist, verzehren kann, so bringt man den Esel um, wenn er sich ausser Stande befindet, mehr zu dienen. Er könnte vielleicht bis in sein funfzehntes oder achtzehntes Jahr dienen, wenn man ihn in seiner Jugend geschonet, und auf diese Weise vor den Schwachheiten bewahret hätte, die ihm eine übermässige Arbeit verursachet. So wird man auch gemeiniglich für seine Menschenliebe und Gerechtigkeit belohnet.

Der Esel genießt einer dauerhaften Gesundheit, welche durch die Arbeit immer mehr befestiget wird; dieß hat er mit den Menschen und allen Thieren gemein. An statt des Habers darf man ihm nur zuweilen ein wenig Stroh und die übrige Zeit Gras geben, und absonderlich Disteln: zu dem Stroh thut man ein wenig Kleien oder Heu; man muß ihn sehr selten striegeln oder reinigen, ia wol gar nicht; denn er wälzet sich nicht in im Koth, wie das Pferd zuweilen thut, sondern nur im Staube. Er vermeidet so viel, als möglich, die schlimmen Wege, und trinket niemals gern trübes Wasser.

Der

Der Urin des Esels soll, äusserlich gebraucht, für die Kräze, für das Podagra und die Nierenkrankheiten gut seyn; dieß ist mir von dem Podagra unglaublich, welches seinen Grund in dem Geblüte hat, und auch von den Nierenkrankheitrn, die durch eine starke Ausdünstung geheilet werden können, auf welche aber äusserliche Mittel einen sehr geringen Einfluß haben können: ich glaube nicht, daß der Urin des Esels, man mag ihm noch so seltene Eigenschaften zuschreiben, würksamer wider die Kräze, als wider das Podagra und die Nierenschmerzen sey; denn es ist fast allgemein bekannt, daß die Kräze ein schmerzhaftes Jucken ist, welches durch das Stechen unzehliger Thierchen, die sich in der Haut aufhalten, verursachet wird; man muß also diese Thierchen durch beissende Mittel tödten; es ist aber nicht wahrscheinlich, daß der Urin des Esels diese Eigenschaft habe, welche eine ausserordentliche Schärfe voraus sezet.

Wann man eine Eselin will decken lassen, so muß der Esel, welcher darzu gebraucht wird, wenigstens drey und höchstens zehn Jahr alt seyn, er muß hoch und stark seyn, einen muntern Kopf, frische Augen und schöne Ohren haben.

Von dem Pferde kann man nach seinem Tode nichts gebrauchen, als die Haut, so ist es auch mit dem Esel; aber seine Haut kann zu mehrern Sachen angewendet werden, als die Haut des Pferdes, man macht Siebe, Trommeln rc. daraus.

Die Gierigkeit, die Ungerechtigkeit und die Stärke erhalten alles, was sie verlangen, und nichts kann in einer Gesellschaft, deren ursprüngliche Geseze schon fehlerhaft sind, ihren verwegensten Unternehmungen Einhalt thun; so waren bis izt die Geseze der menschlichen

Gesellschaft beschaffen, man arbeitet an ihrer Verbesserung: wenn dieses zu Stande gebracht seyn wird, dann werden die Sanftmuth, die Mässigkeit und die Gedult nach ihrem wahren Werth geschäzet, und so, wie sie es verdienen, belohnet werden: nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei den Thieren, die mit ihnen leben. Man wird alsdann besser mit dem Esel umgehen, als heut zu Tage, und indem man ihn glücklicher machet, wird man auch mehr Nuzen von ihm ziehen können. Alsdann wird man empfinden, wie wahr folgende Reflexion des Herrn von Buffon sey, „der „ Esel würde für sich und für uns das erste, das schönste, „ das wol gebauteste und vorzüglichste unter den Thie„ ren seyn, wenn kein Pferd in der Welt wäre. An „ statt des ersten ist er das andere, und deswegen „ alleine scheinet er nichts mehr zu seyn.„

Der Maulesel und der Jumart.

Unser Fleiß scheinet eben so fruchtbar an Mitteln und listigen Erfindungen von allen Gattungen zu seyn, als es die Natur in den Zeugungen und in den Verbindungen ist. Wir können nicht, wie sie, eine vollkommene Simplicität mit unendlichen Abänderungen verbinden, und daher alleine entstehet eine sehr grosse Verschiedenheit zwischen ihren und unsern Werken. Wir scheinen uns an ihr rächen zu wollen, daß wir sie unserm Eigensinne unterwerfen, daß wir sie hintergehen, z. E. durch neue Gattungen von Thieren, aber sie rächet sich auch wegen dieses unerlaubten Verfahrens dadurch, daß sie diese Thiere nicht ohne wesentliche Fehler gebohren werden lässet.

Der Maulesel und alle andere Ungeheuer*) sind Beweise davon: sie haben zwar beinahe alle Eigenschaften ihres Vaters und ihrer Mutter, aber die Natur versagt ihnen das schönste, das kostbarste Geschenck, das sie allen Thieren gegeben hat; sie sind unfähig zur Zeugung.

Unter den zahmen Thieren gibt es keine Ungeheuer, als den Maulesel und den Jumart. Der Maulesel wird gemeiniglich von einem Esel und einer Stute, und zu weilen von einem Pferd und einer Eselin gezeuget. Der Jumart fällt entweder von einem Stier mit einer Stute oder mit einer Eselin, oder von einem Esel mit einer Kuh.

„Dieses Lastthier hat das Maul und den Schwanz „ einer Kuh, die breiten Lenden und den Fuß eines „ Pferdes, und eine Art von hervor wachsenden Hör„ nern: es ist ausserordentlich stark und kann sieben bis „ achthundert Pfund tragen.„ Herr v. Bomare bringt diese Beschreibung in sein Dictionnaire der Naturgeschichte, wie sie in dem Dictionnaire der Thiere befindlich ist, aber es scheinet, als ob er nicht glaube, daß dieses Thiere existire; am Ende dieses Artikels sagt er, daß sich dieses Thier nach einigen Schriftstellern in Auvergne und in Spanien befinde. „ Ich bin nicht im „ Stande diese Sache auszumachen, aber wenn der „ Jumart ein erdichtetes Thier wäre, so hätte ein „ Schriftsteller von Auvergne oder von Spanien die„ ses eingebildete Thier, welches schon seit langer Zeit „ unter den Naturforschern bekannt ist, lange verworfen.

„Nach

*) Man nennet eigentlich das Thier ein Ungeheuer, welches entweder zu zwo Gattungen gehöret, wie der Maulesel, oder welches nicht alle Vollkommenheit seiner Gattung hat, als ein Kind mit zween Köpfen oder vier Armen, oder ohne Ohren, oder ohne Füsse ꝛc. Man nennet auch ein iedes Thier Ungeheuer, das ausserordentlich groß oder abscheulich ist.

„Nach dem neuen Landhause (nouvelle maison
„ rustique) sind die Maulesel sehr zur Liebe geneigt, aber
„ sie zeugen hier nicht (in Frankreich.) Dieß soll aber
„ daher kommen, weil sie, wie die Ungeheuer, ihren
„ Ursprung von zwo verschiedenen Gattungen der Thie-
„ re haben; sie zeugen aber doch in warmen Ländern.*)
„ Wir lassen sie nicht paaren, denn dieses würde sie
„ fehlerhaft und bösartig machen.„ **)

Die Maulesel leben ohngefähr dreissig Jahre, wie die Esel, weil sie auch, wie diese vier Jahre zu ihrem Wachsthum nöthig haben; es ist aber eine Regel der Natur, daß ein iedes Thier siebenmal so lange lebe, als es Zeit zum wachsen nöthig hat.

In den bergigten Ländern bedienet man sich der Maulesel sehr stark, weil sie einen sichern Gang haben; man hat aber noch einen andern Grund, sich derselben überall zu bedienen; sie können beträchtliche Lasten tragen, wenigstens die von der grossen Art, die auch aus dieser Ursache der kleinern Gattung weit vorzuziehen sind.

Man könnte vielleicht durch die Vermischung der Gattungen einige neue Ungeheuer hervor bringen, wie man die Jumarts und die Maulesel erhalten hat; ***) aber diese würden allezeit unvollkommene und zur Fortpflan-

*) Der Verfasser des Dictionnaire portatif du Cultivateur versichert auch, daß die Maulesel in warmen Ländern zeugen; er folgt in allen Stücken dem Landhause. Die Sache ist aber nichts weniger, als gewiß.

**) Warum sollten die Thiere, welche man paaren lässet, schlimmer und fehlerhafter seyn, als andere? Dieß stimmt nicht mit den Gesezen überein, welche die Natur ordentlicher Weise beobachtet.

***) Herr von Reaumur hat eine Henne und ein Kaninichen gepaaret, aber dieser Versuch war ohne Nuzen. Die Liebe will frei seyn, und läßt sich nicht zu so ausserordentlichen Vermischungen zwingen, es sey denn in einer Wüste, oder in einem Walde, oder wenigstens in einem Parc.

pflanzung untüchtige Thiere seyn. Man könnte einige Versuche machen, welche viel vortheilhafter werden könnten, als diese; wenn man z. B. etwas in der Lebensart eines Pferdes oder eines Esels veränderte, und ihn mit schwarzen Brod und Haber fütterte, ihn beständig in freier Luft liesse, wenn er absonderlich hart arbeiten müste, aber auch sehr gut gefüttert würde; denn es ist ein gutes Sprichwort, daß man nur nach dem Maase erndtet, als man säet; ich gebe zu, daß die Bewegung und eine beständige Anstrengung der Kräfte, diese auch bei geringem Futter sehr vermehre; und daß sie überflüssiges Futter ohne harte Arbeit nur schwächer mache, (weil sich zu viel Feuchtigkeiten sammlen, welche durch eine starke Bewegung ausgestossen werden sollten.) Aber man muß mir auch zugestehen, daß von zween Menschen, und folglich auch von zwei Thieren, wovon der eine viel isset und viel arbeitet, und der andere wenig isset, und doch viel arbeitet, der erste sich länger erhalten und einer bessern Gesundheit geniessen werde, als der andere.

Der gröste Fehler der Maulesel, ausserdem daß sie zur Zeugung untüchtig sind, bestehet darinnen, daß sie ungelehrig und widerspenstig sind: man muß, wenn man sie zähmen will, eine starke Stimme haben, Scheltworte und tüchtige Peitschenschläge anwenden; der Treiber muß sie von ihrer zartesten Jugend an so unterthänig machen, daß sie in ihrem ganzen Leben bei seiner Annäherung zittern, ja, so bald er nur seine Stimme hören läßt; es ist mir erzählt worden, daß ein Fürst (wenn ich nicht irre, so war es ein Grosherzog v. Toscana) die schönsten Maulesel von der Welt hatte, die man aber nicht bezähmen konnte, weil sich niemand an sie wagen wollte. Endlich fand er einen Menschen, der sie zahm machen wollte, wenn er ihm erlauben würde, nach seinem Gefallen mit ihnen umzugehen, der

Fürst

Fürst erlaubte es ihm. Er tractirte sie Anfangs mit der äussersten Strenge, und nach der Zeit durfte er nur eine Bewegung machen, oder ein Wort sagen, so thaten sie seinen Willen.

Da der Maulesel von zwei Thieren verschiedener Gattung gezeugt wird, so hat er Eigenschaften von seinem Vatter und von seiner Mutter. Er ist gedultig, arbeitsam und mässig, wie der Esel; er ist schnell im Laufe, und kann Lasten tragen und ziehen, wie die Stute, und kann sich wie sie, unter das Joch begeben.

Ein Paar Maulesel pflügen, wenn die Felder nicht gar zu stark sind, ohne daß sie ihren edlen und leichten Gang verlassen, mehr, als drei Paar Ochsen mit niederhangendem Kopfe. Aber die Erde, daß ich es noch einmal sage, muß nicht feste und zu leimigt seyn; denn der muthige Maulesel, der keiner Arbeit weichet, entkräftet sich, und kömmt eher um, als daß er die Furche verlassen sollte, die er nicht durchbrechen kann.

Er trägt seinen Reuter geschickt durch die beschwehrlichsten und rauhesten Wege, und sehr selten thut er einen Fehltritt. Daher erziehet man in Spanien, wo man noch das nüzliche dem glänzenden vorziehet, die Pferde nur zum Kriege, und wenn man reisen will, so sezet man sich ohne Stolz auf Maulesel; denn wenn sie gleich einen schlecht gebauten Kopf und lange Ohren haben, so wird man doch durch ihre Mässigkeit, durch ihren leichten und sichern Gang für diese geringen Fehler schadlos gehalten.

Ach, wo ist die ehrwürdige Bescheidenheit der alten Französischen Rathsherren! Sie liessen sich, (und zwar nur in ihrem Alter) von einem Maulesel tragen, der oft selbst schon alt war. So kamen sie in den erhabenen Tempel der Gerechtigkeit, nachdem sie öfters auf dem Wege stille gestanden, um ihre Clienten anzuhören; sie demüthigten

thigten dieselbigen nicht durch ein ungedultiges und verächtliches Ansehen. Ein einiger Mensch konnte in ihren Häusern die Dienste, (welche zu derselbigen Zeit leicht waren) eines Thorhüters, eines Laquais, eines Reitknechtes und eines Koches versehen, der Maulesel trug nacheinander Holz, Getraid und andern Vorrath, und auch seinen Herrn. Er trug absonderlich ihn und seine würdige Frau, wenn sie mit einander spazieren gehen wollten.

Wir haben vor unsern Vättern, anstatt des Vortheils der wahren Reichthümer den Vortheil des prächtigen Luxus, des Luxus der die Reichthümer zu Grunde richtet, voraus. Nicht aus Bedürfniß, sondern aus Eitelkeit will man einen Haufen unnüzer Bedienten um sich haben. Der Feldbau, und die Bevölkerung verlangen sie wieder zurück; sie bringen ihre traurigen Tage in den tödtenden Armen des Müssiggangs hin, und vermehren nur die Unruhe ihrer Herren.

Wenn der Pferdstall eines Hauses mehr Aufwand erfordert, als der Tisch, wenn der Herr dieses Hauses nachlässig in einer prächtigen Carosse lieget, und von einem Haufen Bedienten umgeben ist, die besser gekleidet sind, als seine eigenen Kinder, so ist dieß schon eine sehr schlimme und verdrüßliche Sache; aber die folgende ist es noch weit mehr. Ein mit einem Geschirre und einem Gurte versehener Mensch trägt oder ziehet einen andern Menschen; (der nicht krank ist,) kann man die menschliche Gattung, das Ebenbild der Götter, so sehr entehren?

Ende der ersten Abtheilung.

1. Die Freude.

5. Die Traurigkeit.

4. Die Eiferſucht. 3. Die Verachtung. 2. Der Schrecken.

Der Schrecken.

Itr Band Tab. II.

Der Schrecken.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beaurieu, Gaspard Guillard de, 1728-1795 / Volckart, Johann Friedrich / Beaurieu, Gaspard Guillard de

Handbuch der Naturgeschichte oder Vorstellung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in den Werken der Natur Aus dem Französischen übersezt

Bd.: 1[,1]

Nürnberg 1773

H.nat. 205 g-1,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075790-7
VD18 80374573